

# Das neue Wesen

Roman aus dem 16. Jahrhundert  
von  
Ludwig Ganghofer

[www.wissen-im-netz.info](http://www.wissen-im-netz.info)  
[www.kuehnle-online.de](http://www.kuehnle-online.de)  
© Copyright Jürgen Kühnle, 2007  
Version 1.0

# An Fritz August von Kaulbach.

Noch träumt der Wald, sein Rauschen ist wie Schweigen,  
Um schwarze Wipfel blüht noch blau die Nacht,  
Da schon der Sterne rätselvoller Reigen  
Den Morgen ahnt, der bleich im Ost erwacht.  
Hoch im Gefelse schon ein matter Schimmer,  
Im Tal noch Schatten, finster, unbewegt,  
Und vor mir her ein roter Gaukelflimmer:  
Die Blendlaterne, die mein Jäger trägt.  
Durch dichten Talwald reit' ich aus zur Pirsche,  
Den Pfad ersehnd aus des Waldes Haft,  
Denn ferne hör' ich schon den Schrei der Hirsche,  
Ein Lied der Liebe, wild, voll schöner Kraft!

Im dunklen Tann die letzten Eulenrufe,  
Und schon der Drossel erster scheuer Schlag,  
Und immer rascher setzt mein Tier die Hufe,  
Als wär es ungeduldig nach dem Tag.  
Und Schrei um Schrei tönt nieder von den Almen,  
Der Berge Kranz entwirrt sich schon im Licht,  
Ein Wildbach braust, und seine Nebel qualmen  
Aus tiefer Schlucht, die meinen Weg durchbricht.  
Die Brücke schwankt, es seufzen ihre Bohlen.  
Und offene Halde dehnt sich, dämmerstill –  
Ein Windhauch zieht, wie tiefes Atemholen  
Von allem rings, das nun erwachen will.  
Ich seh' die Nüstern meines Pferdes rauchen,  
Der Reif beschlägt den Grund mit weißem Duft,  
Und Wohlriech spür' ich – ihre Seelen hauchen  
Des Herbstes Blumen frierend in die Luft.

Da löscht der Tag den letzten Schein der Sterne.  
– Ein hohes Drama! – Dann das Satyrspiel:  
Mein Jäger löscht das Lichtlein der Laterne –  
Und Dämmerung umwebt mich, grau und kühl.  
Ein Schrei dort oben! Hastig aus dem Bügel  
Schwingt sich der Fuß in das bereifte Moos,  
Es brennt mein Blut, und Eifer ohne Zügel  
Treibt mich zur Höhe aus der Tiefe Schoß.  
Der heiße Kampf des Jägers will beginnen,  
– Noch schnell das Pferd gehalftert an den Baum! –  
Ich zähle die Minuten, wie sie rinnen,  
Vorbei der schauende, der stille Traum!  
Mein Weg wird steil, die kleinen Steine klirren,  
Der Nebel hüllt mich ein und gibt mich frei,  
Und Vögel, die mein Schritt erweckte, schwirren  
Im Grau gedankenschnell an mir vorbei.  
Und wieder wogt es rings um mich und flutet  
Und sinkt und füllt das Tal – ein weißes Meer –  
Und Rosenglanz durchfliegt die Luft und glutet  
Und wirft das Feuer um die Berge her – –  
Wie schön! – Das kann ein armes Wort nicht messen!  
Ich stehe still, und Andacht füllt mich ganz,  
Mein Blut ist ruhig, alle Jagd vergessen,  
Und meine Seele voll von allem Glanz – –

Da denk' ich Deiner – weil ich Schönheit sehe –  
Weil man den Schnitter ruft zu reifer Saat!  
Mein Wunsch geht suchen, Ferne wird zur Nähe,  
Ich finde Dich: schon emsig bei der Mahd!  
Geführt von gleichem Weg in gleicher Stunde,  
So zogst auch Du aus weltentrücktem Haus,  
Das Wald und Fels umgarnen in der Runde,  
Durch schöne Nacht zu schönem Morgen aus.  
Ich sehe Dich: Du schreitest still im Dämmer,  
Dein Auge trinkt der Farben tiefsten Schein,  
Wie Ruh' ist Dir des Wildbachs Zorngehämmer,  
Und auch den Schatten siehst Du hell und rein.  
Und was die Nacht, die zögernd sich entdüstert,  
Durch Schleier leis in deine Seele raunt;  
Was Dir die Glut der kühlen Frühe flüstert,

Die froh erschreckt den eignen Reiz bestaunt;  
Was Dir im Lispelhauch die Blätter sagen,  
Die welkend träumen: daß es feurig lenzt;  
Was frierend Dir die kleinen Blumen klagen,  
Wenn sie der Reif zum Tode weiß bekränzt;  
Was Dir an Glanz die Berge groß entfalten,  
Was hohe Lüfte spielend Dir vertraun,  
Wird heimlich webend sich in Dir gestalten  
Und Schönheit werden, die wir dankbar schau'n!

# 1.

Nun lacht der Tag. In Sonne blüht die Ferne,  
Die kahlen Felder scheinen goldne Flur,  
Seeflächen leuchten drin wie Blumensterne,  
Und Leben predigt sterbend die Natur.  
Der letzte Schatten will in Licht zerfließen,  
Es schreit ein Falk, der sich im Äther wiegt –  
Das ist die rechte Stunde, Dich zu grüßen  
Mit hellem Klang, der Berge überfliegt,  
Und den Geleitspruch meinem Buch zu singen,  
Das ich Dir gebe – ein Geschenk der Zeit,  
In der die Glocken deutscher Hoffnung klingen  
Mit ernstem Ruf, mit schwellendem Geläut.

Ein Bild beschwor ich der vergangnen Zeiten,  
Da Großes wuchs und nur ein Halbes blieb –  
Doch alte Bäume, die sich schattend breiten,  
Sind nie gefallen auf den ersten Hieb.  
Vergangenheit! Steh werbend auf! Und kündel  
Schrei' wie ein Falk, der klar die Sonne sieht!  
Daß unser Volk den Mahnruf doch verstünde  
Auf seinem Wege, der zur Höhe zieht!  
Verlorne Zeit will blühend sich erneuen  
Und schreitet hin durch alles deutsche Land –  
Wird sie begrüßt mit Jubel und mit Freuen?  
Ihr großer, deutscher Wille klar erkannt?  
– Mich faßt ein Bangen – denn der Rätsel größtes  
Für Menschen ist die stumme Zukunft nicht,  
Der Rätsel dunkeltiefstes – ach, wer löst es! –  
Das ist die Gegenwart, die zu uns spricht.  
Den Tag, der glühend uns umschlingt, verstehen,  
Erkennen, was er will, wohin er drängt,  
Das heißt der Zukunft gute Keime säen...  
Und schöne Ernte wird uns rief geschenkt!

Ludwig Ganghofer.

Hubertus, im Oktober 1902.

In den Morgenlüften ein leises Frösteln – wie kühler Sorgenschauer, der die müdgewordene Natur durchrieselte, da sie das Sterben kommen fühlte. Und dennoch ein Tag, daß ihn so leuchtend in allen Farben kein Sommer hätte schenken können. Ein Tag in Gluten, eine letzte brennende Leidenschaft aller überreifen Kräfte des Lebens. Im gelben Flammengestreck der Ahornbäume, im roten Laub der Buchen und unter dem Sonnengold des Morgens schwammen die welkenden Wälder wie Feuerwogen über das weite Tal hinaus, alle Berge mit Glanz umspülend. Zerrissene Leuchtflocken brandeten hinauf zu den steilen Gehängen, auf denen der dunkel Fichtenwald hinüberträumte in den nahenden Winter. Und über ihm, schon weiß behaucht von einem frühen Schneefall, stiegen aus dem ruhigen Meer der dunklen Wipfel die kahlen Felsen in die Lüfte, hart und starr, wie mattes Silber in der Sonne, wie blauer Stahl im Schatten.

Eine stille Reisenglocke, wölbte sich der Himmel über das Kalte und über alle Glut. Getrieben vom leisen Morgenwinde, schwammen kleine schimmernde Sterne zahllos in der Luft: der fliegende Distelsamen. Unkraut, das sich ausstreute! Und war doch anzusehen, als hätte die Sonne von ihren Feuerfunken die schönsten ausgeschickt, um die Erde zu suchen. Und immer ging ein fliegendes Fadenblitzen durch die blauen Lüfte. Wie Märchenzauber war es, wie ein gaukelndes Silberrätsel im Blau. So überreich flogen die zarten Fäden, die der Herbst gesponnen, daß die Wipfelspitzen aller Bäume von ihnen behangen waren wie mit flimmernden Wimpeln. Wo aus dem Tal der rauschenden Ache die weißglänzende Straße emporführte zum hochgelegenen Stift und zu der langen Häusergasse vom Berchtesgaden, trieb der Morgenwind den Flug der glitzernden Fäden von überall zusammen. An den Zinnen des offenen Klosters, an den Brustwehren der um das Stift gezogenen Mauern, an den Giebeln und Schornsteinen der Bürgerhäuser – überall hatte das Geglitzter sich festgeklammert und leuchtete wie ein Elmsfeuer, das am Tage brennt.

Unter dem Blau des Himmels, im roten Brand des Laubes und umspinnen von dem silbernen Geschimmer, glich der häuserreiche Markt einer verzauberten Stätte des Lebens. Nirgends war ein Mensch zu sehen, nirgends ein lebender Laut zu hören. Sonntag war's, und um die Stunde der Kirchenzeit. Nur das Wasser schwatzte, das am Marktbrunnen aus vier bleiernen Röhren in einen großen Trog aus rotem Marmor plätscherte. Und der Frühwind machte die bunten Bänder der grünen Firsdbäumchen flattern, die auf dem Dache eines neuerbauten Hauses aufgerichtet waren. Über seiner Türe stand in frischer Farbe an die Mauer geschrieben:

„Mit Gottes Hilfe hat dieses Haus erbauet:  
Dominikus Weitenschwaiger,  
Meistersinger, Bürger und Holzverleger zu  
Berchtesgaden,  
anno domini 1524.“

Dieses neue, noch unbewohnte Haus war das einzige, an welchem Tür und Fenster offen standen. An allen übrigen Häusern waren die Türen verschlossen, die Gewölbe der Kaufleute waren gesperrt, an den Fenstern waren die Läden zugezogen, oder die kleinen, in dickes Blei gefaßten Scheiben waren von innen dicht verhängt. Das gab dem Anblick der Häuser etwas so Furchtsames, als müßte das in ihnen versteckte Leben zittern vor einer kommenden Gefahr.

Da klang der schwebende Hall einer großen Glocke. Auf dem Turm des Münsters läutete man zur Wandlung. Als die große Glocke verstummte, begann eine kleinere zu läuten, die Glocke der Pfarrkirche. Sie hatte bescheiden warten müssen, bis auf dem Münsterturm die erzene Herrenstimme ihr letztes Wort gesprochen hatte. Auf dem Gottestisch, vor dem die Bürger und Bauern beteten, durfte

das Brot nicht in Christi Leib verwandelt werden, bevor das heilige Wunder sich nicht vollzogen hatte auf dem goldgezierten Altar der adeligen Chorherren.

Wieder die träumende Sonnenstille. Und plötzlich zwei laute Männerstimmen und das Geschrei eines Weibes: „Auf Ehr und Seligkeit, es ist nur ein Kitzbraten! Um Christi Barmherzigkeit, so lasset mir doch das Bröckl Fleisch!“

Aus enger Gasse kamen zwei Kirchenwächter in scheckiger Kleidung. Der eine trug eine Pfanne mit rauchendem Braten, der andere wehrte mit dem Hellebardenschaft die ärmlich gekleidete Frau zurück, die immer die Hände nach der Pfanne streckte, mit angstverzerrtem Gesicht, als hätte man ihr den kostbarsten Schatz der Welt aus dem Hause geholt. Sie war noch jung, aber Gram und Entbehrung hatten ihre Züge schon zerstört. Ganz heiser war sie vom Schreien geworden. „So lasset mir doch das Bröckl Kitzbraten!“

Der Wächter drängte sie gegen den Brunnen. „Lüg nit! Wildbret ist's! Und wer's gestohlen hat? Da soll dich einer fragen, der mit eisernem Züngl redet!“

„Ein Kitzbraten,“ lallte das Weib, „ein Kitzbraten!“

„So? Und wär's einer, so müßt man erst fragen, ob's allweil einer gewesen ist. Es wär nit das erstmal, daß eine mit Teufelshilf einen Kitzbraten aus dem Wildbret macht.“

Das Weib tastete nach dem Brunnen, als wäre ihr eine Schwäche in die Knie gefahren. Ihr verzerrtes Gesicht war bleich geworden. Sie sagte kein Wort mehr. Und die beiden Wächter verschwanden mit der Pfanne im Klostertor. Man hörte die Stimme des Torwärtels, hörte eine lachende Frage, eine lachende Antwort. Das Weib griff mit der Hand an den Hals. Da sah sie plötzlich, daß neben ihr einer stand. Ein Bauer. Der mußte an diesem Morgen schon einen weiten Weg gewandert sein. Die Schuhe waren grau, bis über die Hüften hing ihm der Staub an den Kleidern. Er trug nicht die Tracht der Berchtesgadener Klosterbauern, sondern blaue Strümpfe, eine weiße Bundhose aus Bockleder und ein kurzes Wams aus blauem Zwilch, verbraucht und halb schon entfärbt. Ein grauer Mantel hing ihm über die Schulter. Unter dem Hut, dessen breite Krempe zu einem Dreispitz aufgebunden war, lag das Gesicht im Schatten, umrahmt von langsträhmigem Haar, durch dessen Braun sich schon weiße Fäden zogen. Das Gesicht war ohne Bart, von hundert Krähenfüßen durchrissen; ein Mund fast ohne Lippen, hart und dennoch spöttisch; eine schmale, scharf gekrümmte Nase und zwei graue, blitzende Augen. Die Hände über dem Knauf des Wandersteckens, betrachtete er das Weib und sagte leis, im Dialekt des Schwaben: „Bischt au von Koinrats Schwestern oine, gell?“

Das Weib sah ihn an, als hätte sie nicht verstanden. Doch aus dem Klang seiner Stimme hatte sie das Mitleid gehört. „Mein Mann kranket, seit er fronen hat müssen beim Bärenreiben. Die großen Beißer haben ihn überworfen in der Wand, und da hat er einen schiehen Fall getan. Ganz käsig im Gesicht ist er heimgekommen und verschmizt wie ein Lichtl im Wind. Fleisch müßt er haben, daß er sich kräften könnt. Vierzehn Täg lang hab ich mir's abgespart am Maul, und gestern ahb ich dem Metzger das Stückl Kitzfleisch abgehandelt. Ich hab den Rauchfang zugestopft, daß keine Klosternas was schmecken sollt. Aber die haben Nasen aufs Fleisch, wie der Teufel auf arme Seelen. Von der Glut weg haben sie mir die Pfann davon. Und Wildbret wär's! Und der's gestohlen hätt, müßt bluten! Und tät sich's weisen, daß es Kitzfleisch ist, so muß ich das Wildbret verwendet haben, daß es Kitzfleisch wird. Und ich komm vors rote Malefiz!“ Die Stimme erlosch ihr fast. „So haben sie's der Steffelsdirn gemacht, und in Salzburg ist sie verbronnen worden.“ Ihr zornfunkelnder Blick war auf das kleine, vergitterte Fenster der Torstube gerichtet. Hatte sie von dem Lachen und Schwatzen, das aus der Stube des Wärtels klang, ein Wort verstanden? Wie eine Irrsinnige keuchte sie vor sich hin: „Tät sich doch jeder den Tod in die Gurgel fressen! Und wenn ich ein Stückl verstünd, ein schwarzes – heut tät ich's, heut!“

Da legte ihr der Fremde die Hand auf den Arm, hob das Gesicht, blickte wie lauschend in die sonnigen Lüfte hinauf

und flüsterte: „Lus, Weible, was ischt das für ein nuies Wesen?“

Verwundert, ihres Kummers halb vergessend, sah ihm das Weib in die Augen. Dann guckte sie in die Lüfte. „Ich hör nichts!“

„So?“ Der Fremde lächelte. „Bischt von Koinrats Schwestern oine, die doret<sup>1</sup> isch?“ Sein Blick wurde ernst. „Geh hoim! Hascht bloß e Häpple Fleisch verlore. Aber mich lueg an! Mein Weib hat tanze müsse, zehn Schuh hoch überm Bode! Drei liebe Buebe hab ich gehabt, und koiner ischt übrig, sind äll verbronnen in der Herrefaust! Und an die tauset brave Koinratsbrüder hab ich liege sehen im Blut! – Geh hoim und koch deinem Mann e Muesle, du!“ Mit hartem lachen wandte sich der Bauer ab. Da klammerte das Weib die Hand um seinen Stecken. Noch leiser wurde die Stimme des Fremden. „Hascht verstanden e bissele? So?“ Er zog den Stecken an sich. „Tät dich oiner fragen um mich, so hascht mich nie gesehen und kennst mich nimmer. Und wann den Weckauf hörst, du dorets Weible,“ die Augen des Bauern funkelten, und ein Zug von grausamer Wildheit schnitt sich um den harten Mund, „so koch koi' Muesle nimmer! Schlag zu und beiß und brenn und stich! Hilf zum Koinrat, und der Koinrat hilft zu dir!“

Bleich und wortlos wich das Weib zurück, spähte scheu zum Tor des Klosters hinüber und rannte davon, als wüßte sie in der Nähe dieses Bauern ihr Leben nicht mehr sicher.

Mit steinernem Lächeln sah ihr der Fremde nach. „Mein Körndle isch drin in ihr. Und aufgehe tut's.“ Er beugte sich über den Brunnen und schöpfte mit der Hand einen Trunk. Als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht ein anderes. Wie ein Neugieriger, dem alles gefällt, betrachtete er die Häuser, ging auf das Tor des Klosters zu und nahm höflich den Hut ab. Aus der Torstube konnte er das Schwatzen hören; die drei da drinnen saßen bei der Pfanne. Und eine Stimme klang: „Das Weibl hat recht gehabt, es ist Kitzbraten.“

Ein Lachen. „Wenn ich Hunger hab, muß alles nach Wildbret schmecken. Greif zu!“

„Was war's denn für eine?“

„Die Ruefin.“

„Die von dem Löffelschneider, den bei der Bärenhatz ein Rüd über den Haufen geschmissen hat?“

Jetzt hatte der Wärtel den Bauer gewahrt, kam zum Guckaus und schob das Eisengitter in die Höhe. „Wer bist du?“

Der Fremde begann ein flinkes Reden, machte Bücklinge, nannte den Wärtel ein ‚gutes Herrle‘ und spickte seinen Redefluß mit so drolligen Späßen, daß auch die beiden Kirchenwächter zum Guckaus kamen und einstimmten in das Gelächter des Wärtels, welcher meinte: „Dem hängt der Schwab am Maulwerk, wie der Schwanz am Teufel!“ Immer schwatzend, hatte der Fremde ein Päckl aus der Tasche gezogen und wickelte aus einem Lederlappen zwei beschriebene Blätter heraus, die er dem Wächter reichte. Das eine Blatt war ein Heimbrieff der freien Reichsstadt Augsburg, lautend auf den Namen Sebastian Häfele.

Der Wärtel lachte und ahmte spottend den Dialekt des Schwaben nach: „Häfele! Hascht au dein Deckele bei dir?“

„Ei freilich, guts Herrle!“ Schmunzelnd lüftete der Schwabe den Hut und streckte den Scheitel in den Guckaus. „Lueget hinein ins Häfele, was drin ischt!“

„Bauernstroh und Kuhmist halt!“ erklärte einer von den beiden Kirchenwächtern. „Deck ihn zu, deinen Lausboden!“

Wieder kramte der Schwabe seine Schnurren aus, während der Wärtel die Schrift des zweiten Blattes enträtselte. Das war ein Wegzettel, auf dem der Salzmeister von Reichenhall beglaubigte, daß Sebastian Häfele dem bayrischen Salzamt als Säumer gedient und ohne Steuerschuld seinen Laufpaß genommen hätte. Zu unster in der Ecke trug der Zettel einen kaum sichtbaren Merk: ein Kreuzl, von einem Ring umzogen. Das war ein Geheimzeichen, mit dem der Reichenhaller dem Kloster zu Berchtesgaden anvertraute, daß der Sebastian Häfele ein

---

<sup>1</sup> Taub.

guter Christ wäre, dem die Wittenberger Nachtigall noch kein Loch in den Glauben gepiffen hätte.

„Warum bist du fort von Reichenhall?“

Wie ein Rohrspatz begann der Schwabe zu schimpfen und schnurrte über die ‚notleidigen Brüder‘ vom heiligen Zeno zu Reichenhall eine Reihe der übelsten Kosenamen herunter, bis er erschrocken verstummte und scheu die drei Gesichter im Guckaus anblinzelte. Die lachten. Im Kloster zu Berchtesgaden hörten sie nichts lieber als üble Reden über die Brüder von St. Zeno, die jeden Hader der Berchtesgadener mit dem Erzbischof von Salzburg nützten, um ihnen einen Happen Land aus der Grenze zu reißen.

Der Wärtel fragte den Schwaben mit Wohlwollen: „Was willst du bei uns?“

Der Fremde schmunzelte. „Gute Arbeit mache!“ Seine Augen blitzten.

„Mußt dich halt melden beim Salzmeister.“ Der Wärtel gab dem Schwaben die beiden Blätter zurück. „Zahl die Fremdmannssteuer, den Wegzoll, die Klostermaut, den Bleibverlaub, und alles ist gut!“

„Wie viel tät's ausmache?“

Der Wärtel nannte eine Summe, für die ein Säumer einen Monat schaffen mußte, um sie zu verdienen.

„Nit mehr?“ Der Schwabe machte erstaunte Augen. „Wenn die Reichenhaller nehme, was e Säule wert isch, könne die Berchtesgadener verlange, was en Öchsl zahlt.“

„Jetzt fällt der Ofen ein!“ Der Wärtel lachte. „Ein Bauer, der nit flucht, wenn er zahlen muß!“

„Zahle macht Fried!“ Der Schwabe schob noch einen überzähligen Schilling auf das Brett, zog höflich den Hut, befestigte hinter der Schnur den ‚Bleibverlaub‘ – einen gestanzten Blechschild, den er bekommen hatte – und trat in den Laienhof des Klosters.

Da schmunzelte einer der Kirchenwächter, als wäre ihm ein lustiger Einfall gekommen. „He, Schwab, komm her da!“

Lächelnd kam der Fremde zurück und zog den Hut. „Was isch, ihr Herre?“ Als er am Guckaus die Arme über das Zahlbrett legte, fuhr ihm die leergewordene Pfanne mit der rußigen Unterseite über das Gesicht. „Häfele, schleck am Pfanne!“ Die drei in der Torstube schlugen ein Gelächter auf.

Was man von dem Gesicht des Fremden unter dem schwarzen Ruß noch sehen konnte, war bleich wie Kreide. Aber als er mit dem Mantelzipfel die Wangen säuberte, lachte er schon wieder. „Luschtige Herre! Älleweil e Späßle! So lang, wie's geht!“ In diesem letzten Worte zitterte ein seltsamer Klang. Immer noch lachend, durchschritt der gefärbte Schwabe den Laienhof des Klosters. Da konnte er durch vergitterte Fensterluken allerlei Jagdgeräte sehen, Wildnetze in großen Ballen, bunte Lappen an Schnüren, eiserne Bären- und Wolfsfallen, Jagdspeere und Armbrusten, Treiberklappern und Hundekoppeln. Auf der anderen Seite des Hofes, in der großen Leutstube, in der nach der Kirchenzeit das Dünnbier des Klosters an die von der langen Predigt durstig gewordenen Bauern verzapft wurde, stellten zwei Klosterbrüder, mit blauen Latzschürzen über den weißen Kutten, schon die Holzbitschen zurecht. Vor der Tür der Leutstube stand der Schandpfahl mit rostigen Ketten, mit Eisenbändern für Hals und Beine.

Der Schritt des Fremden wurde rascher. Er kam durch ein offenes Tor in den großen, dreiwinkligen Innenhof des Stiftes. Im Schatten einer Säulenhalle plätscherte ein Brunnen. Hier wusch sich der Schwabe den Ruß vom Gesicht. Ohne sich zu trocknen, die Faust noch im Wasser des Troges, richtete er sich auf und blickte über die Wände des Stiftes hin.

Alle Fenster waren geschlossen, offen nur die Fenster des Kellerstübchens, in dem man weißgedeckte Tische mit Zinnkrügen sah. Daneben gähnte das offene Münsterort, vor dem die klösterlichen Dienstleute standen, die in den Laienbänken des Münsters nicht mehr Platz gefunden hatten: Jägerbruschen, Armbruster und Eisenreiter, Handrohrschilden und Hackeniere, alle mit dem Gesicht gegen die Kirche, mit den Hüten vor der Brust. Die Sonne machte die grellen Farben der buntgezwickelten Wämser

und Pluderhosen leuchten und spann ihre Goldstrahlen durch die bläuliche Weihrauchwolke, die aus dem Münsterort herausdampfte über die entblößten Köpfe. Eine Orgel tremolierte, Geigen, Posaunen, Pfeifen und Pauken fielen ein, und das gab eine Musik, so lustig, als wären diese Klänge nicht das Geleit einer heiligen Handlung, sondern eines ausgelassenen Tanzes.

Der Fremde zog die tiefende Faust aus dem Brunnen und schleuderte die Tropfen gegen das Kirchentor. „Wasser ischt oft schon Fuier worde! Gebet acht!“ Und wieder war sein Gesicht ein anderes, als er hinüberschritt zum Münster und den Kopf entblößte.

Ein Armbruster betrachtete ihn mit verdutzten Augen. „Rammel, was willst?“

„Suchen, wo Gott ischt.“

„Such, wo der deinig haust! In der Leutkrich! Die steht da draußen.“ Der Armbruster wies dem Schwaben mit einem derben Puff den Weg zum anderen Tor des Klosterhofes und sagte zu seinem buntscheckigen Kameraden: „So ein Jauchbruder! Hätt seine Stinkseel misten mögen in der Herrenkirch!“

Im Schatten des Torbogens drehte der Fremde das Gesicht. Dann schritt er auf den sonnigen Platz hinaus. Hier stand zur Rechten die Pfarrkirche, daneben das Rentamt mit schwer vergitterten Fenstern, und zur Linken das langgestreckte Zehenthause mit hochgegebelttem Dach. Man sah durch ein anderes Tor, und zwischen armseligen Häuschen zog sich eine enge Straße hinunter ins Tal der Ache, gegen Salzburg hin.

Entlang der Mauer des Zehenthauses glich der Platz einem kleinen Jahrmarkt ohne Menschen. Da standen plumpegezimmerter Wagen, vor denen die Ochsen und Saumtiere schläfrig die Köpfe hängen ließen. In langer Reihe waren die zweirädrigen Handkarren und die beladenen Kraxen aneinander gerückt, auf denen die Bergbauern ihren Zins und Zehent von den hochgelegenen Höfen heruntergebracht hatten, als sie zur Kirche gingen. So heilig war der Sonntag nicht, daß der Bauer, der unter der Woche schaffen mußte, nicht hätte zinsen und steuern dürfen, wenn das „Ite missa est“ gesungen war. Diese Wagen, Karren und Kraxen standen mit allem beladen, was die Erde des Landes gab und was der Fleiß der schwierigen Männer- und Weiberfüuste zustande brachte. Da waren Hafersäcke und Bündel von Wildheu, Kufen mit eingesalzenerem Kraut, Speck und Rauchfleisch, Drechslerwaren und geschnitzter Hausrat, Körbe mit Käslaißen und Eiern, Käfige mit Hühnern und Tauben, Rollen von Hausloden und Leinwand, Schmalztöpfe und Butterballen, die man zum Schutz gegen die Sonne in nasse, halbverwelkte Lattichblätter gehüllt hatte. An die Wagen waren junge Kälber angebunden, die traurig blökten, und auf den Karren lagen gesprenelte Ferkel, welche quieksten, mit den gefesselten Beinchen zappelten und die Köpfe aus dem Stroh zu erheben suchten.

So war es auf dem Kirchplatz jeden Sonntag, jahraus, jahrein. Michelstag und Lichtmeß waren wohl die großen Steuertage. Doch der Bauer hatte zahlende Arbeit das ganze Jahr, bis er alles herbeischleppte, was er seinen Herren schuldete: den Leibzins und den Todfall, die Liebsteuer und das Freudengeld, die Hals- und Weidhühner, den großen und den kleinen Zehent, den Bubenzins und die Blutsteuer, den gemeinen Pfennig und alle die anderen Beden<sup>1</sup>. Hatte er heute gezahlt, so wußte er nicht, was morgen sein Herr von ihm begehren würde. Bei jeder unnützen Fehde, bei jedem Besuch von Höfen oder Fürstentagen, bei jeder Heirat, für die der Propst eine Schwester oder eine verblühte Freundin auszustatten hatte, bei der Erhebung der Domizelli zu Kapitularen, bei des Propsten Tod und bei des Propsten Wiederwahl, immer mußte der Bauer steuern und fronen. Teuer war das Geborenwerden, teuer das Leben, und am teuersten der Tod.

Wo die Wagen zu Ende waren, standen Bretter- und Leinwandbuden aufgeschlagen, die Waren mit Tüchern überdeckt. Nur eine dieser Buden schien eines solchen

<sup>1</sup> Beden = außergewöhnliche Abgaben.

Schutzes nicht zu bedürfen; sie war geschützt durch die Heiligkeit ihres Krames: geweihte Amulette und Reliquienkapseln, wächserne und holzgeschnitzte Heiligenfiguren, Votivtäfelchen und Weihgeschenke, Ablassbriefe, fromme Wegzettel und Himmelsleitern. An Schnüren hingen mit Holzschnitten geschmückte Blätter, die sich im Morgenwinde sacht bewegten: Flugschriften wider die bösen Prädikanten, so das gute Volk verführen, und wider den verhüllten Wittenberger.

Neben der Bude war ein wohlgenährtes Maultier angebunden, das auf roter Schabracke einen Frauensattel trug. Die beweglichen Flugblätter mochten die Neugier des Tieres gereizt haben; es streckte schnuppernd die Nase nach dem raschelnden Papier. „Lueget! Ischt nur ein unvernünftig Vieh. Und windet die nuie Zeit!“ Das murmelte der Fremde gegen die Kirche hin, als möchte er's den Menschen sagen, die in gebeugter Andacht das offene Tor umstanden: Bauern und Burschen in starrfaltigen Wämsern und Kniehosen; Bäuerinnen im grauen Faltenrock, das Haar eingewunden in das blaue Kopftuch, und junge Mädchen in grünen Zwilchröcken, mit roten oder gelben Spensern, barhäuptig, nur im Schmuck der Flechten. Die einen beteten stumm, die anderen sangen die Worte des Liedes mit, das in hundertstimmigem Chor aus der Kirche tönte.

Als der Fremde zu ihnen trat, wandte keiner das Gesicht. Die Berchtesgadener hatten schon ein Kamel gesehen, das die Stadt Venedig dem Salzburger Bischof schenkte, einen Mohren, den man im Türkenkrieg gefangen hatte, und einen Affen, der aus der neuentdeckten Welt des Kolumbus gekommen war. Wie hätten sie sich noch wundern sollen über einen Fremden mit verstaubten Schuhen? Auch mochten sie Ursach haben, daß ihnen die Neugier nicht allzu lustig wuchs. Es war ihnen anzumerken, daß das Leben auf ihren Schultern lag wie ein schwerer Stein.

Seitwärts von den Betenden hatte sich der Schwabe an die Kirchenmauer gestellt. Prüfend blickte er von Gesicht zu Gesicht und lächelte, als gefielen sie ihm alle: diese müden, unfrohen Augen, aus denen eine stumpfe Schwermut sprach. Nur manchmal ein junges Mädel guckte sehnsüchtig umher; und von den jungen Burschen trug der eine und der andere den Kopf ein wenig höher, als die grauen Männer. Besonders einer! Sein Blondkopf ragte über die anderen hinaus. In der Sonne schimmerte sein dichtes Haargeringle, als trüge er eine silberne Sturmkrone um Stirn und Schläfen. Ein sonnverbranntes Gesicht. Trotz der paar Jahre, die er schon über die zwanzig zählen mochte, hatten die Züge noch etwas Knabenhaftes, etwas Verträumtes. Die blauen Augen blickten gegen die Kirchenmauer, als stünde sie nicht da. Um den Mund, den ein silbriges Bärtchen überschattete, spielte ein halbes Lachen – wie Kinder lächeln, wenn sie denken und nicht wissen, an was. Dieses Kinderlachen, dieser träumende Knabenblick, dazu zwei Schultern wie aus Eisen gerundet, ein tannenschlanker Körper, in dem die ruhende Kraft zu warnen schien: Wecke mich nicht! Die schmucklose Landtracht kleidete ihn gut. In der weißen Leinenkrage, der sich über die Schultern legte, zeigte noch einen sonnverbrannten Streif der Brust; das braune Lodenwams umspannte straff den Körper, ein Kalbfellgürtel mit zwei großen Kupperhaken schloß sich um die Hüften, und die Säume der kurzen Berghose starrten die gebuckelte Dächlein über die gebräunten Knie hinaus.

Dem Schwaben war der Blondkopf lange schon aufgefallen. Und die beiden, die neben dem Blondem standen, als gehörten sie zu ihm? Ein schwächlicher Bursch im schwarzen Leinengewand der Salzknappen, das Fahrleder um den Leib gegürtet, vor der Brust das schwarze Knappenbarett mit dem weißen Federschopf – ein stilles Gesicht mit braunen Augen von warmer Tiefe, die Züge bei aller Jugend schon überzogen von jener Blässe, die man aus den Schächten der Bergwerke ans Licht heraufträgt – nein, das war kein Bruder des anderen. Aber das Mädchen mußte eine Schwester des Blondem sein, obwohl sie braunes Haar hatte, das in der Sonne wie Kupfer flimmerte. Die beiden glichen einander, so

verschieden sie auch waren. Ein paar Jahre mochte die Schwester älter sein, hatte auch den kräftigen Wuchs des Bruders, nur nicht sein sorgloses Lächeln. Ihr Gesicht wäre schön gewesen, hätte nicht in ihren Augen der scheue Blick eines verschüchterten Vogels getrauert, der immer Gefahren sieht.

„Weible,“ sagte der Schwabe eine alte Bäuerin, „wer sind die drei?“

„Das ist die Maralen<sup>1</sup> und der Juliander<sup>2</sup>, die Kinder vom alten Witting. Und der Salzknapp ist der Stöckl-Joseph, der zu Schellenberg dem Salzburger Pfannhaus dient. Das ist der Maralen ihr Liebster. Die zwei täten schon lang gern heuern, wenn sie die Beden aufbrächten.“

Maralens Augen begegneten dem forschenden Blick des Schwaben. Dunkle Röte glitt ihr über die Wangen. Sie schmiegte sich an den Arm des Verlobten und flüsterte: „Da schaut uns ein Fremder allweil an.“

„Laß ihn schauen!“ sagte Joseph leis. „Du Angsthäsi!“

Die Glocke des Münsters begann zu läuten.

Daß in der Herrenkirche der Gottesdienst zu Ende war, das merkte man nicht nur, weil es die Glocke verkündete. Schwatzend kamen die Steuerboten und Wagnere über den Hof der Pfarrkirche gelaufen, um die Getreidescheuern und Zehentkammern zu öffnen. Das gab einen Spektakel, als hätte inmitten des Sonntags ein Werkeltag begonnen.

Es erschienen wohlhabende Bürger, die zum Dank für klingende Wohltat, mit der sie das Kloster bedacht hatten, der Ehre gewürdigt wurden, in der Herrenkirche ihr Herz erbauen zu dürfen. Zwei, in der schwarzen Schube der Gemeinderäte, sprachen von der Predigt, die sie gehört hatten. „Heut hat es der hochwürdige Herr Seyenstock scharf gemacht.“

„Wär der Wittenberger eine Wildsau, so hätt er jetzt einen Spieß im Leib, mit dem er nimmer aufstünd.“

Ein Klosterbruder kam gelaufen, schlüpfte in die Reliquienbude und begann den geweihten Kram zurechtzulegen. Es kam der Rentmeister im Gespräch mit dem Sekretarius des Landgerichtes, Kaspar Hirschauer zu Hirschberg, einem zierlich gekleideten Herrlein, das freche Augen hatte und dabei doch eine wunderliche Schüchternheit zeigte.

Zwei Bürgersfrauen blieben inmitten des Hofes stehen. „Ja,“ sagte die eine, „jeden Abend nehm ich ein Quentl Ingwer dazu. Sonst mag der Meinige den Schlaftrunk nit.“

„Der Meinige will ihn anders haben!“ erklärte die zweite. „Ein Borsdorfer Apfel wird in Scheiben geschnitten. Da gießt man zwei Schoppen Weißen drüber. Dazu an Honig ein achtel Pfund, Zimmet ein halbes Quentl, drei gestoßene Mandeln und sieben weiße Pfefferkörnlen.“

Das hörte die Landrichterin, die mit der Frau des Rentmeisters vorüberging. Hochmütig lächelnd hob sie die Nase in die Luft: „Seit der Pfeffer so billig geworden, muß jeder Schuster auf die Nacht seinen Würzwein haben.“

Die Rentmeisterin, eine behäbige, noch junge Frau mit lustigen Augen, lachte vor sich hin: „Da kriegt der Kaiser deß mehr Soldaten. Ich mach dem Meinigen jeden Abend seinen Schlaftrunk. Fünf Buben hab ich schon.“

Die Landrichterin, deren Ehe kinderlos geblieben, sah gelangweilt auf die Seite.

Ein Chorherr durchschritt den Hof, in seinem weißen Ordenskleid, darüber die weltliche Seidenschube mit dem Marderpelz. Er ging nach seinem ‚Rekreatiionsstübl‘, wie es die Chorherren außerhalb der Klausur in einem Bürgerhaus zu mieten pflegten. Man will sich zuweilen an Dingen erfreuen, denen die Schwelle des Klosters nicht geöffnet steht, zum Exempel an der Lektüre verbotener Schriften.

Nun erschien der Landrichter in Begleitung des ehrenfesten Dominikus Weitenschwaiger. Herr Alexander Pretschlaiffer, des Römischen Rechtes Doktor, war eine hohe Gestalt mit gemessenen Bewegungen, ganz in Schwarz gekleidet, nur die Schuhe rot. Neben dieser dunklen Würde sah Dominikus Weitenschwaiger aus wie ein Stieglitz, der sein buntes Kleid behalten, aber sich zur Fülle

<sup>1</sup> Maria Magdalena. Der Name wird mit dem Ton auf der ersten Silbe gesprochen: Máralen.

<sup>2</sup> Julius Andreas.

eines gewichtigen Küchenvogels ausgefüttert hat. Als Holzverleger ein schlauer Rechner, schwärmte er in seinen Mußestunden für die Poesie und dichtete Meisterlieder, die durch Länge ersetzt, was ihnen an Wert gebracht. „Seit dem letzten Sonntag,“ erzählte er, „hab ich in der Narrenkappenweis ein Lied gesetzt über Gottes ersten Aufenthalt. Das hebt an: ‚Ich rat, wo Gott gewesen ist, bevor die Welt erschaffen war.‘ Das Lied hat fünfunddreißig Strupfen. Jeden Feierabend hab ich fünf gemacht.“

Herr Pretschlaiffer lächelte. „Was habt Ihr am Schluß Eures Liedes über Gottes Aufenthalt herausgebracht?“

„Daß man nit wissen kann, wo Gott gewesen ist.“

„Hättet Ihr das nicht kürzer sagen können? Sal in arte brevitatis, Kürze ist des Liedes Würze.“

„Das Kurze ist in der Poesey viel mühsamer als das Lange. Meine Zeit ist knapp. Allweil gibt's Ärger. Mit meinem Löffelschneidern und Spindeldrehslern ist kaum mehr ein Auskommen. Aber ich druck den Daumen auf. Sollen sie mir Augen machen. Tüt sich einer mehr erlauben, so weiß ich, wohin ich zu gehen hab.“ Er sah den Landrichter an.

„Solang ich das Recht in meiner Hand halte, soll's einem Mann, wie Ihr seid, nimmer fehlen. Aus mehrfachen rationibus ist es an der Zeit, dem unruhigen Volk die wilden Hecken zu beschneiden.“

Weitenschwaiger blinzelte vergnügt. „Mit der Zahlung für die letzte Wagenfuhr hab ich was Schönes mitbekommen: ein Nürnberger Ei, um das Zifferblatt herum ein Bild der freien Stadt. Das muß ich Euer Würden zur Ansicht schicken. Und wenn's Euch etwa gefallen tät –“

Da hub die Glocke der Pfarrkirche zu läuten an.

## 2.

Ein Teil der Bauern, die um das Kirchtor standen, rannte flink zu den Karren und Kraxen. Jeder wollte im Zehenthause der erste sein, um seine Steuer los zu werden und den Heimweg suchen zu können. Auch aus der Kirche drängten sie schon heraus, als wär' ein Ameisenhaufen lebendig geworden.

Juliander drückte die Kappe über das Blondhaar und guckte lachend umher. Sein Vater war, wie sie im Kloster sagten, von den ‚Verläßlichen‘ einer, der mit Zins und Beden niemals im Rückstand blieb; so hatten seine Kinder im Zehenthause nichts zu schaffen. Der junge Knappe hatte Maralen bei der Hand gefaßt. „Jetzt geh ich hinauf ins Rentamt, Lenli. Geb's Gott, daß uns der Weg zum guten ausschlagt.“

„Geb's Gott!“ wiederholte Maralen. Ihre Augen schwammen.

Da legte Juliander den beiden die Arme um den Hals. „Ihr tut ja, als soll't ein Gräbnis geben, nit eine Hochzeit! Wird schon alles gut gehen!“

Die Brautleute hielten sich stumm bei den Händen, dann ging das Mädal gegen die Marktgasse hinüber, Joseph zum Rentamt. Juliander blieb in der Sonne stehen, mit den Daumen hinter dem Gürtel.

Von der Reliquienbude klang die Stimme des Verkäufers: „Ein Fädl aus dem Schweißstuch der heiligen Veronika! Hilft wider alle Krankheit, stillt die Liebesnot und füllt den leeren Beutel! Ein wundertätig Fädl vom Schweißstuch der heiligen Veronika! Kostet zwanzig Heller in weißer Münz! Ein Spottgeld für so ein heilig Ding! Heda, Meidl, du schieches! Schaust mir grad so aus, als tütst du einen mögen, dem's grauset vor dir! Kauf, kauf, und alle Liebesnot hat ein End. Noch heut zum Abend muß er an deinem Kammerfenster sein! Aber am Morgen mußst du ihn wieder laufen lassen, gelt!“ Gelächter erhob sich um die Bude.

Juliander wollte nähertreten. Da legte sich eine Hand auf seinen Arm. Der Schwabe stand vor ihm. Juliander nickte einen freundlichen Gruß: „Bist fremd in der Gegend? Brauchst du einen zur Hilf?“

„Wärst mir zur Hilf der Liebste, du! Aber lus, du heller Bub,“ der Schwabe blickte zur Sonne hinauf, „was isch das für ein nuies Wesen?“

„Ein neues Wesen?“ Juliander lachte die Sonne an. „Männle, das lichte Wesen da droben ist alt. Das hat der liebe Herrgott erschaffen vor sechsthalbtausend Jahr.“

„So? Paß auf, du, dir wird's au noch komme, daß du minder luschtige Antwort findest!“ Mürrisch wandte sich der Fremde ab, und Juliander sah ihm verwundert nach.

„Ein Zehenknöchel des lieben heiligen Laurenzi!“ klang es von der Reliquienbude. „Das hütet euer Haus vor Feuersgefahr und verscheucht den Blitz!“

Der Schwabe stand wieder beim Kirchtor. Unter den Leuten sah er einen, der ärmlich gekleidet war und eine verstümmelte Hand hatte, an der die Schwurfinger fehlten. Langsam ging der Fremde hinter diesem Manne her und flüsterte ihm über die Schulter zu: „Koinratsbruder, was isch das für ein nuies Wesen?“

Dunkel stieg dem Verstümmelten das Blut in die Stirne, während er den Schwaben betrachtete und durch die geschlossenen Zähne die Antwort zwischelte: „Wir müssen von Herren und Pfaffen genesen!“

Der Schwabe nickte. „Ich geh mit dir.“

„Tu's nit!“ Der Verstümmelte beugte sich nieder und nestelte mit der linken Hand an seinem Bundschuh. Dabei lispelte er: „Mir passen sie auf, tütst ihnen verdächtig werden, wenn du bei mir bist.“ Dann ging er weiter. Der Schwabe blieb zurück und sah unter den letzten, die aus der Kirche traten, einen greisen Mann in Bergmannstracht. Der fuhr sich auf der Kirchenschwelle mit der Hand über die Augen, wie um einen Schleier fortzuwischen, dann blickte er aufatmend zur Sonne hinauf.

Lächelnd ging der Fremde hinter dem Alten her: „Ich soll dich grüßen vom Bruder Martin.“ Hastig drehte der Bergmann das Gesicht. Und der Schwabe fuhr sich mit der

Hand über die Augen, sah zur Sonne hinauf und flüsterte: „Die schweigende Zeit isch vorbei, gekommen isch die Zeit des Redens. Bruder, wer bischt du?“

„Hans Humbser, des Klosters Salzmeister.“

Lächelnd zog der Schwabe aus seiner Tasche den Wegzettel des Salzmeisters von Reichenhall und gab ihn dem Bergmann hin.

Der Alte betrachtete zuerst das Blatt und dann den Fremden, als verstünde er etwas nicht. Schweigend deutete er mit dem Daumnagel auf den kleinen Merk in der Ecke des Zettels.

„Er hat mir zu gutem Weg geholfen,“ zischelte der Schwabe, „der Reichenhaller Bruder hört die Nachtigall singen.“

Vorsichtig nach den Leuten blickend, die in der Nähe standen, gab der Alte das Blatt zurück. „Kannst nächten in meinem Haus. Ich habe noch einen Weg ins Rentamt. Geh die Straß hinunter gegen das Achental, und komm ich vorbei, so gehst du mit mir.“

„Ein päpstliches Heilzettelein von wundersamer Kraft und Wirkung!“ klang die Stimme des Klosterbruders aus der Reliquienbude. „Kostet einen Gulden und ist tausend wert!“

Zu dem Ring von Weibern und Kindern, welche die Bude umdrängten, hatten auch Männer sich gesellt, unter ihnen ein Mann von hünenhaftem Körperwuchs, das derbe Gesicht von schwarzem Bart überwuchert. ‚Schmiedhannes‘ nannte ihn einer, mit dem er schwatzte. Man merkte ihm den Schmied auch an den Händen an.

„Wird solch ein Heilzettelein in ein Blech gelötet,“ klang es aus der Bude, „und wird es vergraben in einem Acker, so schadet kein Ungewitter und kein Unziefer. Wird solch ein Zettelein eingespundet in ein Butterfaß, so verhütet’s alle Hexerei, die Milch gerinnt nit und der Butter geht schön zusammen. Verschluckt ein Weib in ihrer schweren Stund das Zettelein, so geht alles gut vonstatten, und das Kindl dringt in seiner Hand das Zettelein wieder mit zur Welt. Da kann’s ein andermal wieder gebraucht werden.“

So eifrig und lärmend drängten sich die Leute zum Kauf, daß das Maultier, das neben der Bude angebunden war, zu scheuen begann. „Gib Ruh!“ sagte der Schmiedhannes und schlug das Tier auf die Schnauze. „Das Vieh muß einem Herrn gehören, weil ihm der Bauer in der Näh nit taugt.“ Dann lachte er, hob von der Erde einen kleinen scharfkantigen Stein und fuhr mit der Hand unter die Satteldecke des Maultiers.

Eine Weile später kam ein Knecht, schnallte eine Ledertasche hinter den Sattel, band das Maultier los und führte es zu einer freien Stelle des Kirchplatzes. Hier wartete ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, nicht groß, doch von schmucker, leichtbeweglicher Gestalt, die zu lieblicher Rundung neigte. In dichten Falten floß das grüne Tuchkleid an ihr nieder, und um die Büste schmiegte sich ein rostfarbenes Koller, das die fein gefälte Leinwand am Halsausschnitt des Leibchens gewahren ließ. Am Gürtel hing ein Täschl aus Hirschleder. Das schwarzbraune Haar, kurz und leicht gekraust, lag offen um die Schultern, und unter der grauen Pelzmütze, die einer Jägerkappe glich, quollen dicht die zerzausten Löcklein hervor und schwankten dunkel um Stirn und Schläfen. Die Wangen hatten einen bräunlichen Anhauch, der an eine Heimat unter südlichem Himmel denken ließ. Dazu ein Näschen, zierlich und fein, ein streng gezeichneter Mund von knabenhafter Herbheit, trotzig und heiter zugleich. Manchmal ging um die Lippen ein leises Zucken, wie um das Schnäuzl eines jungen Hasen. Mit leichtem Schatten schmolzen die dunklen Brauen ineinander, unter denen sich die braunen, glänzenden Augensterne flink bewegten und verwundert hinblickten über die Gesichter der Bauern, die das Fräulein mit wenig freundlicher Neugier musterten. Nur eines von diesen Gesichtern lachte, das Gesicht des Schmiedhannes.

Während der Knecht das Maultier näherführte, zwängte das Mädchen die Finger in die hirschledernen Handschuhe. „So, fertig!“ Ohne die Hilfe des Knechtes in Anspruch zu nehmen, zog sie mit kräftigem Ruck am Satteltgurt die Schnalle fest. Das Maultier zuckte zusammen. Unter freundlichen Worten streichelte ihm das

Mädchen den Hals und schickte den Knecht seiner Wege. Geduldig wartete sie ein Weilchen, bevor sie den Fuß in den Bügel hob. Dabei sah man, daß sie nicht Mädchenschuhe trug, sondern lederne Lersen, wie ein junger Falkner. Nun schwang sie sich in den Sattel, flink und leicht. Kaum saß sie, als das Maultier wieder unruhig wurde. Schnaubend tat es ein paar Schritte und blieb wie angewurzelt stehen. Bei den Versuchen der Reiterin, das Tier vorwärts zu bringen, begannen die Leute zu lachen, obwohl der Schmiedhannes gutmütig meinte: „Haltet Ruh, euer Lärmen macht das Tierl noch bockbeiniger, als es eh schon ist! Das Fräulen tut sich halt hart mit dem Reiten. Ein Spinnrad treten, ist leichter.“

Im ersten Ärger stieg der jungen Reiterin das Blut ins Gesicht. Hastig griff sie nach der Gerte, die am Sattel hing, und gab dem Tier einen Streich über den Hals. Mit aufgeblähten Nüstern begann das Maultier zu schreiten; plötzlich fing es an zu bocken und auszuschlagen, machte Seitensprünge und drehte sich im Kreis, als wär’ es sein einziges Bestreben, der Reiterin und des Sattels ledig zu werden. Seine Herrin schien den Ärger überwunden zu haben; jemehr die Leute lachten, desto lustiger lachte sie mit und hielt sich so fest im Sattel, als wäre sie mit ihm verwachsen. Da fing der Schmiedhannes zu schreien an: „Helfet dem Fräulen! Helfet dem Fräulen!“ Bald von der rechten, bald von der linken Seite sprang er an das Tier heran und fuchtelte mit den Armen, als wollte er die Zügel greifen. Darüber wurde das Maultier völlig toll und begann in scheuer Wildheit über den Platz zu rasen. Die junge Reiterin wurde bleich, die Weiber begannen zu zetern, die Kinder kreischten und die Männer schalten. Da sprang ein blonder Bursch auf die Reiterin zu und haschte den Zaum des Maultiers. Nun stand es, schnaubend und zitternd.

„Ich dank dir!“ stammelte das Mädchen. „Was der Braune nur hat, heute? Sonst ist er die Sanftmut selber.“

„Das Tierl muß einen Druck am Sattel haben,“ sagte Juliander, während er dem Maultier mit der flachen Hand die Nüstern rieb, „ich mein’, du solltest absteigen, Meidl!“

Sie ließ sich aus dem Sattel gleiten und wollte am Gurt die Schnalle lösen. Juliander schob das Mädchen mit dem Ellbogen beiseite: „Laß nur, ich mach schon alles.“

Verwundert blickte sie zu ihm auf, während er den Gurt löste und dem Maultier den Sattel vom Rücken nahm. Im Fell des Tieres fand er ein Grübchen, das ein wenig blutete. „Da muß was unter dem Sattel gelegen haben, ein Stein, oder sonst was.“

„Aber der Braune hat mich doch hergetragen in aller Ruh.“

„Was einem ins Leben schneidet, spürt man nit gleich. Da ist ein Tierl nit anders als wie der Mensch.“

Sie lachte. „Ich spür das gleich, wenn mir etwas weh tut.“ „Ich nit. Oft blut ich und muß mich fragen: was hab ich denn?“

So plauderten sie, als wären sie allein und wüßten nicht, daß hundert Menschen umherstanden. Juliander rieb dem Tier mit dem Daumen die gepreßte Stelle. „Jetzt, mein’ ich, ist’s gut.“ Er legte den Sattel auf und schnallte den Gurt.

Die Reiterin schwang sich in den Bügel, und der Braune muckte nicht. Von selber wollte er vorwärts, aber das Mädchen zog den Zügel an und blickte lächelnd auf Juliander nieder. „Wer bist du?“

„Der Juliander.“

„So?“ Sie lachte. „Jetzt weiß ich aber viel!“ Dann reichte sie ihm die Hand. „Ich dank dir, Juliander!“

„Ist gern geschehen!“ Er sah das Wohlgefallen in ihren fröhlichen Augen. Verlegen zog er die Hand zurück.

Ein leiser Zungenschlag brachte das Tier in Gang. Ruhig trabte der Braune mit seiner Reiterin dem Tor entgegen. Juliander sah ihr nach. Und weil der Verlobte seiner Schwester vom Rentamt kam, als die Reiterin das Tor passierte, fragte er: „Joseph? Weißt du nit, wer das Meidl ist?“

„Wohl, das ist dem Thurner von Schellenberg sein Kind.“ „Der in der Burghut am Hangenden Stein als Pfleger sitzt?“

„Dem seine Tochter, ja. Ist ein guter Herr. Schimpft er, so meint er's nit gar so ernst. Ist von den wenigen einer, mit denen man hausen kann.“

Juliander sah das Tor an, durch das die Bauern aus und ein gingen. Nun schüttelte er die Schultern und hatte sein heiteres Lachen wieder gefunden. Es verging ihm, als er den jungen Knappen ansah. Dem war das Gesicht wie Kalk so weiß. „Mensch? Was hast du?“ Im gleichen Augenblick kam Maralen, in der Hand ein kleines Bündel. „Joseph?“ Ihre Sorge zitterte im Klang dieses Wortes. Schweigend nahm Joseph seiner Braut das Bündel ab. „Aber Bub!“ Maralen umklammerte seinen Arm. „So red doch ein Wörtl! Hast du das Häusl vom Burgerlehen gekriegt für uns?“

„Das kriegt von den Klosterknechten einer, der heuern will.“

Maralens Augen füllten sich mit Tränen. „Wär so ein liebes Häusl gewesen! Müssen wir halt warten, bis ein anderes frei wird.“

„Das Hüttl vom Wiesengütl wär frei.“

„So nimm's doch, nimm's doch!“

„Ich hab's genommen, Lenli!“

Da schien bei Maralen alle Sorge geschwunden. Warme Röte ging ihr über die Wangen. „Gott sei Dank! Unser Glück ist unter Dach.“

Juliander rüttelte die beiden zärtlich. „Muß ich halt gleich der erste sein, beim Gutwünschen. Die lieben Holden sollen ihr Nestl haben in eurer Stub, und die Hausnatter muß ein Krönl tragen!“

„Unter Dach?“ sagte Joseph, als hätte er nur Maralens Worte gehört. „Das Dach ist aber schlecht, Lenli! Und das Hüttl hat mehr Löcher, durch die der Wind geht, als Fenster, durch die das Sonnenlicht fallen könnt.“

„Müssen wir halt die Sonn in uns selber haben!“ Maralen strich ihrem Liebsten mit der Hand über die Wange. „Dach ist Dach. Für ein Glück, das feste Händ hat, ist auch das schlechteste Häusl noch ein gutes!“

Nun schien es auch dem jungen Knappen wohler zu werden. „Vergeltsgott, Lenli! Bist allweil zum überlaufen in der siedenden Sorg. Und hast in deiner Lieb doch ein Herz wie ein Mannsbild. Jetzt kann ich dir auch leichter sagen, wieviel das Hüttl zur Übergab und Steuer nimmt.“ Joseph sah zu den Fenstern des Rentamts hinauf, und es stieg ihm der Zorn in die Kehle. „Allweil hat der Sekretari an seinem Bärtl die haar gezogen und hat verlegen getan, als wär ich der Herr und er der ander, der bitten müßt. Und hat sich wie ein Igel an mein bissel Gut gehangen! Was mir hinter dem Todfall für Vater und Mutter verblieben ist, geht alles drauf. Und was dein Vater zuschießt, alles, Lenli, alles! Und Abzug von der Wochenschicht muß ich mir machen lassen durch dritthalb Jahr.“

Maralen war bleich geworden. Und Juliander ballte die Fäuste. „Den Kerl da droben, den soll –“ Da legte ihm die Schwester die Hand auf den Mund. „Sei still! Es könnt's einer hören.“ Und zu Joseph sagte sie: „Müssen wir's halt haben, so teuer, wie's ist!“

„So leicht nimmst du's, Lenli? Unser Glück hat leere Händ!“

Nun lächelte sie wieder. „Mußt es umkehrt sagen! Unsere leeren Händ, die haben das Glück. Das nimmt uns keiner. Komm, wir gehen heim. Kannst du über den Tag heut bleiben, Joseph?“

„Bis zum Abend. Meine Schicht im Salzwerk geht um Mitternacht an.“

Als die drei sich auf den Heimweg machten, ging auch der Salzmeister Humbser zum Tor hinaus. Er schien es eilig zu haben. Je weiter er hinunterkam ins Tal der Ache, desto armseliger wurden die Wohnstätten, die sich ängstlich hinter das welkende Laub ihrer Gärten zu ducken schienen. Zwischen zweien dieser Gärten erhoben sich geschwärzte Mauerreste, von Gestrüpp umwachsen. Es war die Brandruine vom Zehenthau des Frauenklosters, das die Lehensbauern in einem Aufruhr niedergebrannt hatten. Vor dem schwarzen Gemäuer lag der Schwabe auf seinem Mantel. Ein zweirädriger Karren kam aus dem Bachtal herauf, von einem Ochsen im Joch gezogen. Dem Karren gingen zwei Waffenknechte des Klosters voran, die langen Spieße geschultert. Ein vierzehnjähriger Bub, die

Augen verweint, lenkte das trägschreitende Zugtier. Nun blieb der Ochse stehen, um zu rasten. Der Bub legte einen Stein unter das Karrenrad und flüsterte: „Vater, ich seh das Tor schon.“ Aus dem Karren klang die müde Antwort: „Fahr zu!“

Der Schwabe trat heran und sah zwischen den Brettern der Wagenkufe einen Mann liegen, an Händen und Füßen gefesselt. „Mensch? Was hast du verschuldet?“

Mit stumpfen Augen blickte der Gefesselte auf. „Heut ums Tagwerden sind vier Hirsch in meinen Garten gebrochen und haben das bissel Kraut ausgeschlagen. Im Zorn hab ich mein Beil geworfen und hab von den lieben Herentierlen einem zu weh getan. Der Jäger hat die Schweißfähr gefunden. Jetzt muß mich mein Bub zum Kloster führen. Geht's gut, so kostet's einen Finger.“

Da rief von den Knechten einer: „Vorwärts!“ Mit Gerüttel kam der Karren in Gang.

Der Kopf des Gefesselten lag auf dem harten Holz; die Bretterkante hatte ihm die Wange blutig gescheuert. Hinter dem Karren hergehend, riß der Schwabe ein Stück Zeug von seinem Mantel und schob es dem Gefesselten unter den Kopf.

Das sah der Salzmeister, als er am Karren vorüberging. „Bleib einen Steinwurf hinter mir!“ Fast schon im Tal, bei einer Biegung der Straße, blieb Humbser stehen, bis der Schwabe kam, und reichte ihm die Hand. „Evangelischen Gruß, mein Bruder in Gott!“ sagte er leis. „Besser als an deinem Loswort hab ich da droben am Karren gesehen, daß ich dir trauen darf. Da drüben am Berghang steht mein Haus. Das soll dir sein wie dein eigen Dach. Aber ich mein', der Nam auf deinem Wegzettel hat Löcher im Kittel. Wer bist du?“

Der Fremde guckte sich nach allen Seiten um. „Sind Ohre dabei, so sag, wie ich heiß im Wegzettel: Häfeler-Baschti. Zwischen dir und mir,“ die Augen des Schwaben blitzten, „da sag: Joß Fritz!“

Erschrocken stammelte der Salzmeister: „Der bist du?“

„Willst du mir jetzt dein Haus verschließen?“

Der Greis schüttelte den Kopf. „Ich hab genug vom Leben, mein Weib ist tot, meine Buben sind draußen in der Welt. Bringt dein Nam das Elend über mich, so will ich's tragen. Komm!“

Als sie auf schmalen Fußpfad gegen den rauschenden Bach hinunterstiegen, fragte Joß Friz: „Kannst du mich führe zur Nacht?“

„Wohin?“

„Wo ich verlässliche Mannsleut find.“

„Ich tu nichts gegen das Kloster, dem ich geschworen hab. Mußt deinen Weg schon selber suchen.“ Ein paar Schritte gingen sie weiter. Dann blieb der Alte stehen und sagte: „Da droben am Untersberg, über dem roten Buchwald, da heißt man's in der Gern. Da hausen wortfeste Leut, der Brunnlechner, der von der Etzermühl, der Rabensteiner, der Dürrlechner, der Frauenlob, der Stiedler, der alte Witting.“

„Witting?“ fragte der Schwabe mit raschem Wort. „Der von dem blonde Bube der Vater ischt?“

„Der, ja!“

Schweigend suchte Joß Friz mit den Augen den Weg, der hinaufführte zu jener Höhe, blickte nach der Straße zurück und lächelte, als er die Witting-Kinder zwischen den roten Bäumen sah.

Sie schritten nicht Seite an Seite. Juliander ging der Schwester und ihrem Verlobten voraus und trällerte ein Lied vor sich hin.

Maralen und Joseph gingen Hand in Hand. Und das Mädle fragte: „Wann meinst du, daß unser Festtag sein könnt?“

„In sieben Wochen bin ich mit unserm Häusl so weit, daß wir einziehen können. Viel Arbeit wird's machen. Kein Fenster schließt, in den Stuben muß der Lehm Boden frisch geschlagen werden, und das Dach muß neue Schindeln haben. Aber acht Tag vor Kathrein, mein' ich, bin ich fertig. Da könnt dein Vater den Hausrat führen, und am Tag vor Kathrein könnten wir heuern.“

„Mir ist alles recht, wenn's nur kein Freitag ist.“

„Ein Mittwoch ist's, der beste Tag fürs Glück.“

Sie blickte zu ihm auf, und in diesem leuchtenden Blick ihrer Freude ging alle zitternde Angst ihres Lebens unter. Joseph legte den Arm um ihre Schulter. So gingen sie hinter dem Bruder her. Der hatte von einer Haselnußstaude eine dünne Gerte gebrochen, hatte sie bis auf die Spitzenknospe entblättert, und während er sie beim Wandern vor sich hinstreckte, als wär's eine Wünschelrute, sang er zur Sonne hinauf:

„Bist du des Goldschmieds Töchterlein,  
Ich bin des Bauren Sohn,  
So zieh dich an und mach dich schön  
Und sag: jetzt will ich tanzen gehn!  
Und lauf mit mir davon!“

An der Stelle, an der sein Weg sich von der Straße trennte, blieb er stehen und blickte sinnend in das rotleuchtende Tal, durch das die Königseer Ache ihre weiß zerquirlten Wellen gegen Schellenberg sandte. „Joseph? Hat der Thurner von Schellenberg auch Buben?“

„Nein, warum?“

„Denken hab ich müssen: wenn sein Meidl schon so lieb ist, was müßt er für schmucke Buben haben!“

„Der ist bloß ein Jahr verheuert gewesen. Sein Weib hat er von einem Kriegszug aus Welschland mitgebracht. Die soll so schön gewesen sein, daß die Leut noch allweil von ihr erzählen.“

„Freilich!“ Juliander nickte. „Wie heißt denn das Meidl?“

„Ich weiß nit. Ihre Mutter, erzählen die Leut, die hätt sich an den langen Winter nit gewöhnen können. Die wär verstorben an der Kält, im gleichen Jahr, in dem sie dem Thurner das Meidl geschenkt hat. Ist ein resches Ding. An der ist ein Bub verloren gegangen. Die geht jagen mit dem Vater und schießt wie ein gelernter Armbruster.“

„Ist halt ein Herrenkind!“

Während Maralen und Joseph zur Linken über den steilen Bergweg hinaufstiegen, stand Juliander noch immer auf der Straße und blickte über das Tal hinaus. Dann machte er lange Sprünge, um die beiden einzuholen, und sang:

„Jungs Fräulein, willst nit mit mir gehn,  
Bist müd, so kannst auch reiten,  
Ein Sichelein, das kauf ich dir,  
Im stillen Wald, da sollst du mir,  
Den reifen Haber schneiden.“

Rauh gesteiht, von den Regenbächen zerrissen, führte der Weg gegen die Gehänge des Untersberges hinauf. Bald verlor er sich ganz im Gehölz, lenkte wieder auf eine Lichtung und zog an abgeernteten Feldern vorüber. Auf einem Acker, in der Nähe eines baufälligen Hauses, lag noch der Hafer in verwüsteten Schwaden umher. Da hatten die Wildschweine gepflügt und die Saat so übel zugerichtet, daß es der Bauer nicht mehr der Mühe wert gefunden hatte, den Rest der zerstörten Ernte in die Scheuer zu holen.

„Die armen Leut!“ sagte Maralen leis. „Und allweil elender wird das Häusl.“

„Ist halt ein Lehen!“ meinte Joseph. „Die drinnen hausen, sind alt. Und Steiner tragen für ander Leut, die nachkommen, das tut keiner gern.“

„Unser Haus ist doch auch ein Lehen,“ fiel Juliander ein, „und steht noch allweil da, als wär der Baumeister erst vor einem halben Stündl davongegangen. Gesiegelt hat's der Vater auch nit, daß ich hinter seiner im Lehen bleiben kann.“

Auf Maralens Stirne war ein Schatten. „Es wär besser, wenn er das Lehen ein bißl verfallen lassen tät. Was mindern Wert hat, lassen einem die Herren lieber. Gott soll's geben, Bub, daß dir der Vater das Lehen halten kann!“

Juliander lachte. „Wird schon gehen! Und der Vater soll noch leben bis auf hundert Jahr! Vielleicht erlebt er's noch, daß bessere Zeiten kommen.“ Er begann mit der Gerte zu fucheln und sang ins Blaue hinauf.

Maralen schüttelte lächelnd den Kopf. „So möchte ich's haben in mir wie der Bub. Geht ein Wetter nieder, so scheint bei ihm noch allweil die Sonn.“

Juliander sang:

„Ein Kriegsmann ist geritten  
Durchs dunkle tiefe Holz,  
Was findt er auf der Heiden?  
Ein Fräulen hübsch und stolz.“

Er nahm sie um die Mitten,  
Wo sie am schwänksten war –“

Das Lied unterbrechend, stieg er flink durch den Wald hinauf, in den sich der Karrenweg wieder verloren hatte, und kam den beiden anderen voraus. Als der Weg auf eine sonnige Lichtung führte, sprang Juliander einem Hügel zu, von dessen Höhe man über den Wald hinaussah in das rotleuchtende Tal mit den sonnigen Bergen im Blau. Die Kappe schwingend, trieb er's wie ein junger Hüterbub, dem der erste Blick von hoher Alm in die Tiefe alle Freude seines jungen Lebens wie einen Rausch ins Blut gegossen. Maralen sah den Jauchzenden lächelnd an, zog den Daumen ein und flüsterte: „Unverschrien!“ Und Joseph fragte: „Bub, was hast du denn heut? Was tust du denn gar so freudig?“

„Weil die Welt so rot ist und das Leben so blau!“ Juliander wirbelte die Kappe hoch in die Luft und sang:

„Die Hecken haben Rosen,  
Das Feld hat grünen Klee,  
Und hoch auf hohen Bergen  
Da liegt ein tiefer Schnee.“

Der tiefste Schnee muß schmelzen  
Das Wasser geht dahin,  
Und bist mir aus den Augen,  
So bist mir aus dem Sinn!“

Als das Lied zu Ende war, hörte man einen Nachklang im Walde, als wäre in den Wipfeln eine Stimme, welche weitersingen wollte.

Am Saum des Gehölzes, wo der steigende Weg sich wieder zwischen Bäumen verlor, saß ein alter Bauer, die Mütze neben sich im Gras, die verschlungenen Hände auf dem Knie. Er trug einen braunen Lodenkittel ohne Ärmel; die Sonne hatte ihm die sehnigen Arme so dunkel gebräunt, daß sie fast von gleicher Farbe waren wie der Rock des Mannes. Ein Sechzigjähriger, das Gesicht nicht greisenhaft, trotz vieler Furchen. Der Wind spielte mit dem grauen Haar und mit den Wellen des verblichenen Bartes, der lang auf die Brust herunterhing. So saß der Alte. Nur seine Augen lebten – es waren die gleichen Sorgenaugen, wie die Maralen sie hatte.

Juliander grüßte lachend. „Vater, wie kommst du daher?“

Der alte Witting fragte: „Hat's gut gegangen?“

„Gut und schlecht!“ erwiderte Joseph. „Das Wiesengütl haben sie uns lassen. Ein elends Hüttl und teuer wie Brot.“

Der Bauer nickte. „Jetzt habet ihr euer Dach. Freilich, 's hat allweil sein müssen einmal!“

Maralens Augen erweiterten sich. „Vater, es ist mein Glück!“

„Freilich, Kind! Geh nur voraus mit deinem Joseph! Junge Paarleut haben allweil was Heimlichs.“ Er nahm die Mütze vom Boden auf. „Geh nur, ich muß was reden mit dem Buben.“

„Komm, Lenli!“ Joseph faßte Maralens Hand.

Den Rücken gekrümmt, guckte der Alte auf dem Fleck umher, auf dem er gerastet hatte. „Komm!“ Schweigend ging er ein Stück Weges, blieb stehen, sah das junge Paar zwischen den Bäumen verschwinden und streckte die Hand, als möchte er etwas halten, was ihm entflohen. „Jetzt müssen wir das Lenli hergeben.“

„Das hast du doch gewußt, derzeit sie mit dem Joseph geht.“

„Aber allweil ist das Hergeben noch vor der Tür gestanden. Das ist wie bei einem alten Leut. Allweil weiß man, daß man sterben muß, aber allweil denkt man: halt morgen erst! So geht's mir mit dem Lenli. Allweil hab ich mir denken können: halt morgen erst! Jetzt haben die jungen Leut ihr Dach. Und das Lenli geht.“

„Sie geht doch in ihr Glück.“

„Ich sollt mich freuen drüber. Aber ist das Lenli draußen, so bleibt mir im Leben ein Loch.“

Erschrocken sah Juliander den Vater an.

Der Alte legte dem Sohn die Hand auf die Schulter. „Ich tu ein Unrecht an dir, weil ich dem Kindl so nachhäng, als wär's mein einzigs. Aber Bub ist Bub. Beim ersten Sprung über die Hecken reißt er sich los von Vater und Mutter und ist einem aus der Hand gewachsen, man weiß nit wie. So ein Meidl bleibt hängen an der Vaterseele. Allweil meinst du noch, du tätst dein Kindl herzen, und gählings ist ihr ein Fremdes ins Blut gefallen. Es ist dein Kindl noch und ist es nimmer. Das merken müssen, ist hart. Das Lenli ist der Sonnschein in meiner Stub gewesen. Den muß ich verlieren.“ Dem Alten schwankte die Stimme. „Ich hab 's Verlieren nie gelernt. Zehn Jahr ist's her. Und noch allweil spür ich's in meiner Hand, wie kalt deine Mutter auf dem Schragen gewesen ist. So muß ich jetzt meiner Freud am Lenli die Augen zudrucken.“ Er blickte in den Wald. „Da seh ich einen Buchschwamm. Den kann das Lenli zum Hausrat brauchen.“ Der Alte schritt in das Dunkel hinein, auf eine Buche zu, und schnitt mit dem Messer einen schön geformten Holzschwamm aus der Rinde des Baumes. In feinen Perlen sickerte das farblose Blut der Buche über den Stamm hinunter.

Jetzt fiel der Schwamm. Witting hob ihn auf. „Den kann sie brauchen!“

Am Stamm der Buche klappte eine große weiße Wunde. Keine Zeit wird sie heilen. Der Baum wird kranken an ihr, bis die Axt ihn fällt.

### 3.

Der Glanz des Abends war über den Himmel ausgegossen und umleuchtete das purpurne Laub des Herbstes.

Durch den Wald stieg ein Einsamer gegen den Untersberg hinauf. Joß Friz, der Schwabe. Er trug nicht die Tracht seiner Heimat, sondern war gekleidet wie ein Bergbauer. Da hörte er Schritte hinter sich, blieb stehen und wartete. Der durch den Wald heraufkam, war der Schmiedhannes. Um die Schultern trug er einen langen schwarzen Mantel mit einer Kapuze dran. Forschend betrachtete Joß den hünenhaften Menschen. Der wollte ohne Gruß vorübergehen, drehte das Gesicht und fragte grob: „Du? Was schaust du mich allweil an?“

„Gefallen tust du mir.“ Nun redete Joß auch die Sprache der Bergbauern; kaum merklich hörte man noch den Schwaben heraus. „Mannsleut, wie du, wachsen nit jeden Tag.“

Geschmeichelt lachte der Schmied. „Und du? Wer bist?“

„Dein Bruder in der Not.“

„So notig geht's mir nit!“

Joß lachte. „Bist gar ein Herr?“

„Bis zum Herrn hab ich noch weit.“

„So weit, wie das Elend zur Freud hat.“

Der Schmied trat näher, mit Unruh in den Augen. „Wohin denn?“

„Wir gehen den gleichen Weg.“

„So mußst du ein Schmied sein und schauen wollen, wieviel Eisen der Dürrlechner in der Gern droben zu seinem neuen Wagen braucht.“

„Hast recht, will schauen, wieviel Eisen der Bauer braucht im Land, daß ihm der notige Wagen besser zieht.“ Die Stimme des Schwaben wurde leiser. „Wozu der Mantel mit der Gugel? Mußt du auf dem Heimweg dein Gesicht verstecken?“

Mißtrauisch wich der Schmied einen Schritt zurück. „Ich hab den Mantel, weil's kalt wird in der Nacht.“

Der funkelnde Blick des Schwaben bohrte sich in die Augen des andern. „Die zum Dürrlechner kommen, frieren alle. Tu mich führen. Ich trag in meinem Kittel ein Feuer, an dem sich wärmen soll, wer frieren muß.“

„Bauer,“ stammelte Hannes, „wer bist du?“

Joß umklammerte den Arm Schmiedes mit eisernem Griff. „Wieviel kommen zum Dürrlechner?“

Nicht dieser starken Faust, nur der zwingenden Gewalt dieses funkelnden Blickes gehorchte Hannes und flüsterte: „Über die zwanzig sind verbrüderet.“ Das Wort schien ihn zu reuen. „Daß einer den andern trösten kann. Was ein Unrecht wär, hat keiner im Sinn.“

„Zwanzig? Wortfeste Leut?“

Der Schmied zögerte, bevor er die Antwort nickte.

„Komm! Denen will ich ein Wörtl sagen, das dem notigen Konrad zum Guten sein soll.“ Joß gab den Arm des Schmieds frei und machte ein paar Schritte. Hannes blieb wie angewurzelt stehen. Der Fremde lächelte. „Traust du mir nit?“

„Sag, wer du bist, und ich trau.“

„Ich steh in Klosterdienst, bin Schlepper im Salzwerk am Goldenbach, heiß Häfeler-Basti. Der Salzmeister Humbser hat mich eingedingt. Und schau, ich hab für den Heimweg eine Gugel so gut wie du.“ Joß griff in die Tasche seines Kittels und nahm eine Handvoll Kohlstaub heraus. „Die deckt mein Gesicht noch besser.“ Er ließ den schwarzen Staub wieder in die Tasche gleiten und fragte leis: „Hast du gehört vom neuen Wesen?“

Der Schmied nickte. „Wir müssen von Herren und Pfaffen genesen!“

Seite an Seite stiegen die beiden durch den Wald hinauf. Blaue Dämmerung wollte kommen, als sie die offene Rodung auf der Gern erreichten. Hinter hohen Flechtzäunen sah man sieben niedere Schindeldächer mit rauchenden Schornsteinen.

Joß blickte über den Karrenweg hinauf. „Welches ist das Dürrlehen?“

„Ganz droben das letzte.“ Der Schmied blieb stehen und flüsterte: „Vom Salzmeister geht die Red, daß er Martinisch ist. Bist du's auch?“

„Ich bin bäurisch.“

„Ist das auch ein Glauben?“

„Für den Bauer der beste.“

Hannes kniff die Augen ein. „Sei Martinisch oder Pöpstisch, mir ist's gleich.“

„Wenn dir's gleich ist, warum fragst du?“

„Weil ich dir einen Rat vermein'. Willst du beim Dürrlechner ein Wort zum Guten reden, so laß die evangelischen Sprüch! Unsre Bauren hängen am alten Kreuz. Schimpf auf die Herren, und sie schimpfen mit. Sag: ein Wunder muß kommen und ihr Elend wenden. Und jeden hast du in der Hand. Aber luthrisch reden? Da kampfst du einen jeden wider den Strich. Sei gescheid und red ihnen ums Maul! So hilfst du der guten Sach und machst dir selber den Wecken schmalzig.“

Joß betrachtete seinen Wegesellen von der Seite. Und sagte kein Wort. Erst nach einer Weile, als sie am zweiten Gehöft schon vorüber waren, fragte er: „Welches Lehen ist dem alten Witting seins?“

„Gleich das ander da.“

Joß musterte den Flechtzaun, der ein gezimmertes Tor hatte und besser gehalten war, als die Zäune der anderen Lehen. „Kommt der Witting auch?“

„Diemal kommt er, diemal bleibt er aus. Der ist von den Fürsichtigen einer. Und sagt: die Zeitläuft könnten besser sein, aber trüglich sind sie noch allweil.“

„Wie der Alt ist, weiß ich nit. Seinen Buben hab ich gesehen.“

„Geh, der! So ein träumiger Lapp!“

„Auch der Tag ist träumig, eh die Sonn aufgeht. Der Bub ist einer, der ein Heiligs in seinem Herzen heilig tragen tät. Einen solchen müßt man haben.“

Hinter dem Flechtzaun lärmte ein Hund und man hörte die Stimme Julianders: „Geh, Narro, was ist denn?“ Das Gebell des Hundes verstummte, und das Zauntor wurde geöffnet. „Guten Abend, Leut!“ grüßte Juliander.

Joß ging auf den jungen Burschen zu: „Kommet zum Dürrlechner, du und dein Vater! Es soll ein Wörtl geredet werden, das zum Guten ist.“

Juliander erkannte den Schwaben wieder, musterte verwundert die geänderte Tracht des Fremden und lächelte. „Schau, der Apfel ist eine Birn geworden.“

„Hast recht, Bub,“ sagte Joß, „von denselbigen Birnen eine, die man auf dem Walsersfeld vom alten Birnbaum schüttelt.“ Einen Gruß nickend ging er davon.

Betroffen sah ihm Juliander nach. Das wußte er seit den Kinderjahren, wie es alle wußten, zur Hoffnung ihres mühsamen Lebens: daß auf dem Walsersfeld bei Salzburg ein dreihundertjähriger Birnbaum steht, dessen Same dem Kaiser Rotbart aus dem Mantel gefallen ist; wenn die Raben schweigen auf dem Untersberg, so kommt der Kaiser mit seinen tausend Helden aus dem Berg geritten, hängt seinen goldenen Schild in das Gezweig des Birnbaums und richtet in der Welt den ewigen Frieden auf, allen Leidenden zum Trost, allen Bedrückten zum fröhlichen Heil.

Die leuchtenden Bilder dieser Sage schwammen vor Julianders Augen. Sein Herz, das an diesem Tag noch anderes zu sinnen hatte, konnte sich nicht festklammern an diesem Schimmer. „Was die Leut doch alles reden!“ Er schloß das Tor und blickte umher, als sähe er Haus und Garten zum erstenmal.

Ein geräumiger Hof, sauber gehalten. Der Brunnen plätscherte, aus dem Stall tönte das Kettengeklirr der Rinder. Im Gemüsegarten blühten noch die Blumen des Herbstes, Nelken und Asten. Ein Wiesgarten mit Obstbäumen – darunter ein Nußbaum, an dessen Stamm ein Leiterchen hinaufführte zu einer Kanzel – umzog das Haus. Der lückenlose Schindelbelag des Daches, das reine Weiß des von braunen Balken durchschränkten Gemäuers und die kindlichen Malereien an Tür und Fensterstöcken verriet die Liebe, mit der drei Menschen an dieser Wohnstätte hingen, die nicht ihr eigen war. Das Gelüst

eines klösterlichen Waffenknechtes, eine Laune des Propstes, und dieses Haus gehörte einem andern.

Die Tür in die große Herdstube stand offen. Den dämmrigen Raum erfüllte das rote Geflacker des Feuers. Joseph saß auf dem Herdrand, und Maralen spülte das Geschirr. Sie sprachen von ihrem Glück, von ihrer Sorge.

„Wo ist der Vater?“ fragte Juliander.

„In der Kammer.“

Juliander trat in einen kleinen Raum, den zwei Betten mit plump gezimmerten Gestellen fast ganz erfüllten. Als Tisch diente das Gesims der tiefen Fensternische. Hier saß der alte Witting beim letzten Dämmerlicht über ein mit großen Schriftzeichen bedrucktes Blatt gebeugt, das aus einem Buche herausgeschnitten schien.

„Vater, da ist der Schmiedhannes mit einem vorbeigegangen. Der hat gesagt, wir sollen zum Dürrlechner kommen.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Das ewige Schimpfen auf die Herren mag ich nimmer. Wir bleiben daheim.“

„Ist mir auch lieber!“ Juliander wollte schon die Stube verlassen. Da sagte er noch: „Vom Kaiserbaum auf dem Walsersfeld hat er geredet. Als ob er der Mann wär, der die guten Birnen schütteln könnt.“

„Da wird ein anderer kommen müssen! Im Untersberg hat sich noch allweil nichts gerührt, und die Rappenvögel sterben so bald nit aus. Schick mir den Joseph herein!“

Juliander ging. Nach einer Weile trat der junge Knappe in die Kammer und sah den Alten an, als hätt' er Sorge, daß es zu harten Worten kommen würde. „Vater?“

„Joseph! Lies einmal, was auf dem Blatt da steht! Von den sächsischen Häuern im Salzwerk einer, der hat mir's gegeben und hat gesagt, ich soll's keinem zeigen, dem ich nit trau.“

Joseph lächelte. „Und mir, Vater? Mir traust du?“

Erstaunt sah der Bauer ihn an. „Wie soll ich dem nit trauen, dem ich mein Kind geb?“

„Hab schon gemeint, du hast was gegen mich, weil du den ganzen Tag so zwider gewesen bist.“

Der Alte legte dem Knappen die Hand auf die Schulter. „Je lieber du das Mäd'l hast, um so mehr mußt du wissen, was ich verlier. Da bin ich halt ein bißl brummig gegen den, der mir so viel nimmt. Du bist ein rechtschaffener Bursch, und muß ich mein Kind schon hergeben, so geb ich's keinem andern lieber als dir.“ Sie schüttelten sich die Hände. „Jetzt schau dir das Blattl an! Warum muß man so ein Blattl verstecken?“

Joseph begann zu lesen: „In Gott sei ruhig, meine Seele, denn von ihm kommt meine Hoffnung. Nur er ist mein Fels und meine Hilfe, die nicht wanket.“

Immer nickte Witting.

„Bei Gott ist meine Hilf und meine Ehr, der Fels meiner Kraft, und Gott ist all mein Schutz. Vertrau auf ihn zu jeder Zeit, o Volk! Schüttet aus vor ihm euer Herz, Gott ist unser Schutz.“ Joseph richtete sich auf. „Das Blattl kenn ich, Vater! Die sächsischen Häuer in Schellenberg, die haben so ein Buch gehabt, haben's zerschnitten und jedem Knappen drei Blätter ausgeteilt. Das gleiche Blattl, wie das da, hat der Bramberger gekriegt, mein Stollengesell, und hat mir's fürgelesen.“

„Und du? Wo hast du die deinigen?“

„Die hab ich verbronnen. Weil mir das Lenli allweil sagt: Gelt, tu nichts Heimlichs!“

„Verbronnen?“

„Das Buch, aus dem die Blätter genommen sind, ist ein luthrisches Evangelibuch.“

„Jesus!“ Eine Weile war's still in der Stube. „Aber Bub! Das sind doch gute, heilige Reden. Und in der Kirch, da predigen sie allweil: was der Luther schreibt, wär teuflischer Gottesschimpf.“

„Sie reden halt so.“

Wieder war Schweigen in dem kleinen dunkelnden Raum.

Da sagte Witting langsam: „Die geistlichen Herren, die so viel gelernt haben, müssen wissen, warum sie's verbieten. Komm, Bub, ich will das Blattl verbrennen!“ Er nahm das Blatt, und sie traten hinaus in die Herdstube.

„Lenli?“ rief Joseph. Er sah sie draußen beim Brunnen und ging zu ihr.

Witting legte das Blatt auf die verglimmenden Kohlen. Ein Flämmlein züngelte.

„In Gott sei ruhig, meine Seel, bei Gott ist alle Hoffnung?“ Der Alte streckte die Hand, als möchte er das Blatt noch aus dem Feuer reißen. In Glut sich krümmend zerfiel es schon zu Asche. Und Witting sah den glimmenden Stäubchen nach, die wie Leuchtkäfer aus der Asche flogen und die Höhe suchten, als möchten sie Sterne werden.

Draußen am Brunnen standen Joseph und Maralen, von der stillen Dämmerung umflossen. Langsam schritten sie in den Wiesgarten hinaus, manchmal ein Wörtl flüsternd, dann wieder still. In der Ecke des Gartens, unter einem Holunderbusch, dessen gelbes Laub auch in der Dämmerung noch leuchtete, war eine Bank. Hier blieben sie.

Da klang die Weise eines Liedes, halb wie Schwermut und halb wie spielerlicher Frohsinn. Aus der Höhe kam's, als wäre die Stimme in den Lüften. Zwischen den Ästen des Nußbaumes saß Juliander in der kleinen Kanzel und sang in die Dämmerung:

„Mir ist ein schwarzbrauns Meidelein  
Gefallen in den Sinn,  
Wollt Gott, ich könnt heut bei ihr sein,  
Mein Trauern wär dahin.  
Bei Tag und Nacht hab ich kein Ruh,  
Das macht ihr schön Gestalt;  
Schier weiß ich nimmer, was ich tu,  
mich hat die Lieb in Gwalt.

Dem Meidlein dienen, wär mein Ziel,  
Wenn sich das fügen könnt,  
Da hätt ich wohl der Nieder viel,  
Weil's keiner mir vergönt!  
Vielleicht sie merkt's von ungefähr,  
Wie treulich als ich's mein',  
Tät auf der Welt nichts wünschen mehr,  
Als allzeit bei ihr sein.“

Während er summt, sah er hinaus übers Tal, sah in der Ferne die grauen Berge mit dunkel zerflossenen Wäldern und mit den steilen, schon vom ersten Schnee bedeckten Zinnen des Wazmann und der Wazmannkinder, sah in ferner Tiefe dem Königsee, der einen letzten Schimmer des vergangenen Tages spiegelte, und sah am Himmel das Geflimmer der ersten Sterne. Nun die Stimme der Schwester: „Julei! Der Joseph geht.“ Wie ein Erwachender fuhr er auf, lachte und glitt so hurtig über die steile Leiter hinunter, daß Maralen aufschrie, weil sie meinte, er wäre von der Kanzel heruntergefallen.

Der Alte, der aus der Tür getreten war, sagte schmunzelnd: „Der Bub ist wie eine Katz. Die kannst du von einem Kirchturm werfen, und allweil kommt sie wieder auf die Füß.“

Juliander und der Vater gingen in die Herdstube, Maralen begleitete ihren Liebsten bis zum Tor. „Geh langsam, gelt! Der Weg ist steil, und im Wald ist's finster. Und stell dich ein Wächter, so tu nit grob. Mit einem guten Wörtl kommt man allweil durch. Und eines versprich mir, Bub!“

„Alles, Lenli!“

„Geh den sächsischen Knappen aus dem Weg! Laß dich auf heimliche Sachen nit ein! Tu deine Arbeit, wie's recht ist, und mach dir keinen Herren zum Feind! Gelt, versprich mir's!“

„Ja, Lenli!“

Noch lange standen sie, Brust an Brust. Und als sie schieden, erstickte ihr letzter Gruß in einem Seufzer der Sehnsucht, die schon begann, da ihre Hände sich noch berührten.

Maralen kehrte ins Haus zurück. In der Herdstube war ein brennender Kienspan in einen Leuchtring gesteckt, und Witting saß mit Juliander am Tisch. Da wurde draußen ans Tor geschlagen. „Der Joseph!“ stammelte Maralen. „Er wird was vergessen haben!“

Witting erhob sich. „Bleib! Das ist der Joseph nit.“ Draußen wies der Alte den kläffenden Hund zur Ruhe und ging an das Zauntor. „Wer pocht?“

Eine flüsternde Stimme: „Das kann so laut nit geredet sein, daß es durch Bretter geht. Mach auf!“

Witting öffnete das Tor. Eine dunkle Mannsgestalt in langem Bauernmantel schlüpfte herein, nahm den Alten bei der Hand und zog ihn mit sich fort in die Tiefe des Gartens. „Hol den Mantel, Witting, du mußt mit hinüber!“

„Ich geh nit, Etmüller! Die ewige Schimpferei mag ich nimmer.“

„Heut ist's ein ander Ding. Gekommen ist einer. Den mußt du hören.“

„Wer ist's?“

„Keiner kennt ihn. Er redet wie unsereins, aber diemal rutscht ihm ein Wörtl in die Red, das fremden Klang hat. Es ist einer, der ein Loswort umträgt.“

„Laß ihn tragen! Ich geh nit.“

„Du mußt, Witting! Den mußt du hören! Eisen hat er in der Faust und Feuer auf der Zung.“

Witting schwieg eine Weile. „Gut, ich geh! Weil ich dir und den andern ein Wörtl zu guter Besinnung sagen will.“

„Nach deinem Buben hat er gefragt.“

„Den lasset mir aus dem Spiel!“ Der Alte ging zum Haus. Als er in die Herdstube trat, fragte Juliander: „Vater, was ist denn?“

„Geh schlafen, Bub! Morgen mußt du zeitlich zur Arbeit!“ Der Alte griff nach dem Mantel. „Du, Lenli, kannst aufbleiben, bis ich komm. Mach hinter mir das Tor zu und tu nit auf, eh du nit meinen Pocher hörst.“

Draußen schloß Maralen hinter den beiden Männern das Tor. Als sie zurückkehrte ins Haus, stand Juliander unter der Tür der Herdstube und murrte: „Das ist unrecht vom Vater, daß er mich allweil so auf die Seit schiebt, wenn die Mannsleut raiten.“

„Was der Vater tut, ist recht.“ Während sie die Tür zuzog, lauschte sie hinaus auf die Straße. Sie hörte keinen Laut.

Die beiden Männer waren, um den Hall ihrer Schritte zu dämpfen, auf den Rasen getreten. Der Weg begann zu steigen, gegen einen Wald, vor der schwarzen Mauer der Bäume sah man die dunkle Wand eines hohen Flechtzaunes. Kein Schimmer von Licht.

Lautlos öffnete sich vor den beiden das Zauntor, sie traten ein, und es schloß sich wieder. Ein Mensch in schwarzem Mantel stieg über eine kleine, an das Flechtwerk gelehnte Leiter hinauf und setzte sich auf die oberste Sprosse, daß er über den Rand des Zaunes blicken konnte.

Witting und der Etmüller schritten durch den mit Obstbäumen besetzten Garten. Man hörte in der stillen Nacht das Fallen der reifen Äpfel. Schwarz erhob sich eine große Scheune. In der Luft war Rauch zu spüren. Kaum hörbar pochte der Etmüller an das Tor, zweimal und langsam, dann dreimal in rascher Folge. Ein Türchen öffnete sich im Tor, und die beiden schlüpfen in die Scheuer.

Erst sahen sie nichts als die schwarzen Rücken von einem Dutzend Männer, die um eine rote Helle standen. Alle lauschten einer gedämpften Stimme. Zögernd gaben sie Raum, um die beiden in den Ring treten zu lassen. Dabei erkannte einer den Alten und flüsterte ihm in Erregung zu: „Witting, es taget! Einer ist kommen, der hat das Licht!“

## 4.

Es waren an die dreißig Leute, weißhaarige Greise, Männer und junge Burschen, die im Ring um einen glotenden Kohlenhaufen standen, über den ein Drahtgitter gestülpt war, damit die Funken nicht in das Heu und in die Garben flögen, mit denen die Scheuer zu beiden Seiten der freien Tenne bis unter das Dach gefüllt war.

Neben dem Schmiedhannes, der auf einem umgestürzten Kübel saß, stand der Mann, welcher redete. Joß Friz, der Schwabe. Die rote Glut gab seinem Blick einen starren Glanz. „Und saget, Leut, wie leben wir denn? Was der Bauer zieht aus seinem Boden, das muß er geben zur Halbscheid. Was übrig bleibt, ist zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Will einer trutzen, so geben ihm die Herren Antwort mit dem Strick. Will einer geduldig sein und sein Herz vertrösten auf den Himmel, so muß er zahlen. Jedes heilige Sakrament in den Kirchen kostet Geld. Und der irdische Rechtstrost ist noch teurer worden als die himmlische Zehrung. Was vor Zeiten um zehn Pfennig gerichtet worden ist, das kostet heut im Weg Rechtens seine zehn Gulden und drüber. Die reichen Herren, die können zahlen. Drum haben die Herren das Recht, und der Bauer hat keins. Mit ihren Fehden und Gesellenritten, mit ihrem Schlemmen und Prassen haben die Herren die Zeiten verteuert.

„Wahr ist's!“ rief eine Stimme aus dem Ring. „Wir im Bergland müssen den Roggen kaufen. Zu meines Vaters Zeiten hat der Malter ein Pfund in weißer Münz gegolten. Heut müssen wir ihn mit acht Pfund Heller zahlen.“

„Alles ist wahr!“ fiel der Schmiedhannes ein. „Und will der Wandel im Guten nit kommen, so müssen wir ihn machen mit der Faust. Geh's, wie's mag, wir müssen die alte Freiheit wieder haben!“

Joß sah die Wirkung dieses Wortes und griff es auf. „Besser wie mürbes Brot ist feste Freiheit! Aber saget, ihr Mannsleut, lebt in eurem Land noch ein freier Bauer?“

„Keiner!“ fuhr's mit einem Dutzend Stimmen durcheinander.

„Wie der Rotbart noch Kaiser gewesen, ist jeder Bauer als freier Mann auf seinem Hof gesessen. Das haben die Herren und Pfaffen dem Bauer abgedrückt, mit Gewalt und falschem Rechtsspruch oder mit Gottverheißung und mit der Angst vor dem höllischen Feuer. Um das Recht zu biegen, haben sie Lügen eingeschrieben in die Zinsrollen, haben's geschworen mit falschem Eid. Und der freie Bauer ist ein höriger Knecht worden. Erst haben sie unser Haus und Gut genommen. Jetzt nehmen sie unser Brot und Blut, und unser müder Schweiß muß ihnen die Suppen salzen. In welchem christlichen Gebot hat Gott den Pfaffen und Herren solche Gewalt gegeben? Derweil uns die Frucht verfault und magerem Zinsacker, müssen wir den Herren die fetten Wiesen mähen, das Traid schneiden, den Flachs brechen und die Erbsen klaben. Sie nehmen Steuer, Zoll und Ungeld, das sie lästerlich vertun, derweil es nach göttlichem Recht dem ganzen Land zum Frommen sein sollt. Wehrt sich ein Bauer um sein bissel Gut, so wirft ihm der Herr das Vieh nieder und schickt ihm die Spießknecht über Weiber und Töchter. Schreit ein Bauer nach Gericht, so geht's über ihn her als einen verräterischen Buben, mit Pflöcken und Köpfen und Vierteln. Da ist minder Erbarmen, denn mit einem wütenden Hund!“

Der brennende Zorn, der aus jedem Wort des Fremden zitterte, schlug in die Herzen der Lauschenden. Ihre Flüche wurden so laut, daß der Schmiedhannes erschrocken zur Ruhe mahnte.

In diesem Lärm blieb nur ein einziger stumm. Der alte Witting. Joß Friz trat auf ihn zu. „Weil du gar so still bist? Jetzt sollst du reden! Ich mein' du bist einer, der lieber sterben tät als lügen. So sag mir: hab ich ein einzig's Wörtl geredet, das nit Wahrheit ist?“

In der stillen Tenne waren alle Augen auf Witting gerichtet. Er nickte. „Ja, Mensch, Gott sei's geklagt, was du geredet hast, das ist so wahr wie traurig.“

„Und wenn's so traurig ist wie wahr, so ist's nach Gottes Gerechtigkeit ein heiliges Fürnehmen, daß wir uns umschauen nach einem Weg, auf dem die Hilf ist!“ Die Gestalt des Schwaben streckte sich. „Leut!“ Er hob die Faust über die Kohlenglut. „Mit meiner Faust sind tausend Eüst verflochten zum festen Bund. Wollt ihr geloben mit eurem Mannswort, daß ihr Schweigen haltet und gute Brüderschaft, so will ich ein Wörtl sagen, das euch zum Guten ist.“

„Ich tu den Schwur!“ rief der Schmiedhannes und hob die Rechte mit den gespreizten Fingern. „Wer kein Lump ist, hebt die Hand auf!“ Da hoben auch alle andern die Hände zum Schwur. Nur Witting nicht. „He, du!“ fuhr ihn der Schmiedhannes an. „Willst du der einzig sein, der sich die Not der anderen vom Kittel staubt, weil du die Not ein bißl minder spürst?“

„Schimpf nur, Hannes! Mir tust du nit weh!“ erwiderte der Alte ruhig. „Die Not der andern ist mir, als wär's die meinig.“ Er hob die Hand zum Schwur. „Mein Mannswort, daß ich Schweigen halt.“ Langsam ließ er den Arm wieder sinken. „Aber jetzt höret ein Wörtl an! Von mir. Es ist das letztmal, daß ich mit euch ums Feuer steh. Doch vor ich red, muß ich eine Frag an den da richten.“ Er deutete auf Joß Friz. „Ich geb mein Herz jedem guten Nachbar in die Hand. Aber ich werf's keinem Fremden vor die Füß. Mit was für einem Recht bist du gekommen? Und wenn du ein Loswort umbietest im Land? Von wem hast du Auftrag? Wer bist du?“

Joß lächelte. „Ich leg euch als Nachbar nit bloß ein gutes Herz vor die Füß, ich geb noch mehr in eure Händ: meinen guten Kopf!“ Das hatte er scherzend gesagt. Jetzt wurde seine Stimme ernst. „Ist ein schlechter Kerl unter euch, so bin ich ein verlorener Mann. Aber müßt mein Kopf über die Bretter kugeln, das tät euch selber weher als mir. Mein Kopf ist das Haus, in dem eine gottgerechte Zuversicht der Bauren Glück und ein neues Wesen der Welt geboren hat. Und daß ihr sehet, wie fest ich mich weiß in Gottes Hut, so lös ich euch alle von eurem Eid. Halet Schweigen über der Bauren gerechte Sach! Über mich, Leut, könnt ihr reden, wie ihr mögt. Hundertmal hat mich Gott aus den Fäusten der Herren gehoben. Gott ist mein Zuvertrauen, und ich fürcht mich nit.“

Der Klang seiner Stimme und der Glanz seiner Augen schien die Lauschenden fester zu binden als der Eid, den sie geschworen hatten. Auch Witting konnte sich der Gewalt nicht ganz entziehen, die von diesem Manne ausging. Er flüsterte: „So gottfest könnt er nit reden, wenn er Schlechtes mit uns fürhätt.“

Joß hatte sich neben der Kohlenglut auf eine Bank gesetzt. Auch die andern begannen sich um die rote Helle zu lagern. Der Sohn des Frauenlob und die zwei jungen Buben des Dürrlechner kauern sich zu den Füßen des Fremden auf den Lehm Boden der Tenne.

„Ich bin kein Bergbauer. Euer Landssprach hab ich zu Reichenhall gelernt, wo ich als Säumer gedient hab. So red ich nur, daß ihr besser versteht, was ich sag. Ich bin aus dem Schwäbischen. Zu Grumbach im Bruchrain, das dem Bischof von Speier gehört, hat mein Vater ein Häusl zu Lehen gehabt. Jetzt luset, Leut! An die fünfzig Jahr ist's her, da hat im Würzburgischen ein Spielmann gelebt, das Pfeiferhänslein. Der hat auf allen Kirmessen aufgespielt, vom Würzburgischen bis hinüber nach Speier. Überall hat er die Not der Leut gesehen, und das Erbarmen ist gewachsen in seiner Seel. Da hat der liebe Gott mit ihm geredet in heiliger Nacht, und das Pfeiferhänslein hat gepredigt von einem neuen Gottesreich, in dem es nimmer geben soll, was die armen Leut beschwert. Jeder soll des anderen Bruder sein, keiner des anderen Herr, und in Ruh soll jeder das tägliche Brot gewinnen.“

„Tät's auf der Welt so kommen,“ träumte der junge Frauenlob, „was müßt das für ein freudiges Leben sein!“

„Hast recht, Bub! Und du sollst helfen dazu! Viel hundert Leut sind dem Pfeiferhänslein zugelaufen, und ein Hoffen ist aufgegangen in ihren Seelen, wie unter dem Schnee das Wintertraid. Den Herren ist angst geworden, und in der Weihnacht, wie der Spielmann zur Metten gegangen ist, hat ihn der Bischof greifen lassen. Am Unschuldigen

Kindltag, ohne Gericht und Spruch, ist das Hänslin verbronnen worden auf offenem Markt.“

Ein dumpfes Murmeln ging durch den Ring der Männer. „Dem seiner armen Seel ist der Herrgott gnädig gewesen!“ sagte Witting.

„Im ganzen Land hat ein Auskuden angehoben, und die dem Hänslin verbrüdet waren, hat man geköpft und gehängt. In Grumbach haben sich dreißig Leut in die Kirch geflüchtet. Und die Reisigen des Bischofs haben ein großes Feuer um die Kirch gelegt, daß die Leut haben ersticken und verbrennen müssen. Zuletzt ist noch ein Bauer übrig geblieben, und mit seinem dreijährigen Bübl hat er sich hinaufgeflüchtet in den Turm. Da hat er wählen können: verkohlen oder hinunterspringen. So hat er lieber mit seinem Kind den Sprung getan. Die Reisigen haben ihm lachend die Spieß entgegengehoben. Der Mann ist tot geblieben in den Lanzen. Dem Kindl, wie durch ein Wunder, ist nichts geschehen.“ Langsam hob Joß die heißen Augen. „Der selbige Bauer, das war mein Vater. Das selbige Kindl, ihr Leut, bin ich gewesen.“

„Luset, luset,“ rief der Schmiedhannes, „den Mann hat der Herrgott aufgehoben zu einem großen Heilwerk!“

„Könnt sein, daß du recht hast!“ sagte Joß. „Ein brennender Weiser hat mich gewiesen auf meinen Weg. Im Blutschein hab ich ein mächtig Weib gesehen, das schwanger ist und ein neues Wesen gebären muß: die Freiheit und der Bauren gute Zeit. Allweil hat in mir eine Stimm geschrien: du bist's, der die Herren werfen muß! Aber wer die Herren werfen will, muß der Herren Künst verstehn. Drum bin ich ein Kriegsmann worden in meinem neunzehnten Jahr. Sieben Jahr lang hab ich ihnen jeden Kriegskniff abgucken: wie man die Leut wehrhaft macht, wie man die Rotten führt und die Feldschlangen richtet. Und wie das neue Jahrhundert angehoben hat, bin ich heimgezogen in mein Dörfel, ein kriegskundiger Mann.“

„So einer,“ schrie der Schmiedhannes, als wär ihm ein Rausch zu Kopf gestiegen, „so einer hat kommen müssen!“

„In aller Still hab ich mein Werben angefangen. Im Bruchrain hab ich den Bundschuh als unser Feldzeichen auf die Stang gehoben. Im Zweierjahr, in der Osternacht, haben vierhundert zum Bund geschworen. Ein halb Jahr, und über die sieben Tausend sind's gewesen, am Neckar und Main. Die hätten am liebsten losgeschlagen, gleich auf der Stell. Aber soll der Schlag ein fester sein, so darf keine Faust sich heben, eh nit im Reich einjeder gemeine Mann miteingeschworen ist in den Bundschuh. Das ganze Volk muß wie ein Meer sein, das alles verschlingt, was Herrenübermut und Unrecht heißt.“

Die Männer nickten, während der alte Witting flüsterte: „Wenn nur ein jeder seinen Schwur auch halten tät! Und wenn nit viele, die glauben, sie wären ein Meer, bloß ein seichtes Wässerlein wären.“

„Vierundsechzig vertrauliche Brüder hab ich ausgeschiedt, für jeden deutschen Gau einen Boten. Tut euch besinnen, ihr Alten, ob nit vor zwanzig Jahr ein Schneidergesell bei euch zur Stör gegangen ist, mit Namen der Hummel-Hannes?“

„Wohl, das ist wahr!“ fiel der Stiedler ein. „Ist ein mageres Schneiderlein gewesen, hat aber ein Maulwerk gehabt wie ein Schwert und ist umgesurret bei den Leuten, recht wie ein Hummel.“

„Ja,“ sagte der Etmüller, „der hat uns ein Loswort zugetragen in seiner schwäbischen Red: Loset, was isch das für ein nuies Wesen!“

Ein Dutzend Stimmen: „Wir müssen von Herren und Pfaffen genesen.“

„Das soll mir sein wie ein guter Willkomm!“ rief der Fremde. „Wisset, Leut: das ist das Loswort, das ich eronnen hab am Ostermorgen im Bruchrain.“

„Du! Jetzt weiß ich, wer du bist!“ rief in Erregung der junge Frauenlob. „Dein Nam ist unter uns Buben ein heiligs Wört! – Joß Friz!“ In stummer Bewegung drängten sich alle Männer näher. „Joß Friz!“ So stammelte der junge Bursch und schmiegte sich an das Knie des Schwaben. „Joß Friz!“

„Ja, Bub, der bin ich!“ Joß lächelte. „Joß Friz, den alle Herren fürchten! Joß Friz, dessen Kopf sie teurer zahlen täten als einen Grafenkopf.“

„Sie sagen, daß der Schwäbische Bund auf dich einen Kopfpfeil ausgerufen hätt von tausend Gulden?“

„Ja, Bub! Wenn du mich verraten willst, so kannst du ein reiches Mannsbild werden.“

„Und meine Faust,“ schrie der Schmiedhannes, „schlagt ihm den Schädel ein! Da hätt er für die tausend Gulden eine schöne Leich!“

Der Bub sprang auf und wäre mit dem Schmied ins Raufen geraten, hätte nicht Joß mit lachendem Wort zum Frieden gemahnt. Als es wieder ruhig wurde, sagte Witting: „Joß! Du hast es redlich gemeint mit allem Volk. Und doch ist dein guter Sinn ein böser Samen worden.“

„Ist's meine Schuld gewesen?“ Joß erhob sich; sein Blick war hart, seine Stimme rau. „In der Osternacht im Bruchrain hab ich begehrt, daß jeder, der zum Bundschuh schwört, unter Eid der Beicht entsagen muß.“

Witting und andere schüttelten die Köpfe.

„Grad so haben die Frommen selbigsal ihre Köpfe geschüttelt. Und Lukas Rapp hat in der Beicht den Bund verraten. Da ist's hergegangen über uns wie ein Hagelschlag über ein Feld. Das Köpfen hat wieder angehoben. Es tät kein Bauer mehr schnaufen im Bruchrain, wären die guten Herren nit in Sorg geraten, wer ihren Acker misten soll, wenn der letzte Bauer geköpft ist. Viel haben bluten müssen. Aber das Leben haben die Herren dem Bundschuh auf der eisernen Streckbank nit ausgeblasen. Und weht der Bauren Fähnl wieder an der Stang, so muß der erst von unsern Artikeln heißen: der geschworen hat zum Bund, soll nimmer beichten.“

Der Schmiedhannes, die Buben und ein paar der jüngeren Männer stimmten bei. Doch Witting sagte: „Das wär ein unchristlich Gesetz. Das Leben ist hart, ob die schlechten Zeiten dauern oder ob die guten kommen. Hätten wir nit den Trost auf den Himmel, wir könnten nimmer leben. Die Beicht ist ein heilig Ding. Weil einer einmal erstickt ist an einem Bissen Brot, soll drum kein Mensch kein Brot nimmer essen?“

Der Schmiedhannes sah die Wirkung, die dieses Wort auf die bejahrten Männer machte, und zischelte dem Schwaben zu: „Sei fürsichtig, oder sie schlagen um!“

„Gut, Leut,“ sagte Joß mit leisem Hohn in der Stimme, „ist euch so viel ums Beichten zu tun, so will ich der erste sein, der anhebt. Ich hab ein schweres Unrecht begangen gegen der Bauren gute Sach. Das will ich beichten.“

Mit verdutzten Augen sahen ihn die Männer an, und der Schmiedhannes stotterte: „Joß, was redest du denn!“

„Beichten will ich. Hast du nit verstanden?“ Er neigte das Gesicht und starrte in die Kohlenglut. „Ich hab dem guten Heilwerk unserer Not mein Leben zugeschworen. Und hab meinen Eid vergessen. Wie ich gesehen hab, daß ein Bruder in armseliger Herzensangst seine siebentausend Brüder verraten hat können, ist der Zorn über mich gekommen. ‚Schüttel die Not der anderen von deinem Kittel,‘ hat's geschrien in mir, ‚und mach dir dein eigen Leben so gut, wie's geht!‘ Gefangen haben mich die Herren nit. Wie ein Aal dem Fischer durch die Finger glitscht, so bin ich unter ihren Fäusten durchgeschloffen. Und wie vor allen Türen im blutsatten Land wieder Fried gewesen ist, hab ich mich zu Stockach als Knecht verdingt an einen Bauren, der Jäckele Schmidt geheißten hat.“ Seine Augen schienen in weite Ferne zu blicken. „Der Bauer hat eine Dirn gehabt. Die hat Elslein geheißten.“ Seine Stimme wurde leis und nahm den Klang der Heimat an; er konnte keine Maske tragen, da er vom Glück seines Lebens sprach. „Das Elsele ischt e Meidle gwese, als wie e Lichtle, das von der Sonn gefallen ischt. Und ischt mir guet gwese. Und ischt mein Weible worde. Drei Bueble hawe mer ghött, oins lieber wie's anner –“

Seine Hände griffen in die Luft. Mit irrem Gefunkel glitten seine Augen über die Gesichter der Männer hin. „Red, Joß!“ flüsterte der Bub, der zu seinen Füßen kauerte.

„Wohl, ich red schon!“ Hart und trocken klangen seine Worte. Und wieder redete er die Sprache der Bergbauern. „Mein Glück ist gewachsen, wie Flachs nach einem guten Regen. Acht Jahr lang hat's gedauert. Da ist mein schönes Weib an einem Abend in der Heuzeit heimgekommen, schneeweiß im Gesicht, und der Schrecken hat ihr gezittert

im ganzen Leib.“ Joß reckte sich. „Ihr kennt die Herren. Muß ich euch sagen, was meinem Weib geschehen ist? Zur Nacht, mit Tränen an meinem Hals, hat mir das Weib den Namen gesagt. Der Junker Baltser von Blumeneck ist's gewesen.“

„Joß!“ Der junge Frauenlob, bleich und zitternd, griff in die Tasche. „Brauchst du ein Messer, Joß?“

„Laß stecken, Bub! Zwölf Jahr ist's her! In selbiger Nacht, da bin ich mit dem Beil am Blumenecker Burgtor gestanden. Aber wie's getaget hat –“ Joß klammerte dem Schmiedhannes die Faust in die Schulter: „Schmied? Wenn du den Blasbalg ziehst, was machen deine Kohlen?“

„Sie schlagen in Feuer auf.“

„So ist das Feuer aufgeschlagen in mir. Mein versunkenes Werk ist wieder lebig worden. Und wie der Junker Baltser am Morgen ausgeritten ist zur Sauhatz – Leut, da hat in mir eine Stimm geschrien: ‚Leb, du Hund, denn sterben sollst du mit tausend anderen! Und tausend Mühsame sollen genesen mit meiner eigenen Not! – Am gleichen Tag noch hab ich zu werben angehoben. In der Heuzeit ist's gewesen. Am Michelstag sind fünftausend Brüder im Bund gestanden. Der Bundschuh vom Breisgauer Lehen ist's gewesen. Ein Fähnl scharet die Leut. Drum hab ich ein Fähnl schaffen lassen auf weißblauer Seiden und drauf ein Kreuz, vor dem ein Bauer kniet, der Bundschuh neben ihm, und um das Kreuz der Spruch geschrieben: ‚Herr, steh uns Armen bei in deiner göttlichen Gerechtigkeit!‘“

Witting nickte. „Und wie dein Fähnl fertig war, da ist der Bundschuh vom Breisgauer Lehen verraten gewesen.“

„Schau nur, Alter,“ höhnte Joß, „wie gut du alles weißt! Und wahr ist's. Der Mantz von Wolfenweiler ist der Judas gewesen. Und das warme Baurenblut ist wieder in den Boden geronnen. Derweil die Burgleut mich gesucht haben in meinem Haus, bin ich vor der Burgmauer in den Stauden gelegen. Am Morgen haben sie den Junker von Blumeneck im Graben gefunden, mit meinem Messer im Hals. Und der Joß, den sie gesucht haben mit hundert Spieß, ist geborgen gewesen im Schwarzwald, unter dem Kittel um die Brust herum das Fähnl mit dem Bundschuh.“

Es war in der Tenne still, bis der junge Frauenlob den Schwaben fragte: „Joß? Wann hast du dein Elsein wieder gesehen?“

Joß lachte auf. „Bub! Die Freud, die steht mir noch allweil zu. Da droben! Die Blumenecker haben Feuer in mein Haus geworfen. Meine drei Buben sind verbronnen. Mein Weib haben sie in der Ohnmacht an einen Baum gehangen. Das ist Herrengerechtigkeit und Baurenglück!“ Joß stieß die zitternden Fäuste vor sich hin. „Jetzt war das Letzte von mir getan, was mir selber gehört hat und meinem eigenen Leben! Geschrien hat's in mir: Jetzt schaff und wirk! Jetzt hast du nimmer Weib und Kind, jetzt sollst du mit Seel und Leib deinen Brüdern gehören! – So hab ich ein neues Werben angehoben, von Dorf zu Dorf. Und da hat mir ein Bauer im Remstal die traurige Red gegeben: Es ischt für uns arme Teufel koin Rat mehr uf der Welt! Drum hab ich dem Bundschuh im Remstal den Namen gegeben: der arme Koinrad. Auf zwölftausend Mann in guten Waffen ist der Bund gewachsen gewesen, wie Herr Georg von Waldburg, der Truchseß, wider uns gezogen ist mit viertausend Spieß. Wir hätten ihn in der Hand gehabt, wie man einen Spatzen in der Faust zerdrucken kann. ‚Schlaget! Schlaget!‘ hab ich geschrien. Sie haben mein Wort nit gehört. Der Truchseß, wie seine Rotten in der Mausfall waren, hat in Herzlichkeit verhandelt mit den Bauren, hat ihnen Erleichterung aller Lasten zugesagt. Und die Narren – weil auf dem Feld ihr Korn gelegen ist, das sie gern in die Scheuer getan hätten – die Narren haben dem Herrn geglaubt. Und wie sie auseinander gegangen sind, hat man sie meuchlings überfallen und mehr als tausend niedergeschlagen. Sechzehnhundert hat man gefangen. Die sind im Dutzend an den Ästen gegangen, wie Krammetsvögel. Alle Hauptleut hat man mit Ruten gestrichen, geköpft und geviertelt. In Reihen, die der Bauer nimmer zählen hat können, sind die Köpf auf der Schorndorfer Mauer ausgesteckt gewesen. Auf dem Richtplatz hat der Kleesattel, eh sein Kopf gefallen ist, dem

Truchseß zugeschrien: ‚Meineidiger Lump! Hast du den Bauren nit Erleichterung zugeschworen von allen Lasten!‘ Und der Truchseß hat ihm mit Lachen die Red gegeben: ‚Ich hab meinen Schwur gehalten, dreitausend Bauren hab ich erleichtert von aller Last des Lebens!‘“

Man hörte das schwere Atmen der Männer. „Und du, Joß?“ fragte von den Buben einer mit ersticktem Laut.

„Mit vierundsechzig Todgesprochenen bin ich auf dem Richtplatz gestanden. Mein Bundschuhfähl haben sie mir umgebunden wie einem Weib das Kopftuch. Nach dem Kleesattel wär ich drangekommen. Da hat der Truchseß seine lachende Red getan. Und es ist über mich gekommen, ich weiß nit wie. Einem Schergen hab ich das Schwert aus der Hand gerissen, hab jeden niedergeschlagen, der mich zwingen hätt mögen – und bin entronnen. Gottes Gerechtigkeit hat hinter mir den Weg gedunkelt. Drei Tag später, wie sie mich noch allweil gesucht haben im Remstal, bin ich schon in der Schweiz gewesen, bei freien Bauern! Den Schäfer von Kappelberg, einen Taubstummen, haben sie erschlagen, weil er mir gleichgesehen hat. Und in Schorndorf, wo die Herren bankettiert haben zum Viktoria, haben sie einander im Rausch den Wein in die Hosen gegossen und haben die lustige Red getan: ‚Die Herren können leben, der Joß ist tot!‘“ Langsam hob er die Fäuste. Ruhig, nur mit leisem Zittern in der Stimme, sagte er: „Jetzt sollen sie merken, daß er lebt, der Joß!“ Er ließ die Arme sinken. „Kommet näher zur Glut, ihr Leut!“

Alle, mit vorgebeugten Köpfen, schoben sich gegen den Schwaben hin.

Joß dämpfte die Stimme. „Zehn Jahr ist's her. Ein Jahr lang bin ich an meinen Wunden gelegen. Den Frühling drauf, da hab ich meinen Umlauf wieder angehoben. Neun Jahr lang hab ich geworben. Hundert Gesichter hab ich aufgesetzt, als französischer Herr mit Hut und Degen bin ich den Herbergen gesessen, hab mich als verwundter Landsknecht und als welscher Arkebusero an die Leut gemacht, als römischer Ablaßbruder, als Schäfer und Fuhrknecht, als Spielmann und Bändeljud. Den Rhein hinunter bis Speier bin ich gezogen, den Main hinauf bis Bamberg, an die Donau wieder, am Lech zum Bodensee, von Kempten an den bayrischen Bergen her bis Reichenhall.“ Wilde Freude flackerte in seinen Augen. „Zehnmal haben mich die Herren geworfen, und zehnmal hat mich einer, der größer ist als sie, wieder aufgehoben. Das Pfeiferhänslein von Speier, der Bundschuh im Bruchrain, der helle Haufen im Breisgau und der arme Koinrad von Remstal, sie all sind wieder lebig, und der tote Joß hat ihnen siedend Blut in die Seel geschüttet. Und hat ihnen eiserne Fäust gemacht, die auf die Stund warten, in der sie schlagen sollen.“

Seine Stimme wurde langsam, als sollte jede Silbe wirken wie ein Hammerschlag.

„Dreihundert Boten werben im Reich. Hundertzwanzigtausend Bauren sind eingeschworen zum neuen Bundschuh. Wir wollen unser Freiheit holen, wie die Schweizer. Kein Fron und Scharwerk soll mehr sein. Das Lehen soll Erb und Eigen bleiben. Kirchentrost und Rechtspruch sollen frei sein und keinen Heller kosten. Kein Gericht soll gehalten werden über Bauern, in dem nit Bauren als Richter sitzen. Kein Ungeld, Zoll und Steuer soll an Herren und Klöster gezahlt werden. Nur die Steuer für das Reich soll bleiben, die Steuer für den Kaiser, den wir gelten lassen als einzigen Herrn in allem Land, das deutsch ist. Jagd und Fischenz, Weid und Wild sind frei, weil Gott sie für alle geschaffen hat. Und der Bauer soll kein schleppend und milchendes Vieh mehr sein, sondern ein freier Mensch so gut wie jeder Graf und Junker!“

Als hätte Joß nicht mit Worten geredet, sondern den Durst der Lauschenden gestillt mit feurigem Wein – so trunken waren sie. Aller Vorsicht vergessend, jubelten sie dem Schwaben zu. Wie ein Verrückter schrie der Schmiedhannes: „Gleichheit muß sein, die reichen Schelmen müssen teilen mit dem armen Kunrad!“

Joß Friz riß aus der Garbenwand einen Strohbüschel, hob das Drahtnetz auf und warf die Halme über die glühenden Kohlen. Eine Flamme schlug auf. Bei der

flackernden Helle zog Joß unter seinem Kittel ein seiden Ding hervor und ließ die Falten auseinander gleiten. Es war das Bundschuhfähnl. Und mit klingender Stimme rief der Schwabe:

„Wer frei will sein,  
Zieh her zu meinem Sonnenschein!“

Freudiger Lärm erhob sich. Der Schmiedhannes jubelte: „Ich schwör zum Bundschuh!“ Die Jungen alle riefen es ihm nach: „Ich schwör! Ich schwör!“ In diesem Jubel eine erschrockene Stimme: „Jesus, ihr brennet mir die Scheuer nieder!“ Der Dürrlechner sprang auf das Drahtnetz zu und suchte mit seinem Lodenmantel die aufzüngelnde Flamme zu ersticken. „Laß brennen,“ schrie von den Buben einer, „daß wir das Fähnl sehen!“ Der Alte brummte: „Soll die Freiheit damit anheben, daß mein Vieh nimmer zu fressen hat?“ Er schlug mit dem Mantel zu. Das Feuerchen erlosch. Sie tappten mit den Händen; nach der flackernden Helle wirkte die Kohlenglut wie Dunkel. Einer lachte. „Wo steht er denn mit dem Fähnl?“ Wieder ein Lachen, in das sich scheltende Stimmen mischten. Und da hörte man den alten Witting sagen: „Tausend Herren wollt ihr über den Haufen schmeißen? Und erschrecket, weil eine Handvoll Stroh verbrennt?“

„Das Maul soll er halten!“ Mit einem Fluch sprang der Schmiedhannes auf den Schwaben zu und rüttelte ihn am Arm. „Der Witting hat Sauermilch im Leib, nit Blut. Dem Kerl ist bang um seine Dirn und bang um seinen Buben. Verbiest ihm das Maul!“

„Wir wollen den Witting hören!“ rief der Etmüller. Ein paar andere riefen es ihm nach. Und Joß sagte: „Red, Witting!“

Der Alte trat näher zur Kohlenglut. „Joß, ich spür's, kein schlechter Blutstropfen geht von deinem Herzen aus. Du meinst es redlich mit dem Baurenvolk. Und die Sach, die du angehoben hast, könnt eine gute sein. Mühsam geplagten Menschen die Not vom Buckel heben? Eine Sach, die schöner und heiliger wär als die, hat's nie gegeben.“

„Ja, Witting! Schön und heilig! So ist mein Fürhaben. Der Weg ist da. Wir brauchen den Weg bloß gehen.“

„Bist du nit einen weiten Weg schon gegangen? Schau hinter dich, Joß! Was siehst du? Das Pfeiferhänsel im Feuer, die erschlagenen Leut im Bruchrain, im Breisgau und im Remstal, die blutigen Köpfe auf der Schorndorfer Mauer und einen Boden, gemistet mit Blut.“

„Krieg um das Beste im Leben ist kein Kirmestanz. Laufft man Sturm wider feste Burgen, so müssen die ersten im Tod den Graben füllen für das Leben, das nachruckt. Und schau, Witting: auf meinem Fluchtweg nach der Schweiz, da hab ich im Rhein einen Ferch gesehen. Viermal ist er aufgesprungen gegen ein hohes Wehr. Viermal hat ihn das fallende Wasser hinuntergeschlagen. Das fünftmal hat er den Sprung zur rechten Zeit getan und ist droben gewesen. So muß unsere gute Sach das fünftmal springen wie der Ferch. Und der frische Bergbach, den wir suchen, ist unser Freiheit und die gute Zeit.“

„Wär alles recht! Wenn nur der Bauer ein Ferch wär! Der Bauer ist ein müder und scheuer Karpf. Tut man mit der Stang einen Schlag in den Teich, so fahren sie alle hinunter und stecken die Köpfe in den Bodenschlamm.“ Witting hörte den Widerspruch der Männer und das zornige Schelten der jungen Burschen. Beschwichtigend hob er die Hände. „Nachbarsleut! Not und Mühsal liegen seit Urähnszeiten auf unserem Buckel. Das ist uns ins Blut gegangen. Und das wird nit anders von heut auf morgen!“

„Wahr ist's!“ sagte Joß gereizt. „Der Bauren ärgster Feind ist allweil der Bauer selber gewesen.“ Er hob das seidene Fähnl in seiner Faust. „Aber muß euch der Koinradsbrüder blutiges Sterben nit eine Predigt sein? Scharet euch fest aneinander, lasset eines jeden Sorg und Vorteil aufgehen in der gemeinsamen Sach, harret nach gutem Rat auf die richtige Stund, und wenn sie gekommen ist, so schlaget, ihr hunderttausend Fäust, als wär's mit einer einzigen!“

„Wohl, Joß! In dir ist der rechte Mut. Aber wie du bist, so sind nit viel. Der eine wird laufen nach seinem Heu, der

ander zu seiner Kuh, die ans Kälbern geht, der dritt wird seine Brüder verkaufen, und der viert, in seiner Sorg um Speck und Schmalz, wird einen Kniefall tun vor seinem Herrn und betteln: schlag die anderen tot, aber mich laß leben! Und könntest du ein Wunder tun, könntest du die Menschen anders machen, als sie sind, könntest du ihnen das Feuer deiner Seel eingießen in Herz und Blut – was willst du mit einem waffenfremden Haufen ausrichten gegen die Herren mit ihren Harnischen und festen Burgen?“

„Die Not des Lebens, die uns treibt, und das rechte Feuer in der Seel ist bessere Wehr als Harnisch und Burgen. Und besser ist nie eine Zeit gewesen, als die jetzig. Die halbe Herrschaft mit ihren Rotten streitet in Welschland. Überall stehen die Burgen mit schwacher Wehr, die Feldschlangen sind davongefahren, der Frundsberg zieht mit seinen Landsknechten auf Mailand. Geht das Herrenschlachten sell drunten an, so ist der Bauren Zeit gekommen, und der Ferch hat einen leichten Sprung.“

Witting schüttelte den Kopf. „Das ist halbe Hoffnung, Joß. Sie wird dich trügen. Herren sind Herren, ob sie zechen am gleichen Tisch, oder ob sie einander die Köpfe einschlagen. Steh auf dagegen, und ihr Feindschaft hat schnell ein End, und alles, was Herr heißt, ist wider die Bauren. Ein Elend tät kommen über uns, das grausig ist, und der Bauren Blut tät fließen, wie die Bergbäche rauschen nach einer Wetternacht! – So, Leut, jetzt hab ich euch mein Wörtl gsagt. Mein letztes. Jetzt tu, was ihr mögt. Ich leg mich schlafen, daß ich morgen wieder schaffen kann. Gut Nacht!“

„Ich geh mit!“ sagte der Etmüller, und der Stiedler zog den Mantel um die Schultern. Ein Gedräng entstand. In Erregung fuhren die Stimmen durcheinander. Da rief der Schwabe: „Ruhig, ihr Leut!“ Er barg das Bundschuhfähnl unter dem Kittel. „Ich merk, das wird keine Schwurnacht heut. Halbe Arbeit mag ich nit. Euch alle muß ich haben, oder keinen. Will einer gehen? Gut! Die Zeit wird kommen, die mir jeden wieder zuführt, der heut in der Angst seines Lebens von mir geht. Und tät er mich nimmer finden, so wird er in Sorgen schreien: Joß Friz, wo bist du?“ Die Erregung zerdrückte ihm die Stimme. „Einen neuen Stein hab ich legen wollen zu unserem Haus der Freiheit. Die mir den Stein aus der Hand schlagen, werden sein wie die törichten Jungfrauen, von denen geschrieben steht, daß sie kein Öl in ihre Lampen getan. Und mitten in der Nacht ist ein Geschrei gewesen: Siehe, der Bräutigam kommt, heraus und ihm entgegen! Und die bereit waren mit den brennenden Lichtern, gingen mit ihm zur Hochzeit, und die Türen wurden verschlossen. Da kamen auch die Törichtigen mit ihren dunklen Herzen und pochten: Herr, laß uns ein! Der Herr aber sprach zu ihnen: Euch kenn ich nit!“

Still war's in der Scheune. Mit erstaunten Augen sahen alle den Schwaben an, sein hartes Gesicht und seine blitzenden Augen.

„Das ist eine Heilandsred! Die sollst du nit mengen in dein blutiges Werben!“ sagte Witting. „Was hat der Herrenmord, den du predigst, mit dem christlichen Wort zu schaffen?“

„So viel, wie unser Weg zur Freiheit mit Gott zu tun hat, der ihn gewiesen! Wie du, so haben hundert zu mir geredet, deren Einsicht nit weiter gereicht hat, als über die lieben Köpfe ihrer Kinder hinaus bis an den Zaun ihres Lehens. Ich hab deine Kinder gesehen, Witting. Ich kann dir's nachspüren, daß sie dir lieb sein müssen. Aber tu's überlegen, ob du mit deiner Fürsicht deinem hellen Buben und deiner Dirn nit größeren Schaden bringst für den übernächsten Tag, als Nutzen für den nächsten.“ Joß sah die Wirkung, die sein Wort auf den Alten machte. Er ging auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Schau, Witting, wie der Bundschuh im Bruchrain gefallen ist, bin ich ein Fürsichtiger worden und hab mir gesagt: ‚Jetzt bau ich das Glück für mich allein.‘ Mein geschändetes Weib am Straßenbaum und meine Kinder als Kohlbrocken im Feuer – so hat das Glück meiner Fürsicht ausgeschaut! Gott soll's verhüten, Alter, daß du um deiner Kinder willen einmal schreien mußst: Joß friz, wo bist du?“

„Mensch, du!“ stammelte Witting. „Tu deine Augen von mir!“

„Geh heim und überleg's! Willst du noch ein Wörtl hören, du und die andern, so kommet wieder in der nächsten Sonntagnacht. Dann will ich beweisen, daß unser Fürhaben göttlich, billig und recht ist, will beweisen, daß wir nichts anderes wollen, als was in der heiligen Schrift geschrieben steht.“

„Bist du ein römisch Geweihter,“ rief der Stiedler, „daß du die Schrift verdeutschen und auslegen kannst?“

Joß hob die Stimme. „Heut muß keiner mehr geweiht sein, daß er lesen kann, wie Gott geredet hat.“

Der Schmiedhannes flüsterte: „Joß! Vergiß meinen Rat nit!“

Joß schob ihn beiseite. Seine Stimme klang ruhig und fest. „Das solltet ihr lang schon wissen, daß einer aufgestanden ist im Reich, ein frommer und wortstarker Mann, der sich beugte vor Gott, aber aufrecht steht in seiner Lieb zum deutschen Volk. Der hat uns die Schrift gedeuscht, die man uns verschwärt und lateinisch verlogen hat. Jetzt können wir selber lesen, daß Gott geredet hat einmal: Vertrau auf meine Kraft, mein Volk! Schüttet aus vor mir eure Herzen, ihr Armen alle, ich bin euer Fels und euer Schutz! Und Lügner sind die großen Herren und wiegen leicht auf meiner gerechten Wag –“

„Den schauet an!“ schrie der Dürrlechner in Schreck. „Jetzt tut er den falschen Kittel nieder. Martinisch ist er! Und möchte uns alle verhöhlen! Ich geb meinen Stadel nit her für solche Reden. Ich bin ein Christ!“

Dumpfer Lärm erhob sich. Die einen hielten es mit dem Dürrlechner, die andern wollten hören, was der Schwabe noch sagen würde. Witting, von Erregung befallen, hob die Arme: „Schweiget, ihr Leut! – Joß? Wie ist das Wörtl gewesen, das du gesagt hast? Vertrau auf meine Kraft, mein Volk –“

Der Dürrlechner überschrie den Alten. „Ich will mir den Himmel nit verlegen. Ich geb meinen Stadel nit her. Ich fürcht den Teufel und bin für Gott.“

„Bist du für Gott,“ klang die scharfe Stimme des Schwaben, „so mußst du auch für den Luther sein! Ich hab ihn gesehen und hab geredet mit ihm. Das ist ein Mann wie ein Fels. Sein Herz ist groß wie ein See, der tausend Wasser in sich aufnimmt. Und was er tut und redet und schreibt, das ist ein festes und deutsches Werk, an dem unser Volk zu guten Zeiten genesen und unser sieches Reich sich auswachsen soll zu freier und mächtiger Einigkeit!“

„Das sind Lugen!“ rief der Etmüller. „Was will einer ausrichten im Land, den der Reichstag in Acht und Bann getan, und der dem Teufel gehört!“

„Den die törichten Herren in Acht und Bann getan, und den die Römischen verfluchen, der hauset als freier Mann zu Wittenberg. Das halbe Reich ist seines guten Glaubens. Fromme Fürsten, die unter den Herren sind wie weiße Raben, schützen den Bruder Martin wider jeden Feind und Neider. Wie der Sämann die Körner auswirft über ein Weizenfeld, so wirft der Luther den Samen aus für das neue Wesen der Zeit. Mächtig hat sein Herz geredet für alles Volk, das mühselig und beladen ist. Furchtlos hat er geschrieben wider die ungerechten Herren: ‚Henker und Stockmeister sind sie, die den armen Mann schinden und ihren Mutwillen auslassen an Gottes heiligem Wort!‘“

„Das hätt der Luther geschrieben?“ fragte Witting mit stammelndem Laut.

„Und hat geschrieben: ‚Gott verblendet sie und will ein End mit ihnen machen. Man will ihren Mutwillen in der Läng nimmer leiden, denn der gemeine Mann ist verständig worden. Es ist nit mehr eine Welt wie vor Zeiten, da der Herr die Bauren wie das Wild gehetzt und getrieben hat. Gott will es nit länger leiden. Und fürder soll kein Fürst und Herr mehr denken: Land und Leut sind mein. Sie sollen denken: ich bin des Lands und der Leut ein Diener!‘“

Schweigend stand der alte Witting; seine Augen träumten wie die Augen seines Buben. Und der Etmüller fragte: „Redest du die Wahrheit, Joß? Ist der Luther so?“ Und der Schmiedhannes jubelte: „Joß! Da hast du eine gute Red getan! Der Bruder Martin ist unser Mann!“ Das Wort fand

Widerhall. Und wie ein Sinnbild des Feuers, das in den Köpfen wieder aufflackerte, schlug aus den halb erloschenen Kohlen eine bläuliche Flamme; denn am Scheuertor hatte sich das Türlein geöffnet, und ein scharfer Luftzug war über den Kohlenhaufen hingestrichen. Immer lauter hoben sich die Stimmen, und der Hannes kreischte: „Joß Friz! Das Fähnl her! Wir wollen schwören. Die gute Stund ist da.“ Die jungen Burschen drängten sich um den Schwaben. „Joß, wir schwören! Her mit dem Fähnl!“ Mit den wirren Stimmen mischte sich ein von Angst erwürgter Aufschrei: „Leut!“ Der Bursch, der am Zauntor die Wache gehalten, war in der Tenne erschienen und drängte sich durch den Ring der Männer. „Hütet euch, Leut!“

„Bub?“ stammelte der Dürrlechner. „Was ist denn?“

„Fackellichter kommen durch den Wald herauf. Und schreien hört man – ein großer Haufen von Reisingen muß es sein.“

In der Scheuer ein sinnloses Flüchten. Einer stieß den andern beiseite, der junge Frauenlob wurde niedergeworfen, und der Schmiedhannes sprang über ihn weg, schon im Sprung den Mantel über die Schulter zerrend. Er war der erste, der verschwand. Hinter ihm drängten sich die anderen nach, daß am Tor die Bretter rasselten. Das Türlein war den Flüchtenden zu eng, sie rissen sperrangelweit die großen Torflügel der Scheuer auf.

Jetzt standen nur zwei Männer noch in der stillgewordnen Tenne – Joß Friz und der alte Witting. Während Joß mit Zorn und Ekel durch das offene Tor hinauslachte in die Nacht, deren Sterne flimmerten, griff Witting nach dem Kübel und schüttete Wasser über die Kohlen. Eine Dampfwolke ging auf, es wurde finster. In diesem Dunkel sagte Witting: „Schau, Joß, die Karpfen sind hinuntergefahren auf den Grund.“

„Es ist nit das erstmal, daß ich's erleben muß. Deswegen verzag ich nit. Unser Sach ist gut. Sie wird Ferchen machen aus den Karpfen. Du, Witting, du bist schon einer!“ Der Alte schwieg. Und Joß fragte: „Kommst du wieder in der nächsten Sonntagnacht?“

„Ich komm.“

„Welchen Weg soll ich nehmen?“

„Gib deine Hand, Joß! Da bist du sicher. Soll durch den Wald heraufkommen, was mag.“

In der Finsternis fanden sich die Hände der beiden Männer.

## 5.

Man hörte noch die Flüchtenden durch den Garten springen und hörte am Flechtzaun ein Gerappel, als wäre einer, der das Tor nicht finden konnte, über den Hag geklettert.

Joß und Witting standen am Waldsaum. Drunten auf dem Berghang sahen sie den Fackelschein im Gehölz und hörten ferne Stimmen. „Täten’s die Klosterleut sein, die täten doch nit so schreien?“ flüsterte Witting. „Eh die heraufkommen, sind wir in meinem Lehen.“ Sie schritten an den Zäunen der stillen Gehöfte hin und erreichten das Tor, als der Fackelschein und das Lärmen herausquoll aus dem Wald. Zweimal, und wieder zweimal pochte Witting. Da tat sich auch das Tor schon auf. „Vater?“ flüsterte Maralen.

„Ja, Kindl, ich bin’s! Da ist ein Mann. Den führ ins Haus und birg ihn!“ Als Witting das Tor versperren wollte, hörte er deutlich die Stimmen des näherkommenden Menschenhaufens. „Joß! Komm her!“ Der Schwabe kam zurück, und Witting öffnete das Tor. „Da, lus!“ Man hörte scheltende Männerstimmen, lautes Beten dazwischen und den kreischenden Jammer eines Mädels. „Ein erschlagener Mann und eine heulende Magd, das sind die Reisigen, vor denen die Ferchen so mutig gesprungen sind.“

Umzittert vom Loderschein zweier Fackeln und umwirbelt vom Rauch des Peches, zog der lärmende Trupp am Zauntor vorüber. Auf Stangen brachte man einen toten Bauernknecht getragen – im Rausch und aus Eifersucht hatte er im Leuthaus zu Berchtesgaden Streit mit einem Klosterjäger begonnen, und der Jäger hatte ihm den Hirschfänger durch den Leib gerannt.

Als der Trupp vorüber war, lehnte Witting das Tor zu. „Wart, Joß, ich will dich führen und hol ein Kienlicht.“ Er ging ins Haus und brachte eine brennende Fackel. „Komm!“ Ohne noch ein Wort zu reden, stiegen sie in der Nacht den Waldhang hinunter, Witting voraus mit erhobener Fackel. Da sprang vor ihnen aus dichtem Gebüsch ein Mensch heraus, schwarz eingehüllt in einen Mantel mit großer Gugel. Wie ein Wild, hinter dem die Hunde sind, flüchtete der Mann mit langen Sprüngen in die Finsternis des Waldes. „Von den Ferchen einer!“ Witting lachte. „Der hat uns für Spießknecht genommen, die ihn suchen.“

Unter den Sprüngen des Flüchtenden krachten die Äste, und die Steine kollerten. Er rannte, taumelte zu Boden, überschlug sich und raffte sich wieder auf. Rasselnd ging ihm der Atem zu Ende, und immer noch rannte er und rannte. Er hielt erst inne in seiner Flucht, als er die Straße im Tal erreichte. Während er die Fäuste auf seine Brust drückte, wandte er das von der schwarzen Gugel verhüllte Gesicht bald gegen das Tal der Ache, bald gegen das Kloster, dessen Dächer vom Schein der Pfannenfeuer, die in den Höfen brannten, erleuchtet waren. Über die steilen Wiesen sprang er hinunter, schlug im Tal einen weiten Bogen und rannte die Straße hinauf, die von der Südseite gegen das Markttor des Klosters führte. Kein Mensch begegnete ihm, die Häuser lagen still und mit schwarzen Fenstern. Nur ein einziges Fenster hatte Licht: das Fenster in der Wärtelstube des Stiftes. Schon griff der Mann nach dem Klöppel, der an den Bohlen des Tores hing, und besann sich wieder, als wäre ihm ein lauter Hall nicht lieb. Sich dicht an die Mauer drückend, pochte er leis an die trüben Rundscheiben der Wärtelstube. Man hörte eine Knabenstimme: „Wärtel! Wach auf! Es pocht einer.“ Das kleine Fenster wurde aufgetan: „Wer ist da?“

„Einer, der dem Kloster freund ist!“ klang es mit einer Stimme, der man die Verstellung anhörte. „Trag deinem gnädigen Herrn eine Botschaft zu! Ins Land ist einer gekommen, auf den ein Kopfgeld von tausend Gulden gesetzt ist. Joß Friz heißt er und ist von den Ursächern des Bundschuhs einer. Werben tut er. Und Martinisch ist er. Der Salzmeister Humboser muß wissen, wo er hauset. Der hat ihn eingedinet unter dem Namen Häfler-Basti.“

Ein Fluch. Der Wärtel streckte den Kopf zum Fenster heraus. „Mensch! Wer bist du?“

„Das mußst du nit wissen! Habt ihr den Vogel gefangen, so komm ich schon und hol mir ein goldenes Federlein. Gut Nacht!“ Mit flinken Sprüngen eilte der Mann im Mantel davon.

„Mensch! Zum Teufel, so bleib!“ rief der Wärtel, rannte aus der Stube, öffnete das Tor und spähte in die Nacht hinaus. Die Straße war leer, der Mann verschwunden. „Ist das ein Possen oder ist das Ernst?“ Der Wärtel lief in die Stube zurück. Da stand ein fünfzehnjähriges Bürschl, von den Troßbuben des Klosters einer, zitternd vor Schreck und bleich wie die Wand. Der Wärtel hatte nicht Zeit, um des Buben zu achten. Hastig brannte er an der Talglampe ein Windlicht an. „Mach das Tor zu, Ruppert! Ich muß zum Herrn hinauf!“ Er eilte davon.

Der Bub sprang in die Torhalle, spähte dem Wärtel nach, und als er das Windlicht im Innenhof des Stiftes verschwinden sah, rannte er zum Tor hinaus, über den Marktplatz hinüber und auf die kleine Drechslerhütte zu, die neben des Weitenschwaigers neu erbautem Hause stand. Mit aller Kraft riß der Bub an einem der kleinen Fenster den Laden auf und durchschlug mit der Faust das Ölpapier, das den Fensterrahmen überspannte. „Was ist denn?“ klang in der Stube eine erschrockene Stimme.

„Ich bin’s, der Ruppert!“

„Was willst du?“

„Lauf, Zawinger! Zum Bruder Humbser hinauf! Sag ihm, die Spießknecht kommen!“

„Du guter Heiland! Bub, was ist denn?“

Die Frage fand keine Antwort mehr. Ruppert rannte schon wieder dem Kloster zu. Atemlos erreichte er die Halle und schloß das Tor. Da kam auch schon der Wärtel zurück mit dem Kammerdiener des Propstes, um den Knechten die Weisung zu bringen. Die Leute waren schnell bereit, sie hatten in ihren Kleidern auf den Pritschen der Wachtstube geschlafen. Sechs Spießknechte und zwei Handrohrschützen wurden ausgeschickt. Sie rückten über die Straße hinunter, die zum Tal der Ache führte. Einer der Spießknechte, der voranmarschierte, trug eine Laterne mit geschlossenen Blenden. Und zwei glimmende Funken wanderten mit: die Luntenglut der beiden Schützen.

Als die Achenbrücke überschritten hatten und durch ein finsternes Gehölz hinaufstiegen, blieb der Führer der Leute plötzlich stehen. „Mir ist, als wär da einer über den Weg gesprungen?“ Sie lauschten. Man hörte keinen Laut im Wald. „Wird ein Wild gewesen sein.“ Sie stiegen weiter. Das Gehölz lichtete sich und tat sich gegen eine Wiese auf. Ein paar hundert Schritte hatten sie noch zu steigen bis zum Haus des Salzmeisters, von dessen Garten man schon die schwarzen Baumkronen unterschied. Höher auf dem Berghang hörte man Stimmen und sah den gaukelnden Schimmer kleiner Lichter. Dort oben lag der Eingang eines Salzschatzes – es war Schichtwechsel zur Mitternacht.

„Flink!“ mahnte der Führer. „Wir müssen fertig sein, eh die Knappen kommen.“ Bei der Hast, mit der sie stiegen, überhörten sie ein leises Geräusch; es klang wie das matte Ächzen einer Tür, die man vorsichtig öffnet.

Nun erreichten sie die Ecke des Gartens und teilten sich. Ein Spießknecht mit einem Schützen umging die Hecke, um die Rückseite des Hauses zu verlegen, und während vier Knechte das Gehöft betraten, blieb der Führer mit den anderen Schützen an der Talseite des Gartens zurück. Er stand geduckt und spähte in das Dunkel. Die dichten Stauden des Gartens verwehrten ihm den Blick gegen das Haus. Nur an der aufglimmenden Helle konnte er merken, daß die Knechte im Hof ihre Fackel anbrannten. Deutlich hörte er das Pochen, das Öffnen der Haustür und die wechselnden Stimmen.

„Was wollet ihr, Leut?“

„Eine Frag tun in unseres Herren Nam.“

„So fraget!“

„Das wollen wir tun in deiner Stub.“ Der Lichtschein verschwand, und die Tür wurde geschlossen.

Da hörte der Führer im welken Laub der Gartenhecke ein Rascheln. Vorspringend gegen den Weg, schlug er die Blenden der Laterne auf und sah einen Mann in der Tracht der Salzknappen flink über den Weg hinaufsteigen. „He,

du! Bleib stehen, oder das Handrohr schreit dir ein Wörtl nach!" Der Mann gehorchte und wandte im Schein der Laterne langsam das Gesicht. Es war Joß Friz. Lächelnd ließ er die beiden an sich herankommen.

Der Führer hob die Laterne. „Wer bist du?“

„Ein Schlepper im Salzwirk.“ Joß lachte. „Wenn ich anzieh, geht der Karren vom Fleck.“

„Wo kommst du her, so gählings?“

„Über den Weg vom Tal herauf. Ich wohn da drunten am Bach.“

„Ich hab dich laufen sehen. Warum mußt du laufen?“

„Weil ich Eil hab. Es ist Mitternacht, und meine Schicht hebt an. Verpaß ich die, so tät mir der Stollenrichter die Hos aufknöpfen.“ Das sagte Joß wie einen heiteren Scherz.

Der Führer hob ihm die Laterne näher zum Gesicht. „Dich hab ich noch nie gesehen. Komm mit herein zum Salzmeister! Der soll ausweisen, wer du bist.“

„Wohl, ich komm schon!“ sagte Joß. Im gleichen Augenblick schlug er dem Führer die Laterne aus der Hand und sprang in die Nacht hinaus.

„Schütz! Brenn los!“ kreischte der Führer und raffte die Laterne vom Boden auf. Sie war nicht erloschen. Ihr Schein glitt hinter dem Flüchtenden her. Der Schütz hatte das Rohr gehoben, auf der Pfanne flammte das Pulver auf, und krachend zuckte der Feuerstrahl des Schusses in die Nacht. Der Fliehende taumelte. „Den hat's!“ lachte der Schütz. Da raffte sich Joß wieder auf, sprang gegen den Waldsaum hin, sah seinen Weg verstellt, und in dem matten Licht, das die Laterne noch herwarf über die Wiese, funkelte vor seiner Brust die Klinge einer Hellebarde. „Gott steh mir bei!“ Mit der Linken griff er nach dem Speiß, in seiner Rechten zuckte das Messer, das er vom Gürtel gerissen. Ein dumpfer Schrei scholl in die Nacht. Man hörte den Fall eines schweren Körpers, das Klirren von Eisen, und am Waldsaum krachte ein Schuß. Als der Führer mit der Laterne und mit blanker Wehr herbeigesprungen kam, hörte er die Flüche des anderen Schützen, dessen Rohr noch rauchte, und fand den Speißknecht, der die Bergseite des Gartens behütet hatte, als stillen Mann auf der Erde liegen, mit einem gurgelnden Blutquell am Hals.

Joß Friz war im Wald verschwunden.

Zwei von den Knechten, die ins Haus getreten, kamen gelaufen. Nun standen sie zu fünft um den Toten her und schwatzten ratlos durcheinander. Sie sahen ein, daß es zwecklos wäre, eine Verfolgung in dem finsternen Gehölz zu versuchen. „Der lauft nimmer weit,“ meinte der Schütz, der den ersten Schuß getan, „ich hab mit einer Kugel geschossen, die den Brand macht.“ Lichter gaukelten über den Berg herunter, und Stimmen kamen näher. „Ins Haus!“ gebot der Führer und löschte die Laterne. „Traget den Toten unter Dach, eh die Knappen kommen! Und lasset den Salzmeister mit keinem Schritt aus der Stub. Ich lauf hinunter zum Herren, daß er die Nacheil aufbietet.“ Er wartete noch, bis sie den Toten aufgehoben hatten, dann eilte er talwärts, heim ins Kloster.

Eine Stunde verging.

Da wurde auf dem Turm des Münsters eine Glocke geschlagen. Wie Feuerlärm begann es und wurde ein hastiges Läuten. Es war das Glockenzeichen der ‚Nacheile‘, ein Zeichen, das alle Straßen an den Grenzen des Tales schloß. In das Läuten des Münsters fiel die Glocke der Pfarrkirche ein, und von überall antworteten die hallenden Turmstimmen, von der Kapelle im Schellenberger Tal, vom Kirchlein zu Unterstein, von der Kapelle zu Ilsank und von der hochgelegenen Grenzhut gegen Hallein.

Auf der Talbastei der Klostermauer wurde die Lärmschlange gelöst. Wie schwerer Donner dröhnte der Schuß, und über alle Berge rollte der Widerhall. Fast eine Viertelstunde verging, ehe man den Antwortschuß vom Hallturm an der Reichenhaller Grenze vernahm. Von dem Schusse, der in der Burghut am Hangenden Stein hinter Schellenberg gelöst wurde, hörte man nur ein brummendes Echo zwischen den Felswänden des Hohen Göhl.

An den Häusern öffnete sich kein Fenster, keine Tür. In den Leuten, die das Dröhnen hörten, war die Sorge größer

als die Neugier. In ihren finsternen Stuben, in ihren Betten flüsterten sie: „Was hat's gegeben?“ Und in Hunderten war die scheue Angst: „Komm ich nit mit hinein?“

Die Glocken schwiegen. Überall wieder die Stille der Nacht. Nur im Leuthof des Klosters war's lebendig. Der rote Schein der Pfannenfeuer glomm hoch am Turm des Münsters hinauf. Dreißig rückten aus, zu Pferd und auf Maultieren, zu Fuß und mit den Schweißhunden an der Koppel. Im ersten Grau des Morgens begannen sie beim Haus des Salzmeisters die Suche und fanden eine Blutspur, die sich im Wald verlor. Die Hunde hielten noch eine Strecke weit die Fährte, dann fingen sie zu irren an und jagten auf frisch begangenen Wechsellern dem Hochwild nach.

Als die Dämmerung sich zum Tage löste, führte man den Salzmeister Humbster mit gebundenen Händen aus seinem Haus. Der Mann war bleich, doch ruhig. Auf Stangen trugen sie ihm den toten Knecht voran.

Sie mußten an des Schmiedhannes Werkstätte vorüber, die bei der Achenbrücke lag.

Der Schmied war schon bei der Arbeit und hämmerte auf ein glühendes Hufeisen los, während der jüngste Bub des Dürrlechner neben dem Amboß stand, mit einem mageren Gaul am Zügel. „So red doch, Hannes! Was meinst du, daß es gegeben hat heut nacht, weil sie zur Nacheil gelärmt haben?“

Der Schmied hämmerte. „Red nit so laut! Draußen auf der Straß hör ich Leut kommen.“

Die Stimme dämpfend, fragte der Bub: „Meinst du, daß der Jäger flüchtig worden ist, der den Knecht erschlagen hat?“

„Wen erschlagen?“

„Weißt du denn nichts?“

„Was soll ich denn wissen?“

„Der reisige Haufen, vor dem die Mannsleut gestern davongelaufen sind, ist ein toter Knecht gewesen, den sie gebracht haben. Ein Jäger hat ihn im Rausch erstochen.“

Der Schmied ließ den Hammer ruhen und sah den Buben mit verdutzten Augen an. Dann lachte er rauh. „Die Hasenblüter!“

„Bist ja du auch gelaufen.“

Hannes streckte sich in seiner ganzen Größe. „Gelaufen? So eine Narretei! Gesichert hab ich mich halt. Weil ich mich aufheben muß für die richtige Stund.“

Da gingen sie draußen mit klirrenden Waffen vorüber, und der Schmied fing mit dem Hammer flink zu dreschen an, daß es klang und tönte.

Vor dem breiten Tor der Schmiede glitt ein mildes Licht über den frostig blauen Morgenschatten der Landschaft. Die Sonne war gestiegen und strahlte die Berge an. Als man den Salzmeister über die Straße hinaufführte zum Klostertor, glänzten alle Mauern des Stifts in goldenem Licht.

In der Pflegerstube des Rentamtes führten sie den Gebundenen vor Gericht. Der Sekretarius zupfte am Bärtchen und lächelte verlegen. Herr Pretschlaiffer faltete die schwarze Schube um den Nabel und zeigte jenes bekümmerte Gesicht, das er bei ernstesten Fällen anzunehmen pflegte.

Mit stockender Stimme verlas der Sekretarius die Artikel ‚von der Verräterei genugsamer Anzeige‘ und ‚von unzweifelhaften Missetaten. Da hieß es: „Item, so eine Missetat öffentlich und unzweifelhaft ist, soll man alle rechtliche Verlängerung abschneiden, damit Urteil und Strafe mit den wenigsten Kosten gefördert und vollzogen werden.“

Herr Pretschlaiffer sagte traurig: „Hans Humbser, was hast du dich da in üble Sachen eingelassen! Und bist so ein redlicher Diener deines Herrn gewesen!“

„Ja, Herr Richter, der bin ich gewesen!“

„Wärst du es nur auch geblieben! Aber nun gib der Wahrheit die Ehre!“

Das Verhör begann.

„Ich kann nichts andres sagen, Herr Richter, als was ich den Speißknechten gesagt hab. Der Mann heißt Häfler-Basti. Den Namen hab ich schwarz auf weiß gelesen. Auf dem Kirchplatz hat der Mann mich angeredet und hat mir

einen Bleibverlaub des Klosters gewiesen und einen Wegzettel vom Reichenhaller Salzmeister. So hab ich ihn eingedingt als Schlepper im neuen Stollen. Er hat genächtet bei mir. Eine Weil, eh die Spießknecht gekommen sind, hat er mein Haus verlassen und ist zur Schicht gegangen.“

Frage um Frage wurde gestellt – Hans Humbser wußte nichts anderes zu sagen. Da gab der Landrichter dem Sekretarius bekümmert einen Wink. Der Edle zu Hirschberg zog verlegen an einem Glockenstrang hinter seinem Sessel. Zwei Schergen in rotem Wams und mit nackten Armen traten in die Stube. Der Greis erleichte.

„Hans Humbser! Bevor du mich durch deine Verstocktheit zu peinlichen Dingen zwingst, will ich dich noch ermahnen: Blick hinauf zu diesem heiligen Bild!“ Herr Pretschlaiffer deutete auf ein großes Gemälde: Jesus Christus mit blutenden Wundmalen und mit rotem Mantel, auf doppeltem Regenbogen ruhend; zu Seiten seines von der Glorie umschimmerten Hauptes zwei geflügelte Engel mit Posaunen; ihm zu Füßen die Erde mit Gräbern, die sich öffnen, mit den Gerechten, die zum Himmel steigen, mit den Sündern, die der höllische Drache verschlingt; und durch die Bänder des doppelten Regenbogens war ein Spruch geschlungen:

Gedenk allzeit der letzten Ding,  
So wird das Recht dir tun gering.  
Das Urtil dort wird dir gefällt  
Wie du gelebt hast in der Welt.

„Hans Humbser? Willst du bekennen, wer der Mann gewesen ist?“

Der Salzmeister schwieg; immer hing sein Blick an dem Bild, und seine Augen begannen zu glänzen.

Herr Pretschlaiffer winkte den Schergen. „Befraget ihn auf den ersten Grad! Mit ziemlicher Schonung seines Alters.“

Da sagte der Salzmeister: „Lasset die Schergen, Herr! Jetzt hab ich der letzten Ding gedacht und will gestehen.“ Er atmete tief. „Ich hab den Mann in mein Haus genommen, weil er mir evangelischen Gruß geboten hat. Ich bin Martinisch.“

Herr Pretschlaiffer sprang auf. „Du gottvergessener Mensch! Weißt du denn auch, daß dich dieses Geständnis meinem milden Richterspruch entzieht?“

„Ja.“

„Daß unser Herr durch Vertrag gebunden ist, dich Seiner Hochfürstlichen Gnaden dem Herrn Erzbischof von Salzburg auszuliefern?“

„Ja.“

„Und daß Seine Hochfürstliche Gnaden, Herr Matthäus, mit unerbittlicher Strenge geben die Martinischen rechtet? Und daß du vom Regen in die Traufe kommst? Und daß du ein verlorener Mann bist?“

„Mein Herr Jesus, von allen Guten der Beste, wird gnädig sein meiner armen Seel, weil ich um meines Brotes willen geheuchelt hab seit dritthalb Jahr.“

Herr Pretschlaiffer stellte keine Frage mehr. Ein halbes Stündl knirschte noch die Feder. Dann wurde Hans Humbser abgeführt, und vor den Richter kam ein anderes Geschäft. Man brachte den Jäger, der den Bauernknecht erstochen hatte. Der Fall war klar. „Item,“ sagte der Artikel, „welcher eine rechte Notwehr zur Rettung seines Leibs und Lebens tut und denjenigen, der ihn also benötigt, in solcher Notwehr entleibt, der ist darum niemanden nichts schuldig.“ Der Jäger ging frei aus der Stube. Am Abend wurde er zum Geleit gestellt, das den Salzmeister Humbser in der Stille der Nacht über Schellenberg nach Hohensalzburg brachte.

Die ganze Woche waren die Spießknechte auf der Suche nach Joß Friz. Keine Spur ließ sich entdecken. Er schien aus dem Land verschwunden, trotz der gesperrten Straßen und Pässe. Dem Kloster blieb von ihm nur das schwäbische Gewand, das man im Haus des Salzmeisters gefunden hatte – und die Glut, die er in zwanzig Herzen geworfen.

So strenges Schweigen man den Leuten des Stiftes in dieser Sache gebot, es sickerte doch in der zweiten Woche

durch die Mauern heraus: daß ein Werber für den Bundschuh ins Land gekommen, daß einer zum Verräter an ihm geworden, und daß der Mann sich gerettet hatte wie durch ein Wunder.

Nun wußten sie droben in der Gern, weshalb sie in der zweiten Sonntagnacht vergebens auf Joß Friz gewartet hatten. Über jeden, der in der Tenne des Dürlechner mit Joß um die Glut gestanden, fiel die Sorge her: „Morgen kommen die Spießknecht zu mir!“ Und der Schmiedhannes sagte zu jedem, der in die Werkstätte kam: „Ich bin der erste, den sie fahen! Weil ich der erst gewesen bin, der geschworen hat.“ Kam die Red auf ‚den Judas, der es getan‘, so tat der Schmied mit dem schweren Hammer einen Streich auf den Amboß, daß es weit hinaus klang. „Das muß er hören. Und wenn er’s hört, so muß ihm die schlechte Seel im Leib drin zittern.“ Als Tag um Tag verging, ohne daß die Spießknechte kamen, weder zum Hannes noch zu einem andern der Schwurbrüder, wurden die Reden des Schmiedhannes immer schärfer. „Den bring ich auf! Wird halt einer gewesen sein, dem unser gute Sach die Angst um Speck und Schmalz in den Magen getrieben hat! Und wie der dumme Bub gelärmt hat: es kommen die Reisigen – da wird halt derselbig in seiner Angst schnurgrad zum Kloster gelaufen sein und wird gebeichtet haben, daß er sich lieb Kind macht bei den Herren! So ein Fürsichtiger!“ Er sprach den Namen nicht aus. Doch immer deutlicher wurden seine Reden. Sie fanden keinen Glauben bei den andern. Man kannte den Witting. Und als der Alte eines Morgens vor seinem Zauntor eine Stange mit einem Strohwisch aufgerichtet sah, konnte er ruhig sagen: „Die Stang soll bleiben! Und soll einem jeden sagen, wieviel schlechter Ding sich ein Mensch vom andern versehen muß.“ Da warf der Etmüller die Stange nieder und brach sie in Stücke.

Nicht so sicher, wie der alte Witting, waren andere vor dem Verdacht. Der hängte sich schließlich an den Meingoz, ein hageres Bäuerlein von scheuem Wesen. Der Mann merkte die Sache erst, als ihn die anderen zu meiden begannen. In der Scheu seines Wesens wehrte er sich nicht. Eines Abends traf Witting den Meingoz im Wald, unter einer entblätterten Buche, mit einem Strick in den Händen. Der Bauer erschrak. Forschend sah ihm Witting in das verstörte Gesicht und zog ihm den Strick aus den Händen. „Nachbar? Bist du ein Narr worden?“ Der Bauer brach in Schluchzen aus. Witting legte ihm den Arm um den Hals. „Nachbar, ich weiß, du bist ein rechtlicher Mann. Laß dir ein Wörtl sagne, das ich einmal gelesen hab. Das heißt: ‚In Gott sei ruhig, meine Seel! Er ist mein Fels und meine Hilf, ist meine Zuversicht, die nimmer wanket.‘“

Erst spät in der Dunkelheit kam Witting an diesem Abend heim. Maralen in ihrer Sorge stand schon wartend am Zauntor. „Vater, wo bleibst du so lang?“

„Ein bissel Heimgart hab ich gehalten.“ Er sperrte das Tor. „Ist der Bub schon schlafen gegangen?“

„Der sitzt noch allweil im Nußbaum droben. Heut ist er wieder, ich weiß nit wie.“ Sie trat in die erleuchtete Herdstube, während der Vater in den Nußbaum hinaufrief: „Geh, Bub, komm schlafen!“ Juliander gab keine Antwort. Man hörte in der Dunkelheit das Klappern seiner Schuhe, als er langsam über die Leiter herunterstieg.

In dieser Nacht hatten die Sterne ein Geflimmer wie Tautropfen in der Sonne. Das war ein übles Wetterzeichen. Ehe der Morgen kam, war der ganze Himmel überzogen. Gegen Mittag begann es zu regnen. Das grobe Wetter dauerte von einer Woche in die andere. Bald waren alle Berge weiß bis herunter zum entblätterten Buchenwald. Und als der Regen im Tal und das Gestöber in der Höhe zu Ende ging, begann der Frost. Die Felder lagen tot, der Bauern Arbeit wurde leichter mit jedem Tag.

Im Wittinglehen teilten sich Juliander und Maralen in die Wirtschaft. Der Alte sprang nur ein, wenn Juliander bei den Jagden als Treiber oder Netzträger fronen mußte. War der Bub daheim, so zimmerte Witting am Hausrat des jungen Paares. Er sägte und hämmerte, bosselte und schnitzte. Oft legte Maralen den Arm um des Vaters Hals. „So schön, wie du mir’s machst, hat keine ihr Sach. Jedes Stückl verzählt, wie lieb du mich hast!“

An den Sonntagen kam Joseph von Schellenberg herüber, und da hatten sie den ganzen Tag zu schwätzen, vom Hausrat, vom Leinenzeug, von den beiden Kühen, die Maralen bekam, von den Fortschritten, die Josephs Arbeit in der kleinen Hütte zu Schellenberg machte, von Zins und Steuer, und von den Gästen, die sie zur Hochzeit laden wollten. Zwölf Gäste erlaubte ihnen das klösterliche Weistum; an sechsen war's auch genug: der Vater und Juliander; die Tochter des Meingoz als Brautjungfer; Josephs Stollengesell, der Bramberger, als Brautführer; dazu der Etmüller und sein Weib. Vier Schüsseln waren ihnen zum Mahl gestattet; sie meinten, zwei Schüsseln täten's auch, und das kleine Mahl wollten sie im Leuthaus zu Schellenberg halten.

An einem Sonntag, als der November schon begonnen hatte, nach dem Abendessen, sagte der Alte: „Geh, Jospheh, nimm dir einmal den Buben ein bißl für! Leicht hat er ein Zutrauen zu dir.“ Jospheh ging in den Garten. Wie kleine kalte Lichter standen die ersten Sterne im trüben Blau. Und mit Geraschel trieb der Wind die dünnen Blätter um den Flechtzaun her. Als Joseph am Nußbaum über die kleine Leiter hinaufstieg, klang von droben eine unwillige Stimme: „Was ist denn?“

Auf dem schmalen Sitz der Kanzel hätten zwei nebeneinander nicht Platz gefunden. So schwang sich Juliander auf einen Ast hinaus, um das Bänkl für Joseph frei zu geben. Da wirbelte ihm der Wind die Haare ums Gesicht, die auch in der Dämmerung noch einen lichten Schimmer behielten, als hätten sie am Tage das Sonnenlicht in sich aufgesogen, um es jetzt hinauszuglimmen in den grauen Abend. Unwillig fragte der Bub: „Was willst?“

„Ein bißl heimgarten.“

„Da bist du umsonst heraufgestiegen.“

„Jetzt mußt du reden, Bub! Was ist denn mit dir? Hast dich ja völlig verwendet! Schau, das Lenli und ich, wir gehen in unser Glück, aber du machst uns eine Sorg, daß wir uns gar nimmer freuen mögen.“

Ein kurzes Schweigen. Dann brach es aus dem Buben heraus, gereizt, und wieder zögernd, wie in träumender Verlorenheit. „Wenn ich nur selber wüßst, was ich hab! Oft denk ich, es muß mich eine besprochen haben. Das ist in mir, daß ich ein Sternl herunterreißen möchte aus der Nacht, oder einen Berg auf Scherben klopfen. Und diemal kommt's wieder, daß alles still ist in mir, ich kann dir nit sagen, wie. Da möchte ich bloß allweil sitzen und schauen. Und da denk ich oft Sachen, die nit sein können. Wenn das so ist in mir, und es redet mich eines an, da krieg ich einen Zorn. Und wenn die Buben so schwätzen vor mir, und wenn sie allweil Zeichen machen und wispeln miteinander: ‚Dem sag nichts! Der ist nit im Schwur!‘ – schau, Joseph, da steigt das Blut in mir auf, daß ich einen umbringen könnt. Tāt ich nit allweil an den Vater und ans Lenli denken – meiner Seel, Joseph, ich tät ein Unglück anrichten, oder ich tät ein Großes, so groß und schön, daß es die Leut nit glauben täten.“ Sich streckend, griff er in der Finsternis nach einem starken Ast und zog ihn zu sich nieder, bis der Ast vom Stamme splitterte und ihm in den Händen blieb.

Joseph lachte und stieg über die Leiter hinunter. Als er in die Stube trat, trat ihm der Alte entgegen. „Hast du geredet mit ihm?“

„Wohl.“

„Was hat er denn?“

„Verliebt ist er und weiß es nit. Und seinen Unmut schiebt er auf dich, Vater, weil er allweil so auf der Seit stehen muß, wenn die Mannsleut raiten.“

Witting atmete auf. „Wenn's nit mehr ist, als Lieb und Zorn, da soll mir der Bub bald wieder auf gleich kommen.“ Er lachte. „Ist mir selber recht, daß eine junge Bäuerin ins Haus kommt, wenn das Lenli fort ist. Was für eine tät's denn sein?“

„Da hat er keinen Schnaufer getan.“

Nun rieten sie auf die Tochter des Meingoz, auf die jüngste des Etmüller, auf die Dirn im Brunnlehen. Immer schüttelte Maralen den Kopf. „Von denen ist's keine. Das hätt ich merken müssen.“

Als es für Joseph Zeit wurde, an den Heimweg nach Schellenberg zu denken, war Juliander noch immer nicht in die Stube gekommen. Das junge Paar ging in den Garten, um ihn zu rufen. Die Kanzel im Nußbaum war leer.

Während Maralen ihren Verlobten zum Tor begleitete, ging Witting mit einem Spanlich in die Kammer. Da fand er den Buben. Juliander war durchs Fenster in die Kammer gestiegen, lag schon unter der Decke und hielt die Augen geschlossen. Aber der Alte merkte, daß der Bub nicht schlief. Mit der Linken den flackernden Kienspan über das Bett haltend, strich er mit der Rechten das Haar von Julianders Gesicht. „Sei gut, Bub! Wenn ich dir diemal ein bißl was verschweig, ich tu's nur zu deinem besten. Hat das Lenli ihren Hausstand, und wir zwei Mannsleut bleiben allein, so will ich dir alles sagen. Da wollen wir's halten miteinander, nit wie Vater und Bub, sondern wie gute Brüder! Gelt?“

Juliander faßte die Hand des Alten. „Vergeltsgott! Und wirst sehen, morgen bin ich wieder, wie ich allweil gewesen bin.“

Die Nacht verging und der Morgen kam. Aber Juliander blieb der gleiche, wie in den letzten Tagen. Er machte wohl einen redlichen Versuch, die Sonne wieder einzufangen, die ihm entflohen war. Es gelang ihm nicht.

Zwei Wochen vergingen. An einem Sonntag kam Joseph mit der Nachricht: das kleine Haus stünde fertig, um den Hausrat und die beiden Kühe aufzunehmen.

Am Morgen des andern Tages zahlten sie auf dem Rentamt Zins und Steuer für das Lehen, den Liebgulden und die Brauthühner, das Herdgeld und die Ehstandsbeden. Viel mehr, als die vier Schillinge für das Hochzeitsmahl, blieb ihnen nicht übrig.

Joseph hatte vom Schellenberger Salzmeister drei Tage Urlaub erbeten und teilte sich am Montag mit dem Vater in die Mühe, den schweren Karren mit dem Hausrat dreimal die zwei Wegstunden zu schleppen. Juliander tat die Arbeit im Lehen daheim. Maralen ging vom Morgen bis zum Abend in Hof und Haus umher, um jedes Stück der Heimat noch einmal zu berühren, und um die Magd, die der Vater aufgenommen hatte, in die Arbeit einzuweisen.

Spät in der Nacht kam Witting mit dem leeren Karren heim, so müde, daß er nicht essen wollte, nur immer am Herd beim warmen Feuer sitzen. Den Buben schickte er in die Kammer. Maralen wollte beim Vater bleiben, bis er schlafen ging. Sie sprachen kein Wort, sie saßen nur Hand in Hand. Und plötzlich warf sich Maralen an des Vaters Brust, umklammerte seinen Hals und brach in Schluchzen aus. Lächelnd streichelte ihr der Alte das Haar. „Geh, du Dummer! Du gehst doch in dein Glück!“ Sie schluchzte, bis er sie aufrichtete und in ihre Kammer schob. „Gut Nacht, Kind! Gott soll dich hüten die letzte Nacht in Vaters Haus. Morgen hast du dein nettes Häusl und übermorgen deinen Joseph und dein Glück.“ Er zog an ihrer Kammer die Türe zu, als sollte kein weiteres Wort mehr geredet werden. Dann stand er beim letzten Glutschein der Kohlen noch lang in der Herdstube, gebeugt, als wäre diese Stunde mit dem Gewicht von Jahren über ihn hergefallen.

Am andern Morgen kam Joseph bei dichtem Schneegestöber, das in der Nacht begonnen hatte. Als es heller Tag wurde, ließ das Gestöber nach. Während sich über den weißen Zinnen des Hohen Göhl schon wieder ein Fleck des blauen Himmels zeigte, fielen noch große, langsam gaukelnde Flocken.

Juliander sollte die beiden Kühe nach Schellenberg treiben, Maralen mit Joseph den letzten Karren mit dem leichteren Gerät hinunterführen. Das bringt Glück ins Haus, wenn die Braut mit eigener Müh das letzte Stückl Hausrat unter Dach stellt. Zum Abend sollte Juliander heimkehren, und dann wollte der Vater nach Schellenberg kommen und die Nacht mit Maralen in ihrem neuen Heim verbringen. Am Mittwoch morgens wollten sie alle im Wiesengütl zusammentreffen, um zur Kirche zu gehen.

Der Karren stand gepackt, mit einer grauen Blache überzogen, und die Kühe waren schon gekoppelt. Juliander und Maralen zogen ihre guten Kleider an. Als sie hinaustraten vor die Herdstube, ging ein Sonnenschimmer über die weißen Berge hin. Es war ein Schein ohne

Wärme. Der Frost lag in der windstillen Luft, und der frisch gefallene Schnee begann zu knirschen.

Juliander trieb die Kühe gegen das Tor. Während Maralen noch hin und her lief, als hätte sie was vergessen, ging Joseph auf den Vater zu. „Vergeltsgott, weil du mir dein Kind gibst!“

„Tu mir das Lenli gut halten! Und alles ist mir recht.“

Als Joseph an die Karrendeichsel trat, kam Maralen aus dem Haus. Sie ging verstört auf den Vater zu und legte ihm den Arm um den Hals.

„Laß gut sein, Kind! Schau, dein Joseph wartet!“

Nun stand der Alte allein vor der Haustür. Als er sah, daß Maralen an die Deichsel trat und ziehen wollte, ging er hin und schob sie mit dem Ellbogen beiseite. „Über den Berg hinunter helf ich noch. Drunten auf der Straß, da hast du ein leichteres Ziehen.“ Er legte sich mit der Brust gegen das Querholz der Deichsel, und der Karren knirschte durch den Schnee. Es war auf dem steilen Waldweg und bei dem glitschigen Schnee ein hartes Fahren. Witting sagte: „Gut, daß ich mit bin. Das Lenli hätt sich ein bißl hart getan.“ Als sie die Talstraße erreichten, war von Juliander und den Kühen nichts mehr zu sehen; so weit war der Bub vorausgekommen.

„So, Lenli! Dein Weg ist da!“

Maralen war ruhig geworden. „Vergeltsgott, Vater! Dein letztes Schritt für mich ist Lieb und Müh gewesen.“ Sogar lächeln konnte sie. „Wirst sehen, das bringt mir Glück.“

„Ja, Kind! Tätst du das Glück nit haben, so tät's keinen Gott im Himmel geben.“ Er wandte sich und stieg über den Hang hinauf. Einmal drehte er sich um und winkte lachend mit der Hand. Dann ging er dem verschneiten Walde zu. Als ihn die Bäume deckten, ließ er sich, wie von tiefer Müdigkeit befallen, auf eine Buche nieder, die der Sturm geworfen hatte.

## 6.

In der Mittagssonne ließ der Frost ein wenig nach. Der Schnee wurde weich und klebte. In dicken Wulsten hängte er sich an die Räder des Karrens und machte ihn schwerer als die Last, die ihm aufgeladen war.

Maralen zog, daß ihr der Atem fast verging. Als Joseph einmal fragte, ob ihr die Mühsal nicht zu hart würde, blickte sie lächelnd zu ihm auf. „Sich plagen dürfen für sein Glück, das tut man gern.“ Auf dem ganzen Wege war in ihr ein Wechsel zwischen Freude und Wehmut. Die Heimat, die sie verlassen hatte, hielt ihr Herz noch gefesselt, und ihre Sehnsucht flog doch auch dem neuen Haus entgegen, das ihrer wartete. Sie hatte das Dach noch nicht gesehen, unter dem sie wohnen sollte in ihrem Glück. Je näher sie ihm kam, desto heißer zitterte in ihr die Erwartung.

Man läutete die Mittagsglocke, als Joseph und Marlen mit dem Karren die ersten Häuser von Schellenberg erreichten. Hier trafen sie Juliander mit den Kühen. „Eine ganze Stunde wart ich schon allweil.“ Das sagte er so verdrossen, daß ihn die beiden verwundert ansahen. „Wo muß ich denn hin?“

„Allweil die Straß hinunter, durch das ganze Dorf.“

Juliander trieb die Kühe, und da fiel es den beiden andern auf, daß er in Unruh nach allen Häusern spähte, nach jedem Zaun, nach jedem Fußweg, der von der Dorfstraße sich abzweigte.

Wie ein Schleier hing es über den Häusern; die schweren Dampfwolken, die aus der Pfannstätt qualmten, zogen in der unbewegten Winterluft nicht ab und hängten sich um alle Dächer. Auf dem großen Dorfplatz konnte man in dem grauen Dunst das Leuthaus und die Kirche kaum unterscheiden. Dann ging's noch eine lange Gasse hinunter; als sie schon fast zu Ende war, hielt ein Spießknecht den Karren an. Joseph mußte das Weggeld zahlen und ein langes Verhör bestehen, bevor er weiterziehen durfte.

Der Spießknecht trug an seinem Wams die Farben von Salzburg. Die Schellenberger Pfannstätt gehörte wohl dem Stifte zu Berchtesgaden, doch seit mehr als hundert Jahren war sie zur Deckung alter Schulden an das Erzbistum von Salzburg verpfändet. Und wie wenig man zu Schellenberg die Farben liebte, in die der Spießknecht gekleidet war, das verriet der Blick, mit welchem Joseph dem Knechte nachsah. Am Ende der Gasse wartete Juliander wieder. „Sechzehn Heller Maut hab ich zahlen müssen. Da zahlt man ja doppelt so viel als bei uns daheim.“ In Joseph kochte noch der Zorn über den Spießknecht. „Die Berchtesgadener Herren scheren das Schaf, der Salzburger zieht ihm noch die Haut herunter.“

Flehend sah ihn Maralen an. „Red nit so laut! Sind wir denn bald daheim?“

„Gleich, Lenli!“

Eine Strecke ging's noch die Straße hinaus, dann seitwärts über einen Hang empor. Als der Weg wieder eben wurde, sah man eine niedrige Hecke, die ein kleines Gehöft umzog. Zwischen den kahlen Ästen kümmerlicher Obstbäume lugte ein kleines Haus hervor. Die Mittagssonne hatte den frischen Schnee vom Dach geschmolzen – ein grau verwittertes Dach, bunt durchsprenkelt mit neuen Schindeln. Die niedere Mauer war weiß getüncht, die Tür und jeder Fensterrahmen grün bemalt. Man roch die frische Farbe. Und aus der Dachluke qualmte dünner Rauch, der sich in der Sonne bläulich kräuselte. „Ein liebes Häusl!“ sagte Maralen. „Wem gehört denn das?“

„Es ist das unsre, Lenli!“

„Jesus!“ Sie fuhr in der ersten Freude mit den Händen nach dem Herzen. Dann stammelte sie erschrocken: „Aber da ist ja Feuer drin!“

„Weil ich den Bramberger gebeten hab, daß er ein bißel Feuer anmacht auf dem Herd. Sonst tätst du frieren in der kalten Stub.“

Maralen ließ den Karren stehen und lief in das Gehöft. Joseph wollte ihr folgen. Da fragte Juliander: „Du? Was ist denn das für ein hohes Dach da draußen?“

„Dem Thurner seine Burghut. Die mußt du doch kennen!“

„Freilich, ja! Bin oft schon auf Salzburg gegangen. Und nie hab ich aufgeschaut.“

Das hörte Joseph nimmer. Er hatte Maralen eingeholt, als sie die Tür der Herdstube auftrat. Den Arm um ihre Schulter legend, sagte er: „Soll halt der liebe Gott deinen Eingang segnen, Bräut!“ Als sie die Tür öffnete, strahlte ihr der warme Glanz des Herdfeuers entgegen. Maralen war in ihrer Freude wie ein Kind. Sie sah nicht, wie morsch und nieder die Balkendecke, wie brüchig und verwahrlost das Gemäuer war. Nur die Arbeit sah sie, die Joseph geleistet hatte, um die baufällige Hütte in wohnlichen Stand zu setzen. „Und schau nur, Joseph, wie lieb der Vater allen Hausrat gestellt hat!“ Wie die Stube daheim, genau so war die Herdstube eingerichtet, Tisch und Bänke in der gleichen Ecke, die Schüsselrahm an der gleichen Stelle. Und wie daheim, so hing an der Herdwand ein großer Holzschwamm, und kleine Heiligenfigurchen standen drauf, die das Haus wider alles Unheil wahren sollten. Jedes Stück nahm Maralen in die Hand; sie streichelte den Tisch und setzte sich auf jede Bank, auf jeden Sessel und auf den Herdrand. Da öffnete Joseph die andere Tür, die in die Kammer führte. „Schau, Lenli!“ Er lächelte.

Maralen trat auf die Schwelle. Es war ein kleiner, weißgetünchter Raum, den die heiße Herdwand erwärmte. Ein Stuhl und ein Kasten darin, und das große Bett. Dunkle Röte glitt über Maralens Wangen. „Soviel lieb ist alles! Und sauber!“ sagte sie verlegen. Dann zog sie die Türe wieder zu und ging zum Feuer. Schweigend legte sie ein Scheit in die Flamme.

„Lenli?“ Joseph kam zu ihr. „Warum bist du so still?“

Da schlang sie die Arme um seinen Hals und lachte. „Nimm mich, Joseph! Mir ist so gut im Glück! Wie die Leut doch allweil schelten mögen aufs Leben, das soviel schön ist!“

Sie saßen auf dem Herdrand, hielten sich umschlungen, und der Glanz des Feuers spielte um sie her. Daß Juliander die Tür öffnete, das merkten sie nicht. Schweigend stand er auf der Schwelle, betrachtete das junge Paar, lächelte wunderbarlich traurig und zog die Türe wieder zu. „Die brauchen mich nimmer.“ Er hatte die Kühe in den Stall getan und hatte ihnen Futter in die Krippe gelegt. Nun zog er auch noch den Karren vor die Herdstube. Dann ging er.

Draußen vor der Hecke sah er über das weiße Tal hinaus nach dem hohen Dach der Burghut. Als er die Straße erreichte, blieb er wieder stehen, obwohl da nichts anderes zu sehen war als die rauschende Ache neben dem Weg, die leere Brücke und die weißen Waldgehänge, halb in Sonne und halb im Schatten. Immer weiter zog es ihn die Straße hinaus. So kam er auf einen kleinen Hügel. Da lag ein paar hundert Schritte vor ihm die Burghut am Hangenden Stein, in welcher Herr Lenhard von Eckenau als Thurner und berchtesgadnischer Pfleger saß – keine rechte Burg, nur ein festes Haus mit steilem Ziegeldach und viereckigem Turm, von einer hohen, gescharteten Mauer umzogen, die aus einem breiten Wassergraben emporstieg. Über den Zinnen der Mauer sah man niedere Dächer und die entblätterten Baumkronen eines kleinen Gartens. Ein basteiförmiger Ausläufer der Mauer sperrte das schmale Tal und übersetzte die Straße mit einer Torhalle, die vom Wehgang der Mauer mit einem Fallgitter geschlossen werden konnte. Neben dieser Halle, gegen Schellenberg blickend, hatte die Burgmauer noch ihr eigenes Tor. Das stand geöffnet, und die Fallbrücke lag über dem Graben.

Das alte, plumpe Gemäuer mit dem verwitterten Turmklotz wirkte nicht wie ein stolzer Sitz der irdischen Macht. Doch wie es dastand im weißen Schnee, umschimmert von der Mittagssonne, die kleinen Fenster blinkend, und über den flimmernden Giebeln die hohen weißen Berge, war es doch ein Anblick, den sie sonnige Stunde lieblich machte.

Da klang hinter dem Hügel in einer bewaldeten Senke des Tals eine erregte Mädchenstimme. „Dort! Jetzt hab ich es wieder gesehen. Dort! Auf dem großen Baum!“

Nur einmal in seinem Leben hatte Juliander diese Stimme gehört. Gleich erkannte er sie wieder. Und da sprang er schon der Höhe des Hügels zu, sah in die Senke hinunter, sah zwei Männer in bunten Wamsern zwischen den Bäumen springen, sah hinter den verschneiten Büschen etwas suchen wie den Schimmer eines roten Kleides, sah eine alte Frau in braunem Gewand und mit weißem Kopftuch im Schnee stehen und hörte sie jammern: „Fräulen, um Jesu Christ, das ganze Kleidl ist hin, Ihr tappet ja bis an die Knie in den Schnee, Ihr holet Euch ja den Tod! Das ist doch so ein Viecherl nit wert! O Jesus Maria!“

„Jesus Maria!“ stammelte auch Juliander in Schreck, ohne zu wissen, warum er erschrocken war. Mit langen Sprüngen eilte er den Hügel hinunter. „Was ist denn, Weibl?“

„Komm, Bub! Und hilf! Meinem Fräulen ist ihr Eichkätzl davongesprungen, wie ich's hab füttern wollen. Und mein Fräulen hat das Viecherl so lieb.“

Juliander rannte, als gält' es das rollende Glück zu fangen. Als er durch ein dichtes Gebüsch gesprungen war, dessen Zweige ihn mit Schnee überstäubten, stand er vor dem Fräulein. Sie beute sich gerade nieder, um das rote Kleid zu schürzen, dessen Säume vor Nässe klatschten. Bei jeder Bewegung zitterten ihr die geringelten Haare wie kleine schwarze Flammen um das erregte Gesicht. „Ach, du lieber Himmell!“ murmelte sie, als sie den vom Gestrüpp zerfetzten Saum ihres Kleides ansah. Das dünne, mohrfarbene Fähnchen, unter dessen Falten sich der junge Mädchenkörper mehr enthüllte als verbarg, war nur für die warme Stube gemacht, nicht für das Waten im Schnee.

Nun blickte sie auf. Und Juliander würgte die Frage heraus: „Wo ist denn das Tierl?“

Im ersten Augenblick schien sie ihn nicht zu erkennen. Doch als sie ihn länger ansah, zog sie die schwarzen Brauen ein wenig zusammen. „Der Juliander!“ Sie lachte. „Bist du der Überall? Bist du allweil da, wenn man eins fangen muß, das scheu geworden?“

Juliander stammelte: „Das Tierl muß her. Und geh's, wie's mag!“ Er rannte den Stimmen der beiden Männer nach. Das waren zwei grauköpfige Waffenknechte des Thurners. Das Springen im Schnee hatte ihnen heiß gemacht. Kaum vermochten sie dem Eichkätzl noch zu folgen, das sich von einem Baum auf den andern schwang und immer weiter flüchtete, je mehr die Knechte lockten und riefen. Juliander brauchte nicht zu fragen. Gleich sah er das Tierchen springen. Und da rannte er hinter dem Flüchtling her in toller Jagd, den Berghang hinauf, hinunter und wieder hinauf, in dichten Wald und wieder in lichtetes Gehölz. Bei dieser Hetze glänzten ihm die lachenden Augen, als wäre der erloschene Frohsinn seiner Jugend wieder lebendig in ihm geworden.

Das Tierchen flüchtete am Berghang hin, in immer lichterem Gehölz. Wo die Bäume nahe beisammen standen, sprang es von Ast zu Ast, dann fuhr er blitzschnell über einen Stamm herunter, flüchtete eine Strecke über den Schnee und schwang sich wieder auf einen Baum. Juliander begann den Flüchtling zu treiben, gegen zwei Bäume, die vereinzelt standen: eine hohe Föhre mit glattem Stamm und daneben eine entblätterte Buche. Das Treiben gelang. Nach einer letzten Flucht über den Schneegrund kletterte das Eichhorn auf die Föhre. Juliander in seiner Freude tat einen klingenden Jauchzer und rief: „Fräulen! Da komm her! Das Tierl sitzt!“

Es dauerte lang, bis das Fräulen kam, atemlos vom Waten im Schnee. Ehe sie den Baum erreichte, sagte sie zu den Knechten, die hinter ihr herstapften: „Gelt, ich hab recht gehabt! Der fangt es!“

Einer der Knechte sah die Föhre an, deren Rinde mit glattem Tropfeis überzogen war. „Wenn's da droben hockt, so ist's noch lang nit gefangen.“

Juliander lachte. „Jetzt haben wir's gleich. Da droben im Girbel hockt es.“ Er nahm den Arm des Fräuleins, um sie

an eine Stelle zu führen, von der sie das Tierchen erblicken konnte. Sie zog ihren Arm zurück und sah ihn verwundert an. Juliander schien nicht zu verstehen, was ihre Augen sagten. „So komm doch! Wo du stehst, da sieht man es nit.“

Einer von den Knechten versetzte ihm einen Puff. „Du Baurenlummel! Das Fräulen tappet man nit so an! Und was sagt du denn allweil ‚du‘! Das gnädig Fräulen Morella muß du ihrezen.“

Juliander schien diese Zurechtweisung nicht übel zu nehmen. Er bewegte die Lippen, als spräche er den Namen nach: Morella! Dann wurde er verlegen: „Ich red halt, wie ich allweil red.“

Das Fräulein lachte. „Red nur, wie du magst! Und fang mir mein Hörnlein!“

„Wohl, Fräulen, das haben wir gleich.“

„Auf den Baum da,“ sagte einer von den Knechten, „da kommst du doch meiner Lebtag nit hinauf.“

„Da komm ich freilich nit hinauf. Aber ein Umweg ist auch ein Weg. Komm, Fräulen! Du mußst – Ihr müßt da her an den Baum! Wenn ich das Hörndl niedertreib, es muß sich doch gutwillig fangen lassen von dir!“ An dieser Tatsache schien er nicht zu zweifeln. „Die Mannsleut müssen an den Buchstamm her, wenn’s leicht noch springen und abfahren tät.“ Dabei begann er schon an der Buche hinaufzuklettern, die auf dem Berghang ein wenig höher stand als die Föhre. Das ging von Ast zu Ast, immer flinker, als wäre der Baum eine bequeme Leiter.

„Aber, du?“ Das Fräulein schien seine Absicht nicht zu verstehen. „Es sitzt doch auf dem anderen Baum!“

„Nur Zeit lassen!“

Jetzt stand er aufrecht im Geäst der Buche. An den höheren Zweigen eine Stütze suchend, ging er über einen starken Ast hinaus. Nun merkte Morella, was er wollte. „Juliander!“ rief sie erschrocken. „Nein! Das mag ich nit haben.“ Da tat er schon den Sprung. Von den Lippen des Fräuleins huschte ein leiser Schrei. Lachend hing Juliander schon im Gezweig der Föhre.

Unter schrillen Pfiffen hatte sich das Eichhörnchen in den Gipfel der Föhre geflüchtet. Langsam rückte ihm Juliander nach. Von unten sah man ihn kaum, die Äste mit ihren schneebehangenen Nadelbüschen verdeckten ihn. Man hörte nur, wie er freundlich lockte und leis mit der Zunge schnalzte. Nun machte er plötzlich einen Ruck, daß die Krone des Baumes schwankte. Man hörte einen Ruf, wie in Schmerz, dann einen Jauchzer. „Fräulen! Ich hab’s!“

Die Knechte lachten. „Ist das ein Teufelskerl!“

Das Fräulein, glühend vor Freude, rief in den Baum hinauf: „Ich dank dir, Juliander!“ Und sagte zu den Knechten: „Gelt, ich hab recht gehabt!“

Juliander fuhr über den Stamm herunter. Mit Schnee behangen stand er vor dem Fräulein und öffnete das Wams, unter dem er das Tierchen an der Brust geborgen hatte. „Völlig zahm ist’s wieder und rührt sich nimmer.“

Morella legte dem Eichhörnchen ein Band um den Hals, und da sprang es ihr auf die Schulter und tat so vertraut, als hätt’ es seine Sehnsucht nach der Freiheit plötzlich vergessen. Jetzt kam auch die Frau mit dem weißen Kopftuch und fing ihr Jammern wieder an. „Aber, Resi,“ lachte das Fräulein, „ist ja schon alles vorbei.“ Sie bot dem jungen Burschen die Hand: „Ich dank dir schön!“

Er griff mit beiden Fäusten zu, um die kleine weiße Hand zu umspannen.

„Juliander!“ stammelte Morella. „Was hast du an deiner Hand?“

Er merkte erst jetzt, daß ihm an der Linken das Blut in den Ärmel rann. Zwischen Daumen und Zeigefinger hatte ihm das Eichhorn die Hand durchgebissen. „Mein, das liebe Viecherl hat halt ein bißl zugeschnappt! Schimpfen kann es doch nit, muß es halt beißen.“ Lachend steckte er die blutende Hand in den Schnee.

Morella riß ein weißes Tüchl herunter, das sie um den Hals gebunden trug. „Gib her! Laß deine Hand verbinden!“

„Aber geh, Euer Tüchl ist soviel fein, wär schad drum.“

„Deine Hand gib her!“ Scheu sah er sie an und streckte die blutende Hand. Sie band ihm das Tuch um die Wunde. „So! Jetzt mußst du mit hinauf ins Haus. Droben hab ich

alles, was ich brauche. Flink! Und weiter!“ Hastig schürzte sie das rote Kleid.

„Vergeltsgott!“ stotterte Juliander. „Aber jetzt muß ich heim –“

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an. „Ob du heim mußst oder nit, non me n’importa un fico! Du tust, was ich will! Bist du gebissen um meintwegen, so sollst du um meintwegen auch genesen!“ Mit geschürztem Röckl sprang sie durch den Schnee. Dabei gaukelte ihr das Eichkätzl auf der Schulter und verwickelte seine Pfötchen in ihr flatterndes Schwarzhaar. Als sie unter dem offenen Tor den Vater stehen sah, rief sie ihm lachend entgegen: „Babbo, ich hab’s! Ein Bub hat mir’s gefangen. Der selbig, weißt du, der mir den scheuen Bräunl wieder zahm gemacht!“ Sie fing zu laufen an, und als sie den Vater erreichte, begann sie gleich in Hast zu erzählen.

Ihr Vater wollte nicht hören und murrte: „Räppl, Räppl! Sauber hast du dich wieder zugerichtet! Du roter Narrenvogel! Schau dich nur an! Frau Resi wird eine ganze Woch wieder brummen, wenn sie dein Kleidl sieht.“

„Die brummt schon lang! Paß auf, Babbo! Das muß ich dir alles erzählen! Und was für ein Bub das ist! Und wie er’s gemacht hat!“ In Erregung schnurrte das Zünglein weiter.

Herr Lenhard lauschte und sah dabei mit grimmig vergnügten Augen immer das glühende Gesicht seines Mädels an. Breitspurig stand er mit den schief getretenen Kuhmaulschuhen im Schnee, eine derbe Gestalt, die Knie vom vierzigjährigen Druck des Sattels ausgebogen. Sein Gewand war dauerhafter als kleidsam: grobe dunkelrote Strumpfhosen, ein braunes Wams von starkem Loden, gegürtet mit schwerem Dolchgehenn, und darüber eine verbrauchte Hausschaube mit abgewetztem Fuchspelz.

Er mochte schon an die sechzig Jahre zählen. Das struppige Grauhaar war ihm schütter geworden. Zwischen den gesträubten Haaren konnte man durchsehen wie durch gelichteten Wald. Aber ein stattliches Wachstum zeigte noch der graue Bart, der unter dem Kinn in seiner ganzen Breite glatt mit der Schere abgeschnitten war. Das gab dem Gesichte etwas Viereckiges, etwas Widerborstiges und bärbeißig Grobes. Dazu waren die Lippen wulstig aufgeworfen, und im dicken Schnurrbart versank die halbe Nase. Die Stirne war bedeckt mit Narben und Runzeln. Das einzig Freundliche an seinem Gesichte waren die lachenden Augen, mit denen Herr Lenhard an dem schwatzenden Mäulchen seines Mädels hing.

Da kam Juliander mit den beiden Knechten und mit der brummenden Frau Resi. Er sah verduzt den Thurner und wieder das Fräulein an, als könnte er nicht glauben, daß die beiden zusammengehörten als Vater und Tochter. Aber es sprossen doch auch die Rosen aus den Dornhecken.

„So, jetzt komm nur!“ sagte Morella. „Weißt du, Babbo, das Hörnl hat ihm die Hand zerbissen. Die muß ich verbinden! – Komm, du!“ Sie sprang auf die Torbrücke zu.

Herr Lenhard musterte den Burschen mit dem Wohlgefallen eines Mannes, der die Kraft eines jungen Körpers zu schätzen weiß. „Teufel! Bub!“ Er fügte einen der italienischen Flüche bei, die er von seinen Kriegsfahrten in Welschland behalten hatte. „Corpo di Bacco, hast du ein Paar Arm! Und Augen voll blauer Treu! Tät ich auf meine alten Tag noch einmal ein Fähnl Landsknecht mustern, dich müßt ich als Fähnrich haben!“

Juliander wurde so verlegen, daß ihm die Wangen brannten.

Vom Tor her klang Morellas ungeduldige Stimme: „So komm doch, du!“

„Geh, Bub!“ sagte der Thurner. „Mein Räppl hat einen kribbligen Schädel und kann das Warten nit leiden.“ Er lachte.

Juliander trat mit den beiden Knechten in den Burghof. Frau Resi pflanzte sich vor dem Thurner auf und begann ein Lamento über des Fräuleins Leichtsinn und Unverstand.

„So, so?“ sagte Herr Lenhard und ging davon. Als er durch die Torhalle kam, die gegen Salzburg führte, vernahm er Hufschlag und den Hall von Schritten.

Vier Salzburger Waffenknechte führten in ihrer Mitte ein Maultier, dem etwas Weißes aufgeladen war. Der Wächter

auf der Mauer hatte den Trupp schon gesehen und tat einen Hornstoß. Aber das Fallgitter wurde nicht niedergelassen, der Mautner kam nicht zum Tor. Des Bischofs Leute zahlten weder Ungeld noch Wegzoll an der Berchtesgadener Grenze. Als der Trupp sich näherte, sah Herr Lenhard, daß auf dem Maultier ein nackter Mensch lag, mit einem Sack um die Lenden, an Händen und Füßen geknebelt und auf den Saumsattel gebunden. Der schutzlose Körper des Unglücklichen spielte vor Frost alle Farben und schauerte an allen Gliedern. Wo die Stricke sich um die Handgelenke, um die Brust und die Fußknöchel schnürten, warne blutrünstige Wulsten im Fleische aufgelaufen. Der Kopf, dessen kurzgeschnittenes Braunhaar eine halb überwachsene Tonsur zeigte, hing über den Hals des Maultiers nieder – ein abgezehrt, von Schmerz entstelltes Jünglingsgesicht, die Augen in Erschöpfung geschlossen.

Herr Lenhard runzelte die Brauen, als wäre ihm dieser Anblick nicht behaglich. Die Knechte grüßten den Thurner, der zu ihnen sagte: „Muß ein furchtbares Ding getan haben, der da, daß er so hart gebüßt wird! Wer ist der arme Schelm?“

„Ein meineidiger Pfaff!“ erwiderte der Rottmann der Knechte. „Der ist vor einem Jahr aus dem Kloster von Admont entsprungen und ist ein Prädikant geworden. Matthäus heißt er –“

„Matthäus? Wie euer gnädigster Herr? Mit einem Namensbruder sollt man ein bißl glimpflicher umgehen!“

„Der Schelm hat's grob getrieben. Den Halleiner Knappen hat er ein falsches Evangeli verkündet und hat in Salzburg auf offener Gassen Münzerisch gepredigt. Drum hat ihn der Bischof eintun lassen.“

Herr Lenhard schwieg. An den Schläfen schollen ihm die Adern, und sein Gesicht wurde dunkelrot.

„Wir müssen den Schelm nach Mittersill im Pinzgau führen. Da kommt er auf lebenslang in den Faulturm. Haben wir freien Weg, Herr?“

„Zeig mir den Ersuchbrief an meinen Propst auf freien Durchlaß!“

Der Knecht nahm ein ledernes Täschl aus dem Wams und reichte dem Thurner ein Schreiben mit einem Siegel dran.

Herr Lenhard las. „Der Weg ist frei.“ Er gab dem Rottmann das Schreiben zurück. „Aber seid barmherzig, Leut, und legt dem armen Tüefel einen Mantel um! Es gibt Frost auf den Abend.“

„Das wär dem Spruch meines Herrn entgegen. Der Mann soll nit Mantel haben und Dach, nit Speis und Trank, eh daß er in Mittersill ist.“

Der Thurner sagte nichts mehr. Die Knechte zogen weiter. Die Fäuste hinter dem Rücken, sah Herr Lenhard ihnen nach und brummte: „Kein Wunder, daß es siedet und gärt in allem Land! – Herren! Ihr Herren! Blutige Zeiten müssen kommen über euch, daß ihr lernet, was ein Mensch ist!“ Kräftig spuckte er hinter sich und ging die Straße auf und nieder, um seinen Ärger auszulassen.

Schwatzend und lachend schritten die Knechte neben dem Maultier her. Als sie zur Achenbrücke kamen, tauchte die Sonne hinter den Untersberg, und kalter Schatten fiel über das Tal.

Der Trupp erreichte die ersten Häuser von Schellenberg. Da ging ein junger Bursch in Knappentracht vorüber, ein schlanker und hübscher Gesell, kaum vierundzwanzigjährig, blonden Flaum auf der Lippe und heitere Augen in dem schmalen Gesicht, aus dem die Stollenluft das frische Rot der Jugend schon zu zehren begann. Als er den nackten Menschen auf dem Maultier sah, erschrak er, daß ihm die Augen groß wurden, ballte die Faust und flüsterte: „Bruder Matthäus, Gott steh dir bei in seiner Gerechtigkeit!“ Er ging den gleichen Weg, den Joseph und Maralen genommen. Als er das Wiesengüt erreicht, kam Joseph aus dem Hof, einen Mantel um die Schultern und in der Hand einen irdenen Krug. „Grüß dich, Toni!“ rief er, lachend in seinem Glück. „Seit Mittag sind wir schon da. Suchst du uns ein bißl heim?“

„Ich möchte nur fragen, wo wir uns morgen treffen vor dem Kirchgang.“

„Bei uns im Lehen. Aber komm doch herein in die Stub!“

„Lieber tät ich draußen bleiben. Ich kann nit lustig sein.“

„Schau mein Bräutl an, und du bist's!“ Joseph führte den Knappen zur Herdstube. „Lenli, da guck, wer kommt! Der Bramberger-Toni, mein Stollengesell. Mußt ihm ein Vergeltsgott für das Feuer sagen, das er uns angeschürt hat!“

Maralen streckte die Hand. „Vergeltsgott! Das Stübl ist so warm gewesen, daß ich gemeint hab, ich bin schon daheim da, weiß Gott wie lang.“

Der Bramberger hielt ihre Hand umschlossen und sah sie immer an. Wie schön sie war in der Freude ihres Glücks! Ihre Augen glänzten, von keinem Schatten einer Sorge mehr getrübt. Und wie lieblich dieses frohe, wunschlose Lächeln um ihre roten Lippen spielte!

Das Feuer auf dem Herde knisterte leis und strahlte seine wohlige Wärme in die Stube. Heiter schwatzten sie eine Weile, bis der Bramberger sagte: „Jetzt muß ich heim. Ich will zur Halbschicht einfahren vor Abend, daß ich frei hab morgen in der Fruh. Gehst du mit, Joseph? Vorhin hast du doch fort wollen?“

„Ins Leuthaus, einen Trunk Wein und ein Bröckl zum Beißen holen. Auf den Abend kommt der Vater, und das Lenli hat seit dem Morgen nichts mehr gehabt –“

„Als ein Bussel ums ander!“ sagte der Bramberger. „Gelt?“

Maralen wurde rot und lachte.

„Das letzte ist allweil das beste gewesen!“ meinte Joseph mit seligem Schmunzeln. „Aber das allerletzte, das muß ich erst noch kriegen. Das gibst du mir mit auf den Weg. Gelt, Schatz!“

„Geh, du!“ Sie schob ihn schmolend von sich. Doch als der Bramberger dem jungen Paar den Rücken wandte, ließ sie es gern geschehen, daß Joseph sie an seine Brust zog. Lachend reichte sie ihm den Mund, der heiß war von allen Küssen dieses Tages.

Die beiden Knappen verließen das Gehöft, und Joseph sagte: „Gelt, bei meinem Lenli bist du lustig worden!“

„Wahr ist's, ja! Ein festes Glück sehen, das hat mir doppelt wohlgetan, grad heut, wo ich schon ein trauriges Elend hab anschauen müssen.“ Der Bramberger guckte sich um, ob niemand in der Nähe wäre, und flüsterte: „Der Salzburger hat wieder ein Stückl getan, so ein grausigs! Jetzt hat er den Bruder Matthäus –“

„Matthäus? Ist das derselbig, von dem du mir erzählt hast?“

„Der, ja! Der uns zur Osterwoch im Halleiner Neustollen die Schrift gelesen hat. Ist ein Mensch gewesen, so fromm wie jung, und hat er dich angeschaut mit seinen guten Augen, so hast du gemeint, es tät dich das liebe Himmelreich grüßen. Den hab ich heut sehen müssen: keinen Faden am Leib, auf einen Säumer gebunden, lebigo oder tot, ich weiß nit, Joseph – mich hat ein Grausen gepackt.“

„Sei still! Man weiß nit, wie einer herlust.“

Schweigend schritten sie in den Dunst hinein, der immer dichter wurde, je näher sie dem Dorfplatz kamen. Als sie das Leuthaus erreichten, hörten sie aus der Schenkstube einen johlenden Gesang und das Lärmen zechender Männer. An der Ecke der Herberg schieden sie mit einem Händedruck. „Auf morgen also!“ sagte der Bramberger.

„Morgen!“ nickte Joseph, und seine Augen leuchteten.

Schon wollte jeder seiner Wege gehen. Da sahen sie in dem grauen Dunst einen Haufen Menschen stehen, Weiber und Handwerksleute, ein paar Knappen dabei. „Was muß denn da sein?“ fragte der Bramberger.

„Laß sein, was mag! Geh lieber zu deiner Schicht!“ Joseph trat in den Flur des Leuthauses. „Eine Maß vom Leichten, einen Brotlaib und grünen Käs für drei Heller.“ Während die Magd mit dem Krug in den Keller hinunterstieg, sah Joseph in die Schenkstube. Ein paar Handwerksleute und Bauern saßen still in der Ofenecke und guckten nach einem Tisch, um den vier Reisige saßen, in den Salzburger Farben. Die hatten neben dem Tisch ihre Spieße aufrecht in den Lehm Boden der Stube gebohrt, und unter lärmendem Gesang, bei dem die rauhen Kehlen übel

zusammenstimmten, hockten sie vor den zinnernen Kannen und vor dem Würfelbecher.

Von einer Sorge befallen, ging Joseph zur Haustür zurück und spähte auf den Platz hinaus. Da konnte er sehen, wie sein Stollengesell auf die Leute zuing, die bei der Dorfblinde standen.

Immer raschere Schritte machte der Bramberger. Als er den gedrängten Menschenknäuel erreichte, sah er das Maultier, das den Bruder Matthäus trug, mit dem Halfterstrick an die Linde gebunden. Die Stimmen der Leute zischelten durcheinander: „Das muß ein Schelm sein, der Arges getan hat!“ – „Schau nur, wie ihm die Brust auf und nieder geht!“ – „So führt man doch keinen Menschen um!“ – „Der muß erfrieren!“ – „Die Knecht hocken in der Stub und saufen!“

Bleich vor Erregung drängte sich der Bramberger durch den Ring der Leute. Er sah den Gefesselten an und dann die Gesichter um ihn her. Und stammelte: „Leut! Das ist doch keine Sau! Das ist doch ein Mensch! So laßt man doch einen Menschen nit leiden und frieren! Jeder Metzger ist barmherziger gegen sein Kalb, als die Herren gegen uns!“ Der Zorn, der aus ihm redete, steckte ein paar von den Leuten an. „Recht hast du!“ riefen sie. Andere duckten scheu die Köpfe und gingen davon. Ein Bauer, dem der Bramberger den Mantel von der Schulter nehmen wollte, fing zu schimpfen an. Toni sagte: „Gib deinen Mantel her! Den zahlt dir unser Herrgott im Paradeis!“

„Derweil kann ich frieren auf der Welt. Meinen Mantel laß aus!“ Der Bauer wehrte sich um den verwitterten Lodenfleck, wie um ein Heiligtum seines Lebens.

Stöhnend ging die nackte Brust des Gefesselten auf und nieder. Er war aus seiner Ohnmacht aufgewacht und versuchte den Kopf zu heben. Kraftlos fiel ihm das Haupt zurück. Seine Augen blieben offen, suchten nach Erbarmen und glühten. Und seine Lippen bewegten sich. „Mich dürstet!“ Da drängte sich einer durch den Kreis der Leute. Mit der Linken richtete er den Kopf des Gefesselten auf, mit der Rechten hielt er ihm einen irdenen Weinkrug an die Lippen. Und während Matthäus mit der Gier eines Verschmachtenden trank, legte der Bramberger dem Barmherzigen die Hand auf die Schulter. „Recht so, Joseph! Der Tropfen Wein, den du gibst, wird deinem Glück sich heimzahlen mit einem süßen Eimer.“ Matthäus trank. Und aus der Herbergstube klang der fidele Rundgesang der Zechenden:

„Bist du der Hänsel Schütze,  
Was ist dein Armbrust nütze,  
Wenn du nit spannen kannst!  
Brim, bram gloriam  
Da singen die Gliaglocken an.“

Das ging im Chorus weiter – brim, bram, brim, bram – als klängen vier lustige Glocken zusammen. Und eine wirkliche Glocke tönnte drein: die Schichtglocke auf dem Dach der Pfannstätte. Im Dunst, der den Kirchplatz überschleierte, tauchten schwarze Gestalten auf, die Knappen und Sudmänner, deren Schicht zu Ende war. Immer weiter spannte sich der Menschenring um das Maultier, immer lauter schwirrten die Stimmen, welche fragten, und die Stimmen, welche Antwort gaben.

Einer der reisigen Knechte kam aus der Tür des Leuthauses, sah den drängenden Haufen, stellte sich lachend an die Mauer, um sein Wasser abzuschlagen, und kehrte in die Stube zurück, aus der es mit johlenden Stimmen klang:

„Der Jockel und der Hänsel,  
Der lange Willibald,  
Der Liendl mit dem Pemsel,  
Der Kaspar kam auch bald  
Mit seiner dicken Zenzel,  
Die tranken vinum schwer,  
Ins Kanndl guckt Lorenzel,  
Er klopft, da war es leer,  
Sie hatten gar nichts me-e-ehr.“

An die letzten Worte des Liedes schloß sich ein lautes Jammern und Wehklagen, ein Quieksen wie von Ferkeln und ein Weinen, als wären vier klagende Säuglinge in der Schenkstube versammelt.

Dreimal hatte Matthäus getrunken. Als er die Lippen vom Rand des Kruges löste, sah er mit heißen Augen zu Joseph auf. „Der Himmel wird dich lohnen, Bruder, für deine Barmherzigkeit!“

Schweigend stellte Joseph den Krug zu Boden, zog den Mantel von den Schultern und hüllte ihn über den nackten Leib des Gefesselten. Dann nahm er seinen Krug und ging davon.

„Vergeltsgott, Joseph!“ rief ihm der Bramberger nach. Und zwanzig andere Stimmen riefen in Erregung ein Gleiches und lobten, was der Stöckl-Joseph getan. Jetzt, da Matthäus getrunken hatte und ein warmer Mantel seine Blöße verhüllte, war in allen das Erbarmen wach. Und jener Bauer sagte: „Man hätt mir den Mantel nit wegreißen brauchen, ich hätt ihn von selber gegeben. Und gern!“

Ein graubärtiger Knappe, dem man an der Sprache den Sachsen anhörte, trat auf den Gefesselten zu und fragte: „Mensch? Warum bist du so elend geworden? Warum hat dich der Salzburger so grausam gebüßt?“

Matthäus hob den Kopf ein wenig. „Weil ich den Armen das Gotteswort gepredigt habe ohne menschlichen Zusatz. Weil ich deinen Brüdern das Brot der Seele geboten in ihrer Not. Weil ich Licht gegossen in die Finsternis, in der sie harren auf einen Tag der Freiheit.“

„Das ist heiliges Werk und kein Verbrechen!“ rief der Sachse. „Und andres hast du nit getan?“

„Andres hab ich nicht getan, bei Gottes lebendigem Wort! Und so ich lüge, will ich die Last des Jeremias tragen und will mit dem irdischen Tod, dem sie mich zuführen, auch den ewigen Tod meiner Seele sterben.“ Mit flackerndem Glanze blickten die Augen des Gefesselten aufwärts in den grauen Dunst. „Aber seht, der Himmel ist offen, in Gnaden lächelt der Herr mir zu, und seine Gerechtigkeit verheißet mir: deine Seele wird leben und bei mir im Paradiese sein.“

„Und das ist wahr!“ Mit lauter Stimme hatte der Bramberger dieses Wort gerufen. „Leut, ich kenn den Bruder Matthäus. Seine Gottesred ist uns Knappen zu Hallein gewesen wie süßes Brot, seine Hand auf jedem Kopf wie ein linder Segen!“

Die Erregung der Leute wuchs, und aus dem Gedräng scholl eine Stimme: „Soll er sterben müssen um uns? Soll einer leiden, der es gut will mit den Armen?“

Matthäus, als wäre in seinem gemarterten Leib das halb schon erloschene Leben wieder erwacht, hob das Haupt auf den Hals des Maultieres, und mit Kraft klang seine Stimme: „Gott ist mit mir. Er hat eine Stimme erweckt unter euch, die für mich redet. Ein mutig Herz hat er aufgeschlossen in eurer Mitte, daß es an meiner Not die Not von euch allen spüre. Nicht für mich will ich reden. Ich mag sterben und zerfallen! Ihr aber, die ihr der Armut gefesselte Kinder seid, ihr sollet eure Stricke zerreißen, ihr sollet leben und auferstehen zu eurer Seelen und eurer Lieber Freiheit! Die Zeit ist gekommen, ihr Brüder! Fromme Helden haben sich erhoben für euch, und Engel wetzen ihnen die Schwerter wider die Herren, wider das ungerechte Treiben der Schändlichen, die dem Gottesreich auf Erden und dem Heil der Armen entgegen sind, des Volkes Blut ihrem Eigennutz und ihren Lüsten opfern und keinem Armen vergönnen mögen, daß er eines freien Lebens sich ergötze. Zu lang schon haben die Armen gehungert und gedürstet an Leib und Seele. Das Wort des Jeremias ist erfüllt an ihnen: „Die Kinder haben Brot begehrt, und niemand war, der es ihnen gab!“ Siehe, da hat sich Gott des Rechtes und seiner Kraft besonnen. Eine rauschende Sündflut wird er niederschütten über die Heuchler am heiligen Wort und über alle, die da schänden die irdische Macht durch Greuel und Unrecht. Ihr lieben Brüder! Wie mächtig wird Gott der Herr unter die alten Töpfe schmeißen mit einer eisernen Stange! Die ganze Welt wird einen Stoß verspüren, und ein solches Spiel wird angehen, daß die großen Hansen vom Stuhl gestürzt, die Niedrigen aber erhöht werden!“

Wie mit rüttelnden Fäusten griff dieses Wort in die Seelen der Lauschenden. In ihren Blicken begann das gleiche Feuer aufzuglänzen, das in den Schwärmeraugen des Matthäus brannte.

„Freuet euch, ihr lieben Brüder! Auf dem Acker eurer Feinde neigen sich die Ähren und werden reif zur Ernte. Mein sterbendes Wort soll euch die Sichel schärfen, auf daß ihr die Ernte schneiden helfet. Schauet mich an, ihr Brüder! Mein blutender Leib, von Frost erstarrt, ist halb schon ein totes Ding. Mein Herz aber hat noch Leben und zittert um euch. Gottes Feuer ist heiß in meiner Seele und will euch leuchten zu rechtem Weg, auf dem ihr die wahre Kirche findet und den Himmel auf Erden. Gott hat mich gesendet zu euch auf dieses Tieres Rücken, daß ich euch sterbend sage: Ihr Brüder, die Stunde ist nah! Gedenket der Zeit, ihr Brüder! Wahrlich, ein Ruf ist ausgegangen von Gott, und ein neues Wesen durchschreitet die Lande. Ein Tag der Gerechtigkeit wird kommen, um die Welt mit Blut zu reinigen. Die Unfrommen und Gottlosen wird er austilgen. Sie haben kein Recht zu leben. Übrig lassen wird er nur, die guten und reinen Herzens sind. Gottes Reich wird beginnen auf Erden, und eine Taufe wird sein auf allen Häuptern, ein Glaube in allen Herzen! Zu fröhlichen Brüdern werden sie alle, die ihr Herz zu Gottes Füßen legen. Von aller guten Zeit die beste wird ihnen auferstehen. Sehet, wie des verlorenen Paradieses Glück aus versunkenen Tiefen schon heraufsteigt an die Sonne! Gott allein wird herrschen in diesem Reich und alles Böse wird er abtun, das auf der Menschheit Schultern gelegen als üble Last. Durch goldene Tore werdet ihr eingehen in ein Leben der Freiheit und des Friedens, der Gleichheit und der Freude, der irdischen Glückseligkeit!“

Wie ein Rausch erfaßte es den Menschenhaufen, der diesen flammenden Worten lauschte. Der Bramberger sprang auf das Maultier zu, riß den Mantel von dem nackten Körper des Gefesselten und schrie: „Leut! Der für uns redet aus gutem Herzen – schauet, ihr Leut: so liegt er in Stricken, so blutet sein Leib!“ Wie ein Jauchzen klang die Stimme des jungen Knappen, als er das Haupt des Gefesselten in seine zitternden Hände nahm: „Kommt die gute Zeit, die du verkündest, so sollst du sie miterleben, Bruder Matthäus!“ Er riß das Messer vom Gürtel, schnitt die Stricke entzwei, hüllte den Mantel um den niedergleitenden Körper, hob ihn auf seine Arme und rief: „Ihr Leut! Wer zum Guten helfen und dem Bruder Matthäus das Leben wahren will, der heb die Schwurfinger auf!“ Da sah man Hand an Hand emporfahren über die drängenden Köpfe, während aus der Stube des Leuthauses die in Trunkenheit randalierenden Stimmen klangen:

„Die dummen Hennen gacksen viel,  
Derweil die Eier kommen,  
Und wer die Eier haben will,  
Dem muß das Gacksen frommen.  
Gack, gack, gack, gack, gackenei,  
Das dumme Henndl legt ein Ei.“

Während die Singenden im Takt mit den Fäusten auf die Tischplatte droschen, klang in den wüsten Lärm die schrillende Stimme der Schenkmagd: „Mordio, Spießknecht! Wehret euch, Leut! Die Knappen rennen mit eurem nackigen Schelm davon!“ Erschrocken, und doch im Rausch noch lachend, sprangen die Knechte von den Bänken, rissen ihre Spieße aus dem Boden und stürmten auf den Platz hinaus. Ehe sie noch die Eisen senkten, flog ihnen aus dem grauen Dunst ein Hagel von groben Steinen entgegen. Einer der Knechte taumelte mit blutendem Gesicht, ein zweiter begann mit einem Schmerzensschrei zu rennen, und die anderen liefen ihm nach.

Die langen Spieße geschultert, mit den Händen die großen Hüte in den Nacken drückend, flüchteten sie, von Steinwürfen, von Geschrei und Gelächter verfolgt, die lange Gasse hinunter gegen die Burghut am Hangenden Stein.

Das Maultier mit leerem Rücken galoppierte wiehern hinter ihnen her und zeigte in seiner Aufregungen schöne Kopfstellungen.

## 7.

Noch lange war Herr Lenhard auf der Straße gestanden, die Fäuste hinter dem Rücken, in brütenden Gedanken.

Brummend hatte er den Burghof betreten und dem Torwart zugerufen: „Zieh die Bruck hinauf!“

„Soll ich nit offen lassen, bis der Baurenbub wieder draußen ist?“

„Der bleibt noch.“

Der Thurner ging über den grob gepflasterten Hof, den auf der einen Seite der Zaun eines kleinen Gartens, auf der andern Seite das Knechtstaus und die Ställe umschlossen. In der Tiefe des Hofes stand der alte viereckige Turm, durch einen schmalen Raum getrennt vom Hause, an dem man nur wenige Fenster und im Obergeschoß eine steinerne Altane sah. Rings um die Haustür hatte sich an der Mauer ein magerer Efeu hinaufgesponnen, an dem noch grüne Blätter hingen. Die sahen sich im Schnee wie ein verlorenes Lächeln des Frühlings an.

Herr Lenhard trat in den Hausflur, an dessen weißgetünchten Wänden alte Geweihe hingen und ein Bärenhaupt mit schäbig gewordenem Fell. Gleich zu ebener Erde war die Wohnstube. Frau Resi kam aus der Tür, mit Gewitterschwüle auf der Stirn und mit einer zinnernen Schüssel in den Händen. Sie hielt dem Thurner die Schüssel mit dem blutgefärbten Wasser hin: „Schon die dritte Schüssel, die ich holen muß. Das Fräulein treibt's mit dem Baurenlackel, als wär ihm ein Streich ins Leben gegangen.“

„Ja, ja,“ Herr Lenhard lachte, „mit dem Arztenieren nimm't unser Räßl allweil verteufelt genau. Das hat dein Mann erfahren, wie du ihm mit dem Schlüsselbund ein Loch in den Backen geschlagen hast.“

Frau Resi, die an diese dunkle Episode ihres Ehelebens nicht gern erinnert wurde, antwortete nur mit einem funkelnden Zornblick. Und lachend trat Herr Lenhard in die Stube.

In einem kleinen Erker, der das beste Licht der Stube hatte, stand Morella vor Juliander und wickelte ihm kunstvoll eine lange Leinenbinde um die Hand. Juliander schnaufte, als wäre er es, der die schwerste Arbeit bei der Sache zu leisten hätte. Seine Augen hingen immer an dem niedergebeugten Lockenkopf des Fräuleins, das mit Eifer beim ‚Arztenieren‘ war. Das Gegaukel dieser Löcklein schien in Juliander etwas wie Schwindel zu erzeugen. Immer wieder schloß er die Augen. Da war es kein Wunder, daß er den Eintritt des Thurners übersah.

Der fragte in seiner polternden Art: „Wie steht's, Bub? Hat dir das Räßl deine fünf Kluppen wieder sauber geschindelt?“

„Gib Ruh, Babbo!“ gebot Morella. „Wenn du redest, schaut er dich an und hält nit still. Ich bin gleich fertig.“ Mit Sorgfalt legte sie die letzten Ringe der Binde und knüpfte die Bänder. „So, jetzt kannst du wieder alle Arbeit tun. Weil deine Hand so zittert, da brauchst du keine Sorg nit haben. Das kommt vom Blutverlust und vergeht schon wieder.“ Sie blickte zu ihm auf. „Hab ich dir weh getan?“

Juliander schüttelte den Kopf. „Deine Hand ist gewesen, als tät mich ein Blüml streichen.“

Morella warf die zausigen Locken zurück und lachte. „Lus nur, Babbo, der Baurenbub versteht sich auf Flattusieren wie die Salzburger Chorherren!“

„Freilich, die haben's in der Übung. Aber jetzt schau, Räßl, daß der Bub auf seinen trockenen Verband ein feuchtes Pflaster kriegt. Hol uns einen Krug Wein! Der soll ihm wieder Blut machen, weil er einen Fingerhut voll verloren hat.“

Morella sprang zur Türe hinaus. Juliander atmete auf und begann in der Stube umherzublicken. Von des Thurners Reichtum hatte sie nicht viel zu zeigen. Die Wände waren bis zur halben Höhe mit rot gebeiztem Föhrenholz verkleidet, und klobig stand das schwerkgezimmerete Gerät umher, von dem der Gebrauch vieler Jahre die rote Beize bis auf eine letzte Spur schon abgeschuert hatte: ein Tisch, den zwei Männer nicht vom Fleck gehoben hätten,

eine plumpe Eckbank, zwei ungepolsterte Armstühle, eine tischhohe Truhe und ein Geschirrkasten mit zinnernen Schüsseln und Kannen. Von der Balkendecke hing ein großes Hirschgeweih herab, das auf eisernen Dornen ein paar halbverbrannte Talglichter trug. Fast ein Viertel der Stube nahm ein Ungeheuer von gemauertem Ofen ein. Vor der Bank, die den Ofen umzog, standen zwei Spinnräder, eines mit vollgesponnener Spule und mit tadellos aufgeputzter Kunkel: das Spinnrad der Frau Resi – das andere mit einer Flachswuckel, zerzaust wie das Gefieder einer Henne, die mit der Katze zusammen das Spinnrad des Fräuleins. Doch die mancherlei Dinge, die im Erker an der Mauer hingen, ein zierliches Zaumzeug, Gerät für den Fisch- und Vogelsang, eine kleine Armbrust mit der Bolzenkapsel, und das Medikamentenkästchen, dessen Türlein offen stand – das alles war schmuck in Ordnung gehalten. Das schien für Juliander Wunderdinge zu sein, denn er brachte die Augen nicht mehr los vom Erker.

„Flinke Füß magst du haben, Bub! Aber ein langsamer Schauer bist du!“ brummte Herr Lenhard nach einer geduldigen Weile. „Hängt doch noch mehr an der Wand als meines Mädels Spielkram!“ Es verdroß den Thurner, daß Juliander so wenig die zahlreichen Siegeszeichen betrachtete, die Herr Lenhard von seinen Kriegszügen heimgebracht und an die Wände seiner Stube genagelt hatte: zerfetzte Fähnlein und Waffenröcke, Helme und Panzerstücke, Wehrgehenke und Schwerter, die er von überwundenen Gegnern zum Pfand genommen. Das Eisenzeug war verrostet und verstaubt, die Stoffe waren verblichen und von Motten zerfressen, aber der Stolz, mit dem der Thurner an diesen Trophäen hing, hatte noch Glanz und Farbe. „Ja, Bub! Das alles hab ich mit gutem Streich gewonnen. Hätt ich mich aufs Sparen verstanden, ich müßt ein reicher Mann sein, statt daß ich um ein schäbig Hellerteil den Pfleger für andere Herren machen muß. Manch ein fürnehmer Kriegsmann, den ich geworfen, hat mir ein schweres Lösgeld zahlen müssen. Das Gold ist alles zum Teufel gegangen.“ Herr Lenhard lachte. „Bloß Tuch und Eisen ist mir geblieben. Schau, den Helm da droben, den hab ich bei Manfredonia dem Camillo Vitelli vom Kopf geschlagen. Fünfhundert Dukaten hat er zahlen müssen, daß der Kopf nit nachgeflogen ist. Bub, das hat viel Wein gegeben! Siebenhundert Landsknecht haben mitgebürstet einen Tag und eine Nacht.“ Der Thurner wischte mit der Faust über den Schnurrbart, als hingen ihm noch die Goldtropfen des Camillo Vitelli an den grauen Borsten.

Frau Resi brachte die Kanne mit dem Wein. Bei ihrem Anblick machte der Thurner ein saures Gesicht. „Warum hat denn das Räßl nit den Wein gebracht?“

Wütend blitzte ihn Frau Resi mit den kleinen Augen an. „In die Kammer hab ich sie hinaufgeschickt, daß sie sich umschläft. Ging's Euch nach, so könnt das Kind im nassen Röckl umeinander hatschen, bis sie das Niesen kriegt.“

„Unsinn! Meinem Mädle geht ein nasser Bändl noch lang nit ans Leben. Fahr ab!“ Lachend schob der Thurner seinem Gast die Kanne hin. „So, Bub, jetzt trink!“

Juliander nahm die Kanne. „Ich bring's, Herr Thurner! Deinem Leben auf hundert Jahr. Und deinem Fräulein!“ Er trank. Es war ein fester Zug. Doch als ihm Herr Lenhard die Kanne abnahm und hineinguckte, zog er mißbilligend die buschigen Brauen auf: „Du Frosch! Gequakt hast du länger als gezogen! Die rechten tiefen Züg, die müßt du noch lernen! Schau her! Ich bring's meinem Räßl und –“ Seine Augen blickten nach der Wand, an der unter Glas drei silberne Nadeln und zwei große goldene Ringe auf dunkler Seide flimmerten. „Gott weiß wohl, wen ich meine.“ Das wurde ein Zug, als möchte des Thurners Nase in der Kanne über Nacht bleiben. „Soooo! War wohlgetan!“ Er setzte die Kanne auf den Tisch.

Juliander nickte. „Soviel Wein, daß ich die tiefen Züg hätt lernen können, hab ich noch nie gehabt.“ Dabei sah er nach der Tür. Und zögernd sagte er: „Vergeltsgott für alles, Herr Thurner! Jetzt muß ich heim.“

„Unsinn! Da setz dich her!“ Herr Lenhard half mit der Faust ein bißchen nach, und Juliander saß hinter dem Tisch. „Schau hinauf zum Ofen!“ Der Thurner deutete nach

einem Panzerstück. „Das hab ich auf dem Lechfeld dem Graf von Plaien abgenommen. Das ist selbigsal gewesen, wie der edle Frundsberg den Bubenpanzer ausgezogen und seinen ersten Dienst im Harnisch unter des Kaisers Banner getan hat.“

Ein ruhmvolles Geschichtlein folgte dem anderen. Trotz aller Unruhe, die in Juliander zu bohren schien, schlug ihm doch die Flamme ins Blut, die aus den redlich prahlenden Worten des alten Landsknechtführers loderte. Dem Burschen begannen die Wangen zu glühen. Das sah der Thurner, und seine grimmigen Augen zwinkerten vor Vergnügen. Doch plötzlich riß ihm die fröhliche Stimmung entzwei. Das geschah, als Juliander nach dem Glasschrein deutete, unter dem die drei silbernen Nadeln und die zwei großen goldenen Ringe flimmerten. „Ist das auch ein Siegzeichen, Herr Thurner?“ Die Antwort ließ auf sich warten. „Wird wohl eins gewesen sein! Von all meinem Lebenspreis der best! Und hat viel länger nit gehalten, als die guten Dukaten des Vitelli!“ Seine Augen hingen an dem Schrein. „Da hab ich ganz allein getrunken! So tiefen und festen Zug, daß mir noch heut nach zwanzig Jahr ein Rausch im Blut ist!“ Eine Weile schwieg er, dann griff er nach der Kanne. „Gott weiß wohl, wen ich meine!“ Das letzte Tröpfel sog er aus dem Krug. „War wohlgetan!“ Grimmig stieß er die Kanne auf den Tisch, sprang vom Sessel auf und schrie mit grober Stimme auf Juliander ein: „Im Blut hast du's! Und in der Seel! Jetzt muß ich noch wissen, wie viel in deinen Knochen ist. Wart ein Weil! Ich komm gleich wieder.“ Er verschwand durch eine Tür, die neben dem Ofen in eine Kammer führte.

Es ging auf den Abend zu, und in der Stube begann es zu dämmern.

Draußen im Flur eine trällernde Stimme. Die Tür sprang auf, als wäre ein Windstoß gegen ihre Bretter gefahren, und Morella stand in der Stube, weiß gekleidet. In ihrem Schrein war wohl die Auswahl an Gewändern nicht allzu groß. So trug sie schon das Schlafkleid aus weißer Leinwand, ohne viel Kunst geschnitten, dem ungegürteten Kleid einer Nonne gleich, mit weiten Ärmeln. Das war kein Gewand, in dem ein Fräulein vor Gästen zu erscheinen pflegte, und wär's auch nur die Tochter des Thurners am Hangenden Stein, der vom „schäbigen Hellerteil“ der Wegmaut und einem Jahrgeld von hundert Gulden lebte. Aber ein Bauernbub ist auch kein Gast. So mochte Morella denken; es fiel ihr nicht ein, verlegen zu werden. Nur verwundert sah sie auf Juliander. „Bist du noch allweil da?“

Heiß schoß dem Burschen das Blut ins Gesicht. „Dein Vater – ein bißl warten soll ich, hat er gesagt.“

„So? Dann wart halt! Bleib nur sitzen!“ Sie ging auf den Erker zu, schob den kleinen Vorhang von den Scheiben zurück, um besseres Licht zu haben, und begann an einem Stellnetz zu stricken, mit dem man in kleinen Bächen die Forellen fängt.

Schwer atmend saß Juliander am Tisch. Nach einer Weile, nur um etwas zu reden, fragte er: „Was ist denn das Ding an der Wand da?“

Sie sah, daß Juliander nach dem Glasschrein deutete, in dem die drei silbernen Nadeln und die zwei goldenen Ringe flimmerten. „Was geht das dich an!“ sagte sie ernst und strickte wieder am Netz. Es dauerte lang, bevor er's mit Stocken herausbrachte: „Mußt verzeihen, wenn ich ein bißl uneben gefragt hab. Weißt, verzürnen hab ich Euch gewiß nit wollen.“ Der scheue Klang dieser Worte schien ihr aufzufallen. Doch sie schwieg und strickte weiter. Erst nach einer Weile sagte sie: „Was der Schrein dort hütet, das ist meiner lieben Mutter Haarschmuck und Ohrgehäng gewesen.“

Sie hörte das Tappen seiner schweren Schuhe, und als sie aufblickte, stand er vor ihr. „Gelt, jetzt hab ich dir weh getan mit meiner dummen Frag?“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte.

Da ließ sich ein Klirren von Eisen hören, die Tür der Kammer öffnete sich, und der Thurner erschien in so bedrohlichem Aufzug, daß Morella zuerst erschrak, dann aber in helles Lachen ausbrach. Herr Lenhard trug den Harnisch um Brust und Schultern, hatte den rechten Arm gewappnet, war in blankem Helm mit gehobenem Visier,

und während er in der Rechten ein kurzes, kräftiges Schwert hielt, trug er in der Linken einen Zweihänder, noch länger als der Thurner groß war.

„Babbo? Willst du mit der Resi fechten? Sonst weiß ich keinen Feind in der Näh.“

„Diavolo scatenato! Halt deinen Schnabel und strick an deinem Fischnetz!“ schalt der Thurner. „Ich will wissen, was der Bub in den Knochen hat.“ Er reichte dem Burschen den Zweihänder hin. „Da, nimm!“ Als Juliander nicht gleich zugriff, schrie der Thurner: „So nimm doch! Das ist kein Eichkätzl, das dich in die Finger beißt! Ist nur ein Schuldrescher ohne Schneid!“

Juliander faßte das lange Schwert, während das Räßlein lachte: „Aber Babbo, laß doch die Dummheiten!“

„Ich will wissen, was er in den Knochen hat, Schmalz oder Sägspäñ?“ Herr Lenhard schloß das Visier am Helm. „So, Bub, und jetzt schlag zu!“

„Um Christi Lieb, Herr Thurner!“ stotterte Juliander. „Ich kann doch vor deines Kindels Augen nit einhauen auf Euch? Ich tu's nit! Und nit ums Leben!“

Noch mehr, als über den Ernst des Vaters, lachte Morella über Julianders ratlose Augen.

Herr Lenhard wurde ungeduldig. „Mach weiter und schlag zu! Daß mir der Streich nit schadet, dafür sorg ich schon. Zieh aus, so fest du kannst! Und kerzengrad auf mein blankes Dach schlag her!“

Noch immer lachte Morella. „Aber laß doch gut sein, Babbo! Weißt ja doch eh, wie es kommt! Schlagst ihm halt das Eisen aus der Hand, wie einem jeden noch, den du in Prob genommen. So stark wie du ist keiner. Die Prob ist ungleich, schau: ein kundiger Kriegsmann und ein Baurenbub!“

Juliander streckte sich. Dieser Zweifel an seiner Kraft trieb ihm das Blut in die Wangen. Langsam zog er, um auszuholen, den Zweihänder hinter sich. „Aufgeschaut, Herr Thurner!“ Die schwere Klinge zuckte wie ein Blitz durch die Luft.

Herr Lenhard parierte mit Geschick und Ruhe. Doch die Kunst und Kraft seines geübten Armes reichte nicht aus, um diesem sausenden Schlag zu wehren. Rasselnd fuhr die schwere Klinge über das Helmdach nieder auf die gepanzerte Schulter. Herr Lenhard wankte.

Morella schrie auf. Als sie den Vater nicht stürzen, nur taumeln und lachen sah, fuhr sie in Zorn auf Juliander zu. „Du Lümmel, wie kannst du denn so auf meinen Vater losschlagen!“

„Wenn er's doch haben hat wollen?“ stammelte Juliander, und seinen verstörten Augen war es anzusehen, daß er den groben Streich bereute.

Der einzig Vergnügte bei der Sache war Herr Lenhard. Lachend stülpte er den Helm von seinem roten Kopf und legte ihn mit dem Schwert, das eine tiefe Scharte bekommen hatte, auf die Ofenbank. „Corpo di Cane! Bub! Das ist ein Streich gewesen, der mir hinuntergefahren ist bis auf die große Zeh! Wär mein Harnisch nit bester Stahl, du hättest ihn mir mit dem stumpfen Eisen durch und durch geschlagen!“ Der Thurner guckte nach seiner gepanzerten Schulter und lachte wieder. „Räßl, da schau her! Eine Dull hat er mir in den Stahl gehauen, daß man eine Bratwurst hineinlegen kann. Cospetto! Hab allweil nur einen gekannt, der besser mit dem Eisen streicht als ich. Jetzt weiß ich zwei: den Frundsberg und den langen Lümmel da!“

Morella war still geworden. Ihr Zorn hatte sich in ein widerwilliges Staunen über den Bauernbuben verwandelt, der stärker war, als der Thurner am Hangenden Stein.

In Eile zog Herr Lenhard den Schuppenhandschuh von der Faust und warf ihn auf die Ofenbank. „Bub! Deine Hand gib her! Dich muß ich haben.“

Juliander schien nicht zu wissen, wie ihm geschah. In der Linken hielt er noch immer das lange Eisen, während er verlegen die Rechte zu befreien suchte, die der Thurner mit seinen groben Pranken umschlossen hielt.

„Dich muß ich haben, Bub! Einen Arm, wie du einen hast, den gibt's nimmer weit und breit im Land. Den muß ich schulen! Das soll mir Freud und Ehr sein in meinem Alter. Ich lös dich dem Kloster ab, daß du nimmer hörig bist. Als freier Mann sollst du einstehen in meinen Dienst! Drei Jahr

lang sollst du bleiben bei mir! Ich will dich halten als meinen guten Gesellen, und lernen sollst du von mir, was ich selber kann. Und hab ich dich fertig gemacht zu Fuß und Roß, so schick ich dich dem Frundsberg zu, mit einem Geleitbrief, der dir offene Türen macht.“

Juliander war bleich geworden. Er sah das Fräulein an, und das lange Eisen zitterte in seiner Hand.

„Bub! Schlag ein! Magst du bleiben bei mir?“

Juliander schüttelte den Kopf.

„Du Narr, du vernagelter!“ schrie der Thurner in Zorn. „Du Unverstand! Che bell' e buono! Da schütt ich ihm einen Haufen Gold vor die Füß, und der Kerl will sich nit einmal bucken drum!“ Gewaltsam bezwang er sich. „Laß dir sagen, Bub! Es ist dein Bestes, was ich will. Der Weg, auf den ich dich führ, geht schnurgrad auf den kaiserlichen Hauptmann zu. In dir steckt alles Zeug zu einem Landsknechtführer, wie der Hederlin einer gewesen, wie's der Frundsberg und der Bastl Schärtlin ist.“

Juliander stand ohne Sprache. Immer wieder schüttelte er den Kopf.

Herr Lenhard tat einen welschen Fluch. „Räpp! Hast du einen solchen Esel schon gesehen auf Gottes Welt! Da heb ich dem Buben ein Leben hin, wie einen gebratenen Pfau auf goldenem Teller! Und der Klotz da beutelt nur allweil den bockbeinigen Dichschädel! – Räppl, so red ihm doch zu!“

Leichte Röte stieg in Morellas Wangen. „Juliander! Der Vater meint es gut mit dir. Warum willst du nit bleiben bei ihm?“

Juliander, so bleich er war, konnte ruhig sagen: „Mein Vater ist einschichtig worden, weil meine Schwester heuert. Mein Vater braucht mich. Und jetzt muß ich heim.“ Er legte den Zweihänder auf den Tisch und nahm seine Kappe. „Vergeltsgott, Herr Thurner, für alles!“ Mit ernsten Augen sah er das Fräulein an. „Vergeltsgott!“ Aufatmend wandte er sich zur Türe.

„So geh zum Teufel! Basta!“ schrie Herr Lenhard hinter ihm her. „Und bleib auf deinem Misthaufen hocken! Du Bock, du bäurischer!“

Während der Thurner mit wütenden Schritten in der Stube auf und nieder ging, sagte Morella: „Was bist du denn so grob gewesen? Mit Lärm hab ich noch nie einen guten Vogel gefangen.“ Herr Lenhard schalt und schrie, daß ihm die Adern an den Schläfen schwellen. „Babbo! Wenn du nit gut wirst, geh ich aus der Stub.“

„Corpo di Bacco! Willst du dich auch noch aufspreizen gegen mich, du Spatz!“ Herr Lenhard ließ die Faust auf die Tischplatte sausen, daß es krachte.

Schweigend kramte Morella das Fischnetz mit dem Garn zusammen und verließ die Stube. Draußen eilte sie über eine steile, dämmerige Holzstiege hinauf in ihre Kammer. Es dunkelte schon in dem kleinen Raum, der kein Fenster hatte, nur eine verglaste Tür, die zur Altane führte. Wohl um Helle in die Kammer zu bringen, ging Morella auf diese Türe zu und machte sie auf. Im gleichen Augenblick hörte man das Ächzen der Ketten, mit denen vor dem Tor die Brücke aufgezogen wurde. Rasch trat Morella auf die Altane hinaus. Sie achtete in ihrem leichten Kleid der Kälte nicht, die ihr entgegenwehte. Unter dem blauen Dämmerglanz des Abends sah sie einen gegen Schellenberg wandern, langsam, mit gebeugtem Kopf. Jetzt blieb er stehen, wandte das Gesicht und blickte nach dem Tor zurück, das sich hinter ihm geschlossen hatte. Er stand und schien die lärmenden Stimmen nicht zu hören, die sich ihm näherten.

Morella erkannte vier Waffenknechte, die mit einem Maultier von Schellenberg die Straße einherkamen. Die Leute schienen es eilig zu haben, und deutlich konnte man in der stillen Winterluft ihre Stimmen unterscheiden, die heiser durcheinander klangen, als wären die Knechte betrunken.

Jetzt mußte auch Juliander aus seinem Schauen erwacht sein und die Stimmen vernommen haben. Er wandte sich und ging mit ruhigem Schritt seinem Wege nach, den Knechten entgegen. Die wurden plötzlich still. Morella sah, wie sie zueinander traten, wie sie mit geschulterten Speißen wieder auseinander gingen und sich verteilten

über die ganze Breite der Straße. Juliander war stehen geblieben, als wäre die Ahnung einer Gefahr in ihm aufgetaucht. Dann ging er wieder. Als er nur wenige Schritte noch von den vieren entfernt war, sah Morella, daß die Knechte plötzlich ihre Speiße vorwarfen und auf Juliander eindrangten. Von Schreck befallen schrie sie über die Altane hinunter: „Babbo! Babbo!“ Und als sie wieder aufblickte, sah sie Juliander in rasendem Laufe gegen das Burgtor eilen, die Knechte hinter ihm her. „Wärtel!“ rief sie mit gellender Stimme, daß es hallte an den alten Mauern. „Wärtel! Wärtel!“

„Fräulen, ho? Was ist denn?“ klang es vom Wehgang der Mauer.

„Das Tor tu auf! Und die Bruck hinunter!“

„Da muß ich den Herrn fragen.“

In ihrer Sorge wußte sich Morella nicht anders zu helfen als mit einem der welschen Kraftworte, die sie täglich vom Vater hörte. „Corpo di Cane! Tust du nit gleich das Tor auf, Wärtel, so soll es dir schlecht ergehen!“ Zitternd wartete sie noch, bis sie die Ketten der Brücke rasseln hörte, dann warf sie ein Tuch um die Schultern und eilte in den Flur hinunter. „Babbo! Babbo!“

Herr Lenhard, noch immer im Harnisch kam aus der Stube gefahren. „Was ist denn?“

„Den Juliander erschlagen sie! Vier Knecht, die erschlagen den Juliander!“

„Gottes Tod!“ Der Thurner verschwand in der Stube, man hörte Eisen klirren, und dann kam er wieder, mit dem Helm auf dem Kopf, in der Faust das schartig geschlagene Schwert. Als er in den Hof hinausstürmte, jagte Juliander zum Tor herein. Herr Lenhard lachte. „So, Bub? Kommst du wieder?“

Juliander war ohne Atem. Er konnte nicht sprechen und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Dann sah er das Fräulein an und lächelte, trotz aller Erschöpfung, die aus seinen Zügen sprach.

Schreiend, mit gefällten Speißen, erschienen die vier Waffenknechte im Tor.

„Die Spieß nieder!“ rief ihnen Herr Lenhard zu. „Oder der Friedensbruch soll euch übel zu stehen kommen!“

Während das Maultier mit dem leeren Saumsattel durch das Tor trabte, hoben die vier Knechte ihre Eisen. So blind hatte sie der Wein noch nicht gemacht, daß sie die sieben Reisigen nicht gesehen hätten, die bewaffnet aus dem Knecht haus gelaufen kamen.

„Die Bruck hinauf!“ befahl der Thurner. Als die Ketten rasselten, ging er auf die Salzburger zu. „Was soll das heißen, Leut? Was wollt ihr?“

„Den Bauer da,“ sagte der Rottmann der Knechte, „den Bauer wollen wir haben, der sich in Eure Hut geflüchtet hat. Gebt ihn heraus! Der ist unser.“

„Der ist euer? So?“ Herr Lenhard wandte sich an Juliander. „Sag, Bub! Was hat's gegeben?“ Ein Salzburger wollte reden. Der Thurner schnitt ihm das Wort ab. „Ich hab den Buben gefragt, jetzt redet der Bub! Wie war's?“

„Ich bin meinen Weg gegangen in aller Ruh. Wie ich die Spießknecht kommen seh, ist mir gleich gewesen, als hätten sie was getuschelt wegen meiner. Aber ich denk mir: was sollen sie denn haben gegen mich? Da fallen sie mich auf einmal an mit den Speißen. Einer schreit: ‚Der soll uns zahlen für die Schellenberger!‘ Alle vier sind her über mich. Ich hab einen Zaunpfahl aus der Straß gerissen und hab mich wehren wollen. Da geht's mir durch den Kopf: Bub, wenn du dich wehrst und schlagst einen nieder, so bist du im Elend! Niederstechen laßt man sich auch nit gern. So hab ich halt die Füß gestreckt.“

Die Salzburger hatten Julianders Worte mit lautem Gelächter begleitet, und der Rottmann schrie: „Das ist gelogen, als hätt's der Luther gedruckt!“

„Das ist wahr, Babbo!“ fiel Morella mit bebender Stimme ein. „Von meiner Kammer hab ich alles mitangesehen.“

„Da muß sich das Fräulen verschaut haben!“ schrie von den Knechten einer. Und der Rottmann sagte: „Ein Haufen Leut und Knappen haben uns in Schellenberg den Prädikanten mit Gewalt vom Säumer gerissen.“ Er deutete mit dem Spieß auf Juliander. „Und der ist dabei gewesen!“

Drum gebt uns den Mann heraus, Herr Thurner! Oder Ihr kommet bei meinem Herrn in üble Sachen hinein!“

„Babbo!“ stammelte Morella.

„Nur still, Räpp!“ Dem Thurner schollen die Adern an der Stirn. Er schrie den Rottmann an: „Das ist gelogen, als hätt's ein Ablaßbruder gepredigt! Seit Mittag bis zur jetzigen Stunde ist der Bub bei mir im Haus gewesen. Und wenn ihr nit macht, daß ihr weiterkommt, kehr ich euch zum Tor hinaus, wie man Dreck mit dem Besen schiebt! – Wärtel! Die Bruck herunter!“

Die Salzburger erhoben ein wüstes Geschrei, und der Rottmann brüllte: „Das soll Euch übel gezahlt werden von meinem Herrn!“

„Sag deinem Herrn, daß ich allen Weg Rechtens gut und weislich kenn! Ihr habt eine Schuld auf den Buben geworfen. Und wenn's auch gelogen ist, der Bub soll aufgehoben sein für den Spruch. Ich bürg deinem Herrn, daß der Bub keinen Schritt aus meiner Mauer tut, eh nit ein Urteil wider eure Klag ergangen ist.“ Herr Lenhard winkte einem seiner Leute. „Lorenz! Führ den Buben in den Turm! Die Salzburger sollen sehen, daß ich ihn eintun laß.“

Juliander war blaß geworden. Das Fräulein fuhr auf den Vater zu und faßte seinen Arm. „Babbo!“

„Laß mich in Ruh!“ Der Thurner schob sein Kind beiseite. „Vor deinem Erbarmen geht das Recht seinen Weg!“ So ernst Herr Lenhard das sagte, es zwinkerte doch wie heimliche Freude um seine grimmigen Augen. Und plötzlich alles Zornes ledig, sagte er höflich zu den Salzburger Knechten: „So! Jetzt Gott befohlen, ihr gerechten Diener eures Herrn! Schauet zu, daß ihr heim kommt vor der Nacht! Es wird finster, und ihr könntet euch bei einem rauschigen Fall die schönen bischöflichen Nasen verstauchen!“

Unter Geschrei und fluchend zogen die Salzburger ab, mit dem Maultier am Strick. Als sie draußen waren, hob sich die Brücke. Lachend guckte Herr Lenhard hinüber zu dem kleinen eisernen Türlein des Turmes, in welchem Juliander gerade verschwand. Da trat Morella vor den Vater hin, erregt, mit großen Augen. „Babbo! Wie kannst du den schuldlosen Buben in den Turm legen?“

„Ja! So ein Unmensch bin ich! Und will sorgen dafür, daß der Bub so bald nit wieder hinauskommt auf die Straß!“

„Aber Babbo! In so einer kalten Nacht!“

„Non me n'importa un fico! Hast du Sorg um den Buben, daß er frieren muß, so laß ihm eine Glutfann heizen! Kannst ihm auch einen Buschen Haberstroh hinunterschicken und ein Kannl Wein dazu. Das Stroh macht warm von außen, der Wein von innen. Basta!“ Mit diesem Schlußwort stapfte Herr Lenhard eisenklirrend ins Haus.

Frau Resi mußte in der Stube die Kerzen auf dem Hirschgeweih anbrennen, und für den Thurner kam eine harte Stunde. Er hatte seinem fürstlichen Herrn, dem Propst von Berchtesgaden, schriftlich zu berichten, daß man einen gefangenen Mann, den vier Salzburger Knechte durch die Burghut geführt, zu Schellenberg vom Maultier gerissen hätte. Was Herr Lenhard von der Sache wußte, war in wenigen Zeilen gesagt; aber die paar Zeilen machten den Thurner schwitzen. Während er mühsam mit dem Gänsekiel die verschnörkelten Buchstaben niederkritzelte, rieb er immer wieder die Schulter unter dem Wams. „Ist nur gut, daß der Bub nach links gedroschen hat, sonst könnt ich gar nimmer schreiben.“ Nach manchem Seufzer war endlich das ‚Sauschwanzel‘ – wie Herr Lenhard den Schnörkel nannte – unter das letzte Wort gekritzelt. Von dem Gaste aber, der in den kalten Turm gewandert, und von dem Auftritt, den der Thurner mit den Reisigen hatte, stand in dem Briefe kein Wort. Herr Lenhard mochte seine Gründe dafür haben, daß er das sorgenvolle Gemüt seines Herrn nicht auch mit dieser Kleinigkeit noch beschweren wollte.

Es war dunkle Nacht geworden, als der Bote, der den Brief nach Berchtesgaden zu bringen hatte, zum Burgtor hinausritt.

Bei den ersten Häusern von Schellenberg begegnete dem Reiter ein Bauer.

Das war der alte Witting.

Obwohl am Himmel die Sterne blinkten und der frisch gefallene Schnee auf der Erde lag, war doch die Nacht so finster, daß Witting den Weg über den Hang hinauf zum Wiesengütl nur langsam fand. Als der Weg wieder eben wurde, leuchtete ihm der Feuerschein der Herdstube entgegen. Ehe Witting die Hecke erreichte, klang die Stimme der Maralen: „Vater? Bist du's?“

„Ja, Lenli!“

„Aber geh, so spät!“

„Weil ich allweil auf den Buben gewartet hab! Wann ist er denn fort?“

„Der müßt doch lang schon daheim sein.“

Witting schüttelte den Kopf und Maralen fand in ihrer Sorge nicht gleich eine Antwort. Um den Vater zu beruhigen, sagte sie: „Schau, wenn's wahr ist, daß ihm ein Meidl lieb geworden, so ist er wohl heut an ihr Fenster gegangen. Muß ihr doch sagen, daß ich morgen mein Fest hab.“ Sie legte den Arm um den Hals des Vaters und flüsterte: „Vom Joseph muß ich dir auch was sagen. Den ganzen Tag allweil ist er so freudig gewesen, und jetzt auf den Abend ist er still geworden, ich weiß nit wie!“

„Der spürt sein Glück. Das ist wie ein Widerspiel vom Wein. Still hebt einer das Trinken an, und im Rausch geht das Lärmen und Schreien los. Im Glück, wenn's anhebt, jauchzet ein jeder. Hast du es aber fest und spürst es in tiefster Seel, da macht's einen still.“

Sie setzten sich um den Tisch. Als Maralen aus dem Krug die hölzernen Becher füllen wollte, fragte sie: „Joseph? Das ist doch keine Maß? Die müssen schlecht gemessen haben im Leuthaus.“

„Gemessen war gut. Ich hab einen trinken lassen, den gedürstet hat.“

„Gott soll ihm den Trunk gesegnen!“ Maralen füllte die Becher.

Als sie gegessen hatten, wollten sie gleich zur Ruhe gehen. Maralen sollte in der Kammer schlafen, und Joseph richtete neben dem Herd ein Lager für sich und den Vater. Weil es für die dritte Schlafstatt an einer Decke mangelte, sagte Maralen: „Gelt, Joseph, deine Zudeck gibst du dem Vater?“

„Hab sie schon hingelegt.“

„Kannst dich ja zudecken mit deinem Mantel.“

„Den Mantel hab ich einem geliehen, der frieren hat müssen.“

„Aber Joseph! Kriegst du ihn morgen wieder?“

Da nahm er sie in die Arme. „Lenli? Soll ich denn morgen an meinen Mantel denken?“ Stumm überließ sie sich seiner Zärtlichkeit. Doch er fühlte, wie sie zitterte in seinen Armen. „Schatz, was hast du?“

„In mir ist eine Angst, ich kann's nit sagen! Das hat angefangen, wie du vom Leuthaus heimgekommen bist.“ Sie nahm sein Gesicht in ihre beiden Hände. „Sag mir's! Ist was geschehen auf deinem Weg zum Leuthaus?“

Während er sie fest an seine Brust geschlungen hielt, erzählte er, was er vom Bramberger erfahren und vor dem Leuthaus gesehen hatte. „Aus Erbarmen hab ich's tun müssen, daß ich dem Menschen meinen Mantel auf seinen nackigen Leib gelegt hab. Sonst ist nichts geschehen. Ich hab dir's verschwiegen, weil ich so eine grausige Sach nit hab hineinemengen mögen in unser Glück.“

Die dunkle Angst der letzten Stunden löste sich von ihrem Herzen. „Ein christliches Werk tun, ist kein Unrecht.“ Sie strich ihm mit der Hand über die Stirn. „So viel gut bist du!“ Dann küßte sie ihn. „Gut Nacht, Joseph!“

„Gut Nacht, Lenli!“ Und flüsternd fügte er bei: „Auf morgen!“

„Morgen!“

Mit glühenden Wangen standen sie Aug in Auge, und ihre Hände preßten sich ineinander.

Als Maralen dem Vater gute Nacht wünschte, nickte der Alte nur. An der Kammer schloß sich die Tür, und Joseph legte einen Wurzelklotz ins Feuer, damit die Stube bis zum Morgen warm bliebe. In den Kleidern streckten sich die beiden Männer auf das Stroh, nur die Schuhe streiften sie von den Füßen.

„Vater?“ fragte Joseph. „Warum redest du kein Wörtl nimmer?“

Der Alte schüttelte den Kopf und grub sich ins Stroh. Die halbe Nacht verging. Joseph schloß kein Auge, und immer hörte er, wie sich der Alte in Unruh von einer Seite auf die andere warf. Da fragte er endlich: „Vater? Liegst du nicht gut?“

Witting flüsterte: „Joseph? Hast du dem Lenli alles gesagt?“

„Ja, Vater, alles! Ich hab meinen Mantel gegeben, hab meinen Krug genommen und bin gegangen.“

„Am Abend, wie ich durchs Ort herunter bin, sind die Leut bei den Türen gestanden und haben getuschelt: die Knappen hätten den gebüßten Mann vom Maultier gerissen und davongeführt.“

„Jesus!“ stammelte Joseph. „Es wird doch der Toni nit mitgetan haben!“

„Da hast du nit fehl geraten. Allweil hab ich's wieder hören können: Der Bramberger, der Bramberger!“

„Herr du mein! Der Bub macht sich elend fürs Leben!“

„Und der Julei? Daß er nit heimgekommen ist? Es wird doch der Julei nit dabei gewesen sein?“

Das redete Joseph dem Vater aus.

Der Alte klagte: „Gar nimmer auslassen tut mich die Angst!“

Die beiden schliefen nicht mehr in dieser Nacht.

## 8.

Auch dem Thurner am Hangenden Stein zerbröselte diese Nacht den Schlaf. Kaum hatte er die Augen zugetan, da wurde er geweckt: ein reitender Bote des Salzburger begehre freien Paß durch das Grenztor, um einen Eilbrief an den Propst von Berchtesgaden zu bestellen. Herr Lenhard mußte mit dem Windlicht zum Tor, um sein Siegel auf den Geleitbrief zu drücken. „Da wird's rote Arbeit geben!“ murrte er, als der Reiter davonsprengte in der Nacht. „Gottlob, daß ich den Buben sicher hab.“ Als er ins Haus zurückging, sah er droben an der Glastür der Altane einen matten Schimmer wie von einem Licht, das sich verbarg. Der Thurner lachte.

Kaum rasselte im Hausflur der schwere Riegel, da klirrte dort oben die kleine Glastür. Morella, einen Mantel um die Schultern geschlungen, huschte auf die Altane heraus und lauschte in den Hof hinunter. Sie hörte das Knirschen der Ketten, mit denen das Fallgitter in der Straßenhalle niedergelassen wurde. Dann war wieder Stille. Alles finster. Nur um eine vergitterte Luke des Turmes lag ein roter Schein wie von glühenden Kohlen.

Morella stand über die Brüstung der Altane gebeugt. Immer blickte sie hinüber zu dem roten Schein.

In der Stille der Nacht eine singende Stimme. Dort unten im Turm. Es war ein heiteres Lied, und dennoch klang es traurig.

Ein summender Hall des Liedes klang bei der Stille der Nacht auch in die Stube des Thurners. Lauschend setzte Herr Lenhard sich in den Kissen auf. „Schau nur! So flink hat noch kein Vogel gezwitschert, den man hinter die eisernen Stäb getan!“ Schon wollte er sich wieder auf die Seite legen, als er draußen in der Stube ein Geräusch vernahm und einen Lichtschein in den Türklumsen zittern sah. Die Tür wurde sacht geöffnet, und Morella stand auf der Schwelle. Das Licht hatte sie draußen in der Stube gelassen. Ihr zerwirrtes Köpfl war von einer Schimmerlinie umwoben wie von einem Heiligenschein. „Babbo? Schlafst du schon?“

„Ja!“ sagte Herr Lenhard und lachte.

Sie trat in die Kammer. Als sie um die große Bettstelle des Vaters herumging, fiel ihr der Lichtschein ins Gesicht. Da sah der Thurner in ihren Augen einen so entschlossenen Blick, daß er dachte: „Die geht nimmer, bis ich nit getan hab, was sie will.“

Morella setzte sich aufs Bett. „Babbo, ich kann nit schlafen.“

„Warum denn nit? Hast du Hunger?“

„Pfui, Babbo! Der Magen ist nit alles am Menschen. Man hat auch ein Gewissen.“

„Sooo?“ In dem Zwielight, das ihr Gesicht umschleierte, konnte Herr Lenhard das trotziges Hasenmälchen zucken sehen. „Ein Gewissen? Räppl, das trifft nit bei jedem Menschen zu. Bei mir schon gar nit. Wo dumme Leut das Gewissen haben, trag ich einen festen Panzerfleck.“

„Das ist nit wahr! Du bist besser, als du selber glaubst.“

„Mach mir keine Flattusen in der Nacht um halber zwölf! Sag's lieber grad heraus, warum du nit schlafen kannst?“

„Weil du ein Unrecht getan hast.“

„So? An wem soll ich denn das verbochen haben?“

„An dem Buben!“ Sie streichelte dem Vater die borstige Wange. „Schau, so ein Baurenbub ist doch gar nit wert, daß du seintwegen deine Seel beschwerst.“

„Räppl, tu den Buben nit unterschätzen! Du weißt nit, was in ihm steckt.“

„Ich versteh mich nit auf Knochen und Fäust. Aber denkst du so gut von ihm, so ist es ein doppelt Unrecht, daß du den Buben ohne jede Schuld in den Turm getan hast.“

Herr Lenhard lachte. „Räppl, an dir ist ein Kaplan verloren gegangen! Aber erstens hab ich's getan, um den Buben sicher zu wissen.“

„Das ist das besser Teil an deinem Unrecht.“

„Zweitens hab ich's getan, um den Buben in meiner Mauer zu halten.“

Morella schwieg.

„Und weil aller guten Ding drei sind, hab ich's getan als Vergelt dafür, daß mir der Lümmel die Schulter grün und blau geschlagen hat.“

„Das ist dein Unrecht, Babbo!“ erklärte Morella. „Warum hast du die dumme Prob gemacht, die gar nit nötig gewesen wär. Einem Buben, dem die Kraft so fest in den Augen steht, gibt man kein Eisen in die Hand und sagt: Hau zu!“

„So so?“ Herr Lenhard riß an einem Glockenstrang, dessen Draht hinüberführte zum Knechtthaus.

„Was willst du, Babbo?“

„Dem Buben eine gute Kammer geben. Kannst du dann wieder schlafen?“

„Gleich, Babbo! Einen solchen Unrechtfleck an deinem Herzen sehen müssen, das hätt mir keine Ruh gelassen!“ Sie wollte ihn küssen. Im Zwielficht fand sie unter den Borsten des Bartes seinen Mund nicht, nur seine Nase.

„Hör auf! Das kitzelt!“

Kichernd huschte sie zur Türe.

„Bleib, Räppl! Das darf der Bub schon wissen, daß er seine Kammer deiner gerechten Seel verdankt.“

Morella stand im Licht der Türe. „Das geht den Juliander nichts an! Was ich tun hab müssen, hab ich deintwegen getan! Gut Nacht!“

„Bist halt mein Räppl!“ sagte Herr Lenhard. „Aber dem Knecht mußt du den Riegel von der Haustür schieben!“ Bis Herr Lenhard einen Schwefelfaden in Brand gebracht und die dicke Wachskerze angezündet hatte, die neben dem Bett mit zwei kupfernen Ringen an der Wand befestigt war, stand schon der Knecht mit der Laterne in der Stubentür. „Hol mir den Buben aus dem Turm herauf!“

Als Juliander in die Kammer trat, schickte der Thurner den Knecht in die Stube hinaus und befahl ihm, die Tür zu schließen. Dann sagte er: „Komm, Bub, setz dich zu mir aufs Bett!“ Juliander gehorchte. Eine Weile sah ihn Herr Lenhard mit seinen grimmig vergnügten Augen an. „Warum schaut du so ernst? Hat dich der Turm verdrossen?“

„Nein, Herr! Ihr habt es gut gemeint. Der Turm ist für die Salzburger gewesen, nit für mich.“

„Schau nur! Verstand hast du auch! Der macht den groben Speck in deinen Knochen zu feinem Schmalz!“

„Wär nit Euer Güt gewesen, so läg ich jetzt erstochen auf der Straß oder könnt in einem Salzburger Turm hocken, in dem's keine Glutfarn und keinen Wein nit gibt –“

„Und keinen barmherzigen Engel, der nit schlafen hat können, eh nit das Turmloch eine gute Kammer geworden ist.“

Mit großen Augen sah Juliander den Thurner an.

„Paß auf, Bub! Was ich getan hab, hat geschehen müssen zu deiner Sicherheit, und daß ich mir nit den Zorn des Salzburgers in meine Schüssel brock. Die vier Knecht, die sich in Schellenberg den Gefangenen haben stehen lassen, gehen einem schiechen Wetter entgegen. Drum hätten sie gern auf der Straß einen aufgehoben, daß sie nit heimkommen müßten mit leerem Sack. Du kannst von Glück sagen, Bub! Hätt dich der Salzburger in der Faust, da tät dir auch mein ritterliches Zeugnis nimmer helfen.“

Herr Lenhard schien seine Gründe dafür zu haben, die Gefahr, der Juliander entronnen war, echt kräftig auszumalen.

„Und schau, jetzt kann es kommen auf zweierlei Weis. Entweder es fürchten sich die vier Knecht vor meiner Zeugschaft und vertuscheln die Sach. Und da mußt du aushalten bei mir, bis man weiß, wie der Gockel kräht.“ Herr Lenhard unterdrückte ein Schmunzeln. „Oder es bleiben die vier Knecht auf ihrer falschen Klag. Das gibt einen verwickelten Rechtsweg. Das Recht ist wie ein Hammel, der den Drehwurm hat. Da geht's allweil ein Schrittl nach vorn und einen Sprung nach hinten. Mein ritterlich Wort und die Zeugschaft meiner Spießknecht reißen dich auf die Letzt wohl heraus. Aber bis der Streit ein End hat, so lang mußt du aushalten. Sie täten dich greifen beim ersten Schritt aus meinem Tor.“

Juliander nickte mit der Ruhe eines verständigen Menschen, der eine Zwangslage begreift. „Jetzt geht's schon nimmer anders.“

„Brav, Bub! Und da brauch'ts auch keinen Turm nimmer. Leg mit gutem Eid deine Hand in die meine, daß du keinen Schritt aus meiner Mauer tust, und du sollst wie ein Freier in der Burghut sein, sollst deine Kammer haben, deinen Platz an meinem Tisch.“

Juliander streckte die Hand und zog sie wieder zurück.

„Bub?“

„Ich tu den Schwur,“ stammelte Juliander, „aber gebt mir zuvor noch einen freien Tag!“

„Geht nit!“ erklärte Herr Lenhard finster.

„Herr Thurner! Morgen heuert meine Schwester. Und mein Vater muß doch in Sorg sein. Bloß ein Stündl, Herr Thurner, daß ich den Sprung zu meinem Vater tu und bei meiner Schwester Fest in der Kirch bin!“

Das grimmige Gesicht des Thurners verwandelte sich in eine bekümmerte Miene. „Wenn ich das gewußt hätte –“ Er sprach den Satz nicht zu Ende. „Jetzt kann ich es nimmer anders machen. Ich müßt meine Bürgschaft brechen, die ich auf ritterliches Wort gegeben. Das könnt mich meinen Dienst als Pfleger kosten.“

Juliander, mit entfärbtem Gesichte, schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Thurner! Wie könnt ich dein Kind und dich in ein übel Ding bringen? Ums Leben nit! Meiner Schwester wird's ein Steinl aus ihrem schönen Glück reißen, wenn ich fehl in der Kirch. Aber jetzt geht's nimmer anders. Da ist meine Hand, Herr Thurner! Ich tu den Schwur.“

Zögernd faßte Herr Lenhard die Hand des Burschen. Als er sie hatte, umschloß er sie mit kräftigem Druck. „Bist mir lieb gewesen wie eine Sach, die Wert hat. Jetzt bist du mir lieb als Mensch. Und morgen schick ich Botschaft an deinen Vater, daß er keine Sorg um dich haben soll. Wo muß ich hinschicken?“

„Ins Wiesengütl.“

Herr Lenhard rief den Knecht. „Führ den Buben hinüber zur Gastkammer im Wehrhaus! In der Burg hat er freien Paß. Meine Leut sollen gut mit ihm sein. Und morgen früh gehst du hinüber ins Wiesengütl und sagst, daß der Juliander bei mir ist. Wenn sein Vater kommen mag, kann er mit seinem Buben einen Krug Wein trinken. Hast du verstanden?“

„Wohl, Herr!“

„So geht miteinander! Gut Nacht!“ In seinem kurzen Hemd, das die krummen, haarigen Reiterbeine bis übers Knie entblößte, sprang der Thurner aus dem Bett, ging hinter den beiden durch die Stube und legte lachend die Hand auf Julianders Schulter. „Morgen, daß dir die Zeit nit zu lang wird, fangen wir unser Schul an, gelt!“ Als Herr Lenhard an der Haustür den Riegel vorgeschoben hatte und wieder in seiner Kammer war, zog er beim Schein der Kerze das Hemd über die linke Schulter herunter und betrachtete mit schielenden Augen das rot und blau gedunsene Mal. „Cospetto! Was für einen Streich muß der Bub erst tun, wenn ich ihm den kunstgemäßen Schwung und Ausfall beibring!“ Er holte aus dem Medikamentenschrein die Balsambüchse und begann unter schnaubenden Atemzügen die geschwollene Schulter zu salben. Dann blies er die Kerze aus und fiel mit gähnendem Plumps ins Bett. Der Schlaf wollte lange nicht kommen. Endlich begann Herr Lenhard zu schnarchen. Da weckte ihn das Gebimmel einer Glocke im Hausflur. Während er die Augen rieb, konnte er vom Tor das Kettengerassel und vom Flur herein die ungemütliche Stimme der Frau Resi hören. Er machte Licht und guckte nach der Kastenuhr. Drei Uhr morgens. „Maledetto! Eine Nacht, wie ein Freitag im Fegfeuer.“

Mit dem Salzburger Reiter, der auf dem Rückweg das Grenztor passierte, war auch der Bote zurückgekommen, den Herr Lenhard an den Propst gesandt hatte. Der brachte dem Thurner einen gesiegelten Brief in die Kammer. Was Herr Lenhard da zu lesen bekam, das machte ihn ernst. Er wurde angewiesen, seiner Hochfürstlichen Gnaden und Eminenz, dem Herrn Erzbischof von Salzburg, mit einbrechendem Tage freien Durchzug für fünfzig Rosse und ein Fähnl von hundert Spießen zu gewähren. „Wir haben in Sach der freventlichen und mutwilligen Tat, so von bösen Buben wider unsere Verträg und heiliges Recht in deiner

Pflegschaft zu Schellenberg begangen, und derentwegen wir uns vor dem hochwürdigsten Fürsten zu Salzburg gezeimlich exkuziert haben, Seiner Hochfürstlichen Gnaden das Malefizrecht in nachbarlicher Freundschaft zugestanden und Hochselben ermächtigt, den Rottierern nachzutrachten und dieselben zu gebührender Straf zu bringen, damit mehrer Nachteil verhütet und Ruh und Gehorsam erhalten werden. Es bedeucht uns gut, daß du für des hochwürdigsten Fürsten Leut auf Trunk und Zehrung nach Gebühr und Vermögen denken, dich selbst aber jeder Mithilf und Täding in so widerwärtiger Sach enthalten mögest, doch als aus dir selbst, und nicht aus unserem Befehl, oder als ob wir drum wüßten. Wir setzen in solcher Sach unser gnädig Vertrauen in dein eigen und gut Bedünken. Datum in unserem Stift zu Berchtesgaden am Mittich vor St. Kathrein, anno domini im vierundzwanzigsten, in der ersten Stund des Morgens.“ Herr Lenhard kraute sich hinter den Ohren. „Das ist eine dreckige Sach! Wenn ich da nit fürsichtig bin, kriegt mich der Hochfürstliche beim Wickel!“ Er sah den Knecht an und fragte: „Hast du mit dem Reiter geredet? Weiß er, wann die Salzburger anrucken?“

„Zeitig am Tag. Sie stehen schon wegfertig, bis er heimkommt. Sein Herr, hat er gesagt, wär in einer Wut gewesen, daß man ihn von der Schlafstüb in seiner hohen Burg hat schreien hören bis in die Ställ.“

„Weck alle Leut!“

Als Herr Lenhard in den Hof trat, brannte schon ein Pfannenfeuer, und die Leute waren versammelt. Mit einem welschen Kraftwort begann er die Anrede, in der er seine Knechte ermahnte, sich mit den Salzburgischen in keinen widerhaarigen Wortwechsel einzulassen, in allen Äußerungen vorsichtig zu sein und auch zu bösem Spiel noch gute Miene zu machen. „Wenn der Wolf springt, muß sich das Häsl ducken.“ Dann befahl er, vor dem Burgtor draußen eine große Zehrbude zu errichten.

Die Knechte machten sich an die Arbeit, und Juliander kam auf den Thurner zugegangen. „Herr? Kann ich nit mitschaffen?“

„Nein! Aber einen Gefallen kannst du mir tun. Geh wieder in den Turm, bis die Salzburgischen fort sind. Der Teufel mag wissen, wie das Ding heut ausgeht.“

Während ein Teil der Knechte die für die Bude nötigen Bretter und Zeltblachen vor das Tor schleppte, gab Herr Lenhard dem Rottmann der Burgleute Auftrag, die Hakenbüchsen in Stand zu setzen und auf der Torbastei die Lederdecken von den beiden Mauerschlangen zu nehmen. „Man kann nit wissen, ob der Igel nit seine Borsten spreizen muß.“ Das hatte er kaum gesagt, als er den Knechten zublinzelte, daß sie schweigen sollten. Beim hellen Schein des Pfannenfeuers trat Morella aus der Haustür. Sie war gekleidet, als wär es schon Tag geworden. „Räppl? Warum bist du schon auf? Ich mein', du hättest schlafen können, seit ich meine Seel so weiß gewaschen?“

„Ich hab auch geschlafen.“ sagte sie mit einer Heiterkeit, unter der sich eine Sorge zu verstecken schien, „aber das ist ja ein Lärm in der Nacht, daß ein Murmeltier aus dem Winterschlaf erwachen müßt. Was ist denn los?“

„Ein Durchzug von Kriegsleuten kommt, ich muß für Zehrung sorgen.“

„Kriegsleut? Es ist doch Frieden im Land?“

„Der Salzburger tauscht auf einer Burg im Pinzgau die Besatzung.“ Herr Lenhard tätschelte seinem Kind die Wange. „Aber weil du schon auf bist, kannst du der Resi helfen. Wein muß aus dem Keller geschafft werden, Käs und Rauchfleisch, Brot und gesulztes Wildbret. Nimm dein Buch, Räppl, und schreib auf, was die Knecht zum Tor liefern.“

Mit Lärm und in Eile ging die Arbeit vorwärts. Bei dem Hasten und Rennen der Leute erwischte Herr Lenhard die Frau Resi beim Ärmel und zog sie in den Schatten der Mauer. „Resi, du bist eine verständige Frau –“

„Das hör ich nit oft.“

„Man darf die Wahrheit nit allweil sagen. Sonst verliert sie an Wert. Aber jetzt paß auf! Heut ist ein Tag, an dem es widerwärtige Sachen geben könn. Das soll mein Räppl nit

schmecken. Mach das Mädle mit Arbeit müd! Und eh der Tag kommt, red ihr ein, sie hätt sich verkühlt. Schau, daß du sie ins Bett bringst und koch ihr vom stärksten Wein einen Schlaftrunk. Je flinker das Mädle die Augen zutut, um so lieber ist mir's. Hast du verstanden?“

Frau Resi, der die Angst an den Hals fuhr, schüttelte den Kopf.

„Dann bist du das verständige Weibsbild nit, für das ich dich gehalten hab.“ Mit einem welschen Kraftwort ging Herr Lenhard davon.

Die Eitelkeit der Frau Resi war größer als ihre Angst. Sie wollte um jeden Preis beweisen, wie verständig sie wäre. Als um die sechste Morgenstunde der Tag zu grauen anfang, lag Morella unter dem weißen Himmeldach ihres Bettes, von Schlaf befallen, die Wangen brennend von der Wirkung des heißen Würzweins, den ihr Frau Resi eingegossen hatte. Daß Morella von dem starken Pfeffergeruch, der die Fleischkammer füllte, ein paar mal hatte niesen müssen, das hatte mitgeholfen, um den Verstand der Frau Resi an den Tag und das widerspenstige Räßlein ins Bett zu bringen.

Ein tiefer, bleierner Schlaf. Sonst hätte Morella erwachen müssen von dem Lärm, den der Morgen brachte. Als es Tag wurde, kamen die fünfzig Reiter angetrabt, und ein wüster Spektakel erhob sich um die Zehrbude. Zugleich mit den Reitern, in einer von Maultieren getragenen Sänfte, war der Salzburger Stadtrichter Hans Gold gekommen, ein hagerer Graukopf, dem durch dreißig Jahre der Anblick gemarterter Menschen die Augen hart gemacht und die Züge versteint hatte. Herr Lenhard lud ihn zum Imbiß in die Stube. Und da bewies der alte Landsknechtführer, daß er in gefahrvollen Stunden seines Kriegslebens auch gelernt hatte, den Diplomaten zu spielen. Mit so übermäßigem Eifer bot er seine Dienste zur ‚geziemlichen Büßung der mutwilligen Buben‘ an, daß der Stadtrichter mißtrauisch wurde, sich auf das unbeschränkte Malefizrecht seines Hochwürdigsten Herrn berief und sich jede Einmischung in sein Amt verbat. Um das Mißtrauen des Richters noch zu mehren und dabei auch seiner ehrlichen Meinung Ausdruck zu geben, wagte Herr Lenhard eine Fürsprache für die ‚dummen Buben‘, die in ihrer Narretei nicht gewußt hätten, wie ungebührlich sie wider einen Strafbefehl des Hochwürdigsten Fürsten gehandelt hätten. „Man soll ihnen die Bank schmieren und soll ihnen ein gesalzenes Pflaster auf ihren dicken Mutwillen streichen.“

Unter Hinweis auf die strengen Artikel des Salzburger Rechtes bewies ihm Hans Gold den schweren Ernst dieser Tat, die von Lutherischer Verseuchung des Schellenberger Volkes zeuge. Der Schreck eines Mannes, der den Menschen gut ist, starrte aus den Augen des Thurners, als der Stadtrichter die Forderungen seines Herren nannte: zur Deckung der Unkosten ein Bußgeld von drei Gulden auf jeden Herd zu Schellenberg, schwere Strafe für alle, die durch eines Zeugen Wort der Mitschuld an der Tat verdächtig waren, und für die Rädelsführer das rote Gericht. Herr Lenhard griff an seinen Hals, und seine Stirn mit den weißen Narben glühte, als wäre ihm schwerer Wein zu Kopf gestiegen.

Sobald der Richter Hans Gold sich verabschiedet hatte, stammelte Herr Lenhard: „Gott gnad dem armen Dörrl!“ Mit seinem Erbarmen raufte sich noch die Sorge: „Geht's über mich auch noch los? Wegen des Buben?“ Doch weil der Stadtrichter von diesem Handel mit keinem Wort gesprochen hatte, hoffte der Thurner, daß die Knechte, sein Zeugnis fürchtend, geschwiegen hätten.

Vor dem Burgtor wuchs der Lärm. Um dem Fähnlein der hundert Spieße, die mit Pfeifen und Trommeln durch die Straßenhalle gezogen kamen, vor der Zehrbude Platz zu machen, saßen die Reiter auf und ritten hinter der Sänfte des Richters dem Dorfe zu. Auf dem Hügel bei der Brücke machten sie Halt. Hans Gold schickte fünf Reiter ins Dorf, um den Bürgermeister und die zehn Dorfältesten zu holen. Das Gewieher der Rosse und das von der Burghut hertönende Geschrei der hundert Knechte, die sich vor der Zehrbude balgten – das machte einen Lärm, der bis weit hinein in die Gasse klang und die Leute aus den Häusern rief.

Auch zum Wiesengütl drang ein verschwommener Hall. Vor der Herdstube standen Witting und Joseph, schon zum Kirchgang gekleidet, Joseph mit einem Kränzl aus künstlichen Blumen um den rechten Arm. Die beiden waren aus dem Haus getreten, weil sie nach Juliander ausschauen wollten, der noch immer nicht kam.

„Tu dich nit sorgen, Vater! Wirst sehen, er kommt mit den Etmüllerischen oder mit der Meingoztochter. Müssen wir halt warten. Ist ja noch ein halbes Stündl Zeit!“

Sie traten in die Stube. Neben dem Herd stand Maralen in ihrem Sonntagskleid, mit einer weißen Spitzenschürze zum Zeichen ihrer Brautschaft, das Kränzl um die Stirn, die Flitterkrone im gezoften Haar, dessen Braun im Schein des Feuers wie Kupfer glänzte. In ihrer zitternden Hand umklammerte sie die Zitrone mit dem in die Frucht gesteckten Rosmarinzweig – für das Volk ein Sinnbild der Liebe, die ewig aus allen Bitternissen des Lebens grünt.

Schweigend standen sie um den Herd und warteten. Da hörten sie Schritte, und ein Schatten fiel über das kleine Fenster. „Der Julei!“ stammelte Maralen. Joseph hatte die schwarze Knappentracht gesehen. „Das ist der Bramberger!“ Es war ein anderer, ein junger Knappe mit blassem Gesicht. Er reichte der Braut die Hand und sagte: der Bramberger hätte ihn geschickt und ließe das Bräutl grüßen, weil er selber nicht kommen könne.

„Was ist mit dem Toni?“ fragte Joseph erschrocken.

„Der Salzmeister hat den Toni nit freigegeben von der Schicht, weil er gestern auf den Abend nimmer einfahren hat können. Drum hat er mich geschickt, daß mich dein Bräutl gelten laßt als Führer.“

„Vergeltsgott für deinen Liebdienst!“ sagte Maralen. „Daß der Toni nit kommen kann, ist mir arg. Weil er dem Joseph ein so guter Gesell ist.“ Sie versuchte zu lächeln. „Das ist ein Mittwoch heut, als ob’s ein Freitag wär.“ Wieder hörte man Schritte vor dem Haus, heiteres Lachen und Schwatzen. Das war der Etmüller mit seinem Weib und mit der Tochter des Meingoz. Nur Juliander fehlte noch. Und der Etmüller wußte nichts von ihm. Der hatte mit den zwei Weibsleuten schon am Abend die Gern verlassen und hatte bei einem Schellenberger Verwandten übernachtet; darum waren die drei vom Berghang heruntergekommen, nicht von der Straße herauf. „Freilich,“ meinte Witting, „da wird halt der Bub in der Früh vom Etmüller zum Meingoz gelaufen sein, wird nit gewußt haben, was los ist, und hat sich versäumt.“

Die Müllerin und das Mädal schwatzten in ihrem Hochzeitsvergnügen, daß ein Wort der Sorge nimmer aufkam. Als man die Kirchturmglöcke das letzte Viertel vor der achten Stunde schlagen hörte, nahm der alte Witting seine Kappe. „Wir müssen gehen. Kann sein, der Bub hat die Abred falsch verstanden und wartet in der Kirch.“ Sie verließen das Haus. Maralen sperrte die Tür der Herdstube und schob den Schlüssel in die Tasche. Voran der Vater, dann der Brautführer mit der Braut, die Tochter des Meingoz mit dem Bräutigam, und zuletzt der Etmüller mit seinem Weib, so schritten sie über den verschneiten Weg hinaus. Während sie auf der einen Seite des Hanges hinunterstiegen gegen das Dorf, kam auf der anderen, von der Burghut her, jener Knecht heraufgegangen, dem Herr Lenhard in der Nacht den Auftrag gegeben, zum Wiesengütl zu laufen. Jetzt stand er vor der Herdstube, pochte und rüttelte, rief und rief.

Die das Haus verlassen hatten, um dem Glück entgegenzuwandern, konnten ihn nimmer hören; sie hatten die Straße schon erreicht. Da sahen sie über der Brücke drüben die Reiter auf dem Hügel und sahen das Fähnlein der hundert Spieße, das mit Pfeifen und Trommeln von der Burghut einherrückte. „Schau nur,“ sagte der Etmüller lachend, „da gib’ts zu eurer Hochzeit eine lustige Musik! Und kostet nichts!“

Als der Brautzug durch die lange Gasse hinaufging, standen unter allen Türen die Leute. Die Etmüllerin stieß ihren Mann mit dem Ellbogen an. „Unser Zug hebt Ehr auf! Guck nur, wie die Leut schauen!“

In dem Dunst und Rauch, der vom Dach der Pfannstätte niederqualmte und den Dorfplatz überschleierte wie herbstlicher Nebel, sah man bei der großen Linde fünf

Reiter und vor ihnen bejahrte Männer aus dem Dorf, die in Erregung sprachen. Wirr und unverständlich klangen ihre Stimmen durcheinander.

Unter dem Tor des Kirchleins stand der Mesner. Als er den Brautzug kommen sah, verschwand er, und gleich darauf begann eine Glöcke zu läuten. Es war eine Glöcke mit dünnem Ton. „Die Schellenberger könnten für Festzeiten auch ein schöners Geläut schaffen,“ sagte die Müllerin zu ihrem Mann, „das Glöckl tut, daß man ans Armesünderglöckl von Salzburg denken muß.“

Der Brautzug trat in die Kirche. Da war es nicht wie sonst bei einer Hochzeit, bei der die Neugier alle Bänke zu füllen pflegt. Nur wenige Leute standen in den Betstühlen, Kinder und Mädchen, alte Frauen und ein paar Salzknappen, welche Freischicht hatten.

„Jesus!“ stammelte Witting in Sorge, als er die zwanzig fremden Gesichter sah, und nur das eine nicht, das er suchte.

Jetzt zum erstenmal, seit sie die Herdstube ihres Lehens verlassen hatte, hob Maralen die Augen. „Vater? Ist er da, der Bub?“ Die Klingel des Ministranten schrillte, und der Priester mit dem Kelch erschien. Der Mesner machte dem Brautpaar stumme Zeichen und deutete nach dem kleinen Betstuhl vor den Stufen des Altars. Maralen zögerte noch immer.

„Geh, Lenli,“ nickte der Alte, „geh nur du in dein Glück!“ Trotz aller Sorge, die in ihm zitterte, hatte er für Maralen ein Lächeln.

Der Brautführer und die Brautjungfer geleiteten die Verlobten zum Altar und blieben neben dem Schemel stehen, auf welchem Maralen und Joseph knieten. Die stille Messe begann. Doch Stille war nur in der Kirche. Von draußen klang verworren ein Lärm, als hätte auf dem Dorfplatz zu Schellenberg ein Jahrmarkt begonnen.

Auf ein Zeichen des Mesners erhoben sich Joseph und Maralen zum Opfergang. Hand in Hand umschritten sie den Altar und legten den Preis für das heilige Sakrament, das sie empfangen sollten, auf einen zinnernen Teller, der neben dem Meßbuch stand. Als sie wieder zum Betstuhl gingen, warf der Geistliche, während er mit ausgebreiteten Armen sein Latein vor dem Kelche murmelte, einen Blick nach dem Teller hin.

Immer lauter wuchs der Lärm vor der Kirche. Der junge Knappe hatte verstörte Augen. Witting guckte immer, ob nicht der Bub durch das Kirchtor käme; die Müllerin begann mit ihrem Mann zu flüstern; der Mesner ging in die Sakristei, und ein Knappe, der im letzten Betstuhl kniete, schlich aus der Kirche. Nur Maralen und Joseph schienen nicht zu hören, nicht zu sehen. In der dankbaren Andacht ihres Glückes harnten sie dem Augenblick entgegen, der sie vor Gott und Menschen vereinen sollte für ein Leben in Treu und Freude.

Die Messe war zu Ende. Wartend stand der Geistliche vor dem bedeckten Kelch; er wurde ungeduldig, und weil der Mesner noch immer nicht kommen wollte, zog der Pfarrer mit eigenen Händen das Meßkleid über den Kopf und legte die weiße Stola um den Hals. Im Chorhemd trat er vor die Verlobten hin und segnete ihren Bund. Mit ruhigen Stimmen, ihres Glückes sicher, sprachen sie das Ja, und lächelnd steckte eins dem andern das zinnerne Ringlein an den Finger. Als der Priester ihre verschlungenen Hände mit der Stola umwand und die Worte des Segens murmelte, sahen sie einander mit glänzenden Augen an. Nun war ihr Glück gefestigt und geborgen.

Da stürzte der Mesner aus der Sakristei. „Hochwürden, ein schiech Gericht ist los! Der Salzburger Richter steht vor der Sakristeitür. Ihr sollet kommen, gleich auf der Stell!“ Der Geistliche raffte mit flinkem Griff die paar Münzen vom zinnernen Teller und verschwand. Eine kreischende Mädchenstimme kam auf das Kirchtor zu: „Margaret! Margaret!“ Jetzt stand das Mädal in der Kirche, mit verzweifltem Geschrei: „Margaret! Margaret!“

In einem der Betstühle kreischte jemand: „Um Christi Lieb! Was ist denn?“

„Die Salzburger schleppen den Vater davon!“

Nun rannten die zwanzig fremden Leute, die in der Kirche waren, mit Geschrei zum Tor hinaus. „Joseph, stammelte der junge Knappe, ‚schau, daß du fort kommst! Der Toni hat uns elend gemacht, uns alle miteinander!‘ Er verschwand in der Glockenstube, als schiene ihm der Weg durch das Kirchtor nicht mehr sicher.

Maralen umklammerte den Arm ihres Mannes. „Joseph?“

„Sei gut, Lenli!“ tröstete er mit ruhigem Wort. „Soll sein da draußen, was mag! Wer schuldlos ist, der muß nit zittern.“

Sie wollten gehen und sahen ratlos den Vater an. Dem Alten war die Sprache erloschen. Schon war die Kirche geleert; der Etmüller, sein Weib und die Meingoztochter waren den anderen nachgerannt. Nur diese drei Menschen noch in dem heiligen Raum. Und da kam's dem Alten mit einem würgenden Laut aus der Kehle: „Mein Bub!“

„Komm, Vater!“ Mit der einen Hand faßte Joseph den Alten, mit der anderen sein junges Weib und zog sie dem Kirchtor zu. „Jetzt müssen wir den Julei suchen.“ Als sie in die Torhalle traten, hörten sie vom Dorfplatz her die Stimmen vieler Weiber und sahen einen graubärtigen Knappen mit der Hast eines Verzweifelten über den Kirchhof rennen, drei Waffenknechte hinter ihm. In dem grauen Dunst des Platzes ging es durcheinander wie ein irrsinniges Schattenspiel von huschenden Gestalten. Und überall Geschrei und Jammer.

Ein Haufen Spießknechte, mit dem Stadtrichter Hans Gold an der Spitze, trat den drei Menschen vor dem Kirchtor entgegen, und ein mageres Bäuerlein mit aschfahlem Gesicht und in mürbem Lodenmantel, an dem ihn einer der Knechte gefaßt hielt, deutete auf Joseph und schrie: „Das ist er! Der hat ihm den Wein zu trinken gegeben, daß er zu Kräften kommen ist! Der mit dem Kränzl am Arm, das ist er, der Stöckl-Joseph! Jetzt hab ich's gesagt, jetzt lasset mich aus!“ Bei diesen kreischenden Worten riß er an seinem Mantel; es gelang ihm, sich frei zu machen, und keuchend sprang er über die Kirchhofmauer. Zwei Knechte sprangen ihm nach, während der Stadtrichter mit seinem Stab auf Joseph deutete: „Den Schelm in die Ketten! Fort mit ihm!“ Der ganze Haufen der Knechte stürzte sich auf Joseph. Mit ersticktem Aufschrei klammerte Maralen die Arme um den Hals ihres Mannes. Sie wurde zurückgestoßen, daß sie gegen die Kirchenmauer taumelte und das Flitterkrönl verlor. „Herr,“ schrie Joseph dem Richter zu, „was tut Ihr Übles an mir? Ich bin ein schuldloser Mensch!“ Da waren ihm die Hände schon gefesselt, und die Knechte rissen ihn mit sich fort, dem Dorfplatz zu.

Witting warf sich vor Hans Gold auf die Knie und griff mit zuckenden Händen in die seidene Schaubе des Richters. „Jesus, Jesus, lasset doch meinem Kindl sein Glück!“ Einer der Knechte schlug dem Alten mit dem Hellebardenschaft die Hände nieder, und der Richter trat in den Schutz des bewaffneten Haufens, der den Gefesselten davonführte. Mit einem Fluch auf den bleichen Lippen raffte Witting sich auf. Seine blutig geschlagene Hand griff nach dem Messer im Gürtel. Da sah er sein Kind und vergaß seines Zornes. „Lenli!“ Bewegunglos, als wäre in ihrem Körper alles Leben erloschen, stand Maralen an die Kirchenmauer gelehnt, das Gesicht entstellt, den Blick einer Irrsinnigen in den erweiterten Augen. Als der Vater ihre Hand umklammerte, kam Leben in ihre Glieder. Mit einem Laut, wie der Schrei eines wilden Tieres, streckte sie die Arme, als könnte sie noch halten, was ihr genommen wurde. In ihrem blinden Jammer stieß sie den Vater von sich und rannte schreiend dem Haufen der Knechte nach. Unter heiserem Gestammel holte der Vater sie ein und brauchte alle Kraft, um die Verzweifelte festzuhalten, daß sie die Knechte nicht anfiel und mit Fäusten auf sie losschlug.

In dem grauen Dunst des Platzes saß Hans Gold vor dem Leuthaus auf einem Sessel, den man aus der Schenkstube für ihn geholt hatte. Ein Ring von Reisingen war um ihn her, die mit den Spießschäften die schreienden Weiber und Mädchen von ihm abzuwehren suchten. Bei der Linde hatten die Reiter, in der einen Hand die Zügel und in der andern das blanke Eisen, einen Kreis gebildet, in den jeder Gefangene geführt wurde, den die Waffenknechte brachten. Es waren schon an die zwanzig,

die man gefesselt hatte, unter ihnen der graubärtige Sachse, den sie hinter der Kirche gefangen, der Bramberger, den sie aus dem Salzschatz heraufgeholt, und jener Bauer im Lodenmantel. Den hatten sie mit Joseph, an dem er zum Verräter geworden, Arm gegen Arm zusammengeknüpelt. Dem Bramberger tropfte das Blut von den Händen, man hatte ihm die Daumschrauben angelegt, um ein Geständnis zu erpressen, wohin er in der Nacht den Bruder Matthäus gebracht hätte. „Über die Berg hinüber nach Hallein, dort hab ich ihm gute Fahrt gewünscht und bin wieder heim zur Schicht.“ Das hatte er ihnen gesagt. Weiter hatte die Marter kein Wort aus ihm herausgeholt.

Hans Gold erhob sich und gab dem Hauptmann der Spießknechte den Befehl: „Ein Teil der Reisingen soll alle Häuser durchsuchen und den Fluchweg des Matthäus nach Hallein verfolgen, der andere Teil der Knechte soll in Schellenberg bleiben, bis der letzte Gulden des Bußgeldes eingetrieben ist. Die Schelme an die Rosse! Und fort!“ Er bestieg seine Sänfte, die er von zwanzig Reitern umgeben ließ. Die Gefangenen wurden mit Stricken an die Sattelgurten der Pferde gebunden, und nun ging es die lange Gasse hinunter in scharfen Trab. Wollten die Gefesselten nicht stürzen und von den Rossen geschleift werden, so mußten sie springen, daß ihnen der Atem verging. Und hinter dem rasselnden Reitertruppe rannten die schreienden Leute her, die einen in ihrem Jammer noch immer um Gnade bettelnd, die anderen in Zorn, Flüche auf den Lippen, Verzweiflung in den Augen.

Immer weiter wurde der Abstand zwischen den Reitern und dem jammernden Menschenhauf, der ihnen folgte.

Bei der Achenbrücke schlang Witting in dem wirren Gedräng die Arme um seine Tochter. Mit allem Rest der erschöpften Kräfte hielt er sie fest und stammelte: „Das Klagen und Rennen hilft uns nimmer. Wir müssen Beistand suchen bei unserem Herrn. Das ist Gewalt, die ein Fremder an berchtesgadnischem Volk verübt. Da muß uns der Propst seinen Beistand geben!“ Maralen schrie und schluchzte, streckte die Hände hinter den Reitern her und suchte sich aus den Armen des Vaters zu winden. Als die Reiter mit den Gefangenen hinter dem Hügel verschwunden waren, klammerte sie sich im Taumel ihres Schmerzes an diese Hoffnung: „Zum Herrn! Der muß uns Beistand geben!“ Sie wandte sich gegen das Dorf zurück und begann zu laufen, daß ihr der Vater kaum zu folgen vermochte. Von dem Jammer, an dem sie in der Dorfgasse vorübereilte, sah und hörte sie nichts. Sie sah nur die eigene Not, hörte nur das schreiende Weh im eigenen Herzen. So rannte sie, mit keuchender Brust, mit heißen Augen, mit verwüsteten Kleidern, im zerrauten Haar noch immer das Kränzl mit den falschen Blumen.

Maralen und Witting waren nicht die einzigen, die den Weg zum Propste von Berchtesgaden suchten. Von allen, die da rannten, wollte einer den andern überholen; jeder dachte: Dem ersten gibt er lieber!

Witting mit den erschöpften Kräften seines Alters blieb weit zurück. Schon auf halbem Wege hatte er sein Kind aus den Augen verloren.

Maralen wurde die erste, die das Tor des Stiftes erreichte. Atemlos und zitternd klammerte sie die Hand um den Arm eines Troßbuben. „Der Herr? Um Christi Barmherzigkeit, wo ist der Propst?“

Herr Wolfgang von Liebenberg, der Propst von Berchtesgaden, war zur Gernsjagd nach dem Königssee geritten.

„Jesus Maria! Der Richter? Wo ist der Richter?“ Schluchzend rannte Maralen dem Rentamt zu und taumelte in die Tür. Aus der Pflegerstube klang ihre jammernde Stimme durch das Fenster herunter auf den Kirchplatz, während andere mit jagendem Lauf zum Tor des Stiftes kamen.

Der ganze Platz vor der Leutkirche war schon mit schreienden Menschen angefüllt, als Witting um die Mittagstunde, zu Tod erschöpft, vor dem Kloster anlangte. Keuchend drängte er sich in den lärmenden Menschenhauf. Immer schrie er: „Lenli! Lenli!“ Jetzt hörte er ihre Stimme. Und das klang wie gellender Jubel: „Vater!“

Sie fanden sich im Gedräng. „Ich Vater – ich hab meinem Joseph die Hilf erlauben! Schau, Vater, da schau her!“ Zwischen ihren zitternden Händen, wie man ein kostbares Kleinod umklammert, hielt sie dem Vater den gesiegelten Gnadenbrief entgegen, den ihr Jammer dort oben in der Pflegerstube erbettelt hatte. Dann barg sie den Brief an ihrer Brust und kreuzte die Arme darüber und weinte vor Freude, daß sie die Rettung des geliebten Mannes an ihrem Herzen tragen durfte.

Als die anderen von dem Briefe hörten, begann ein lärmender Sturm nach der Pflegerstube. Herr Pretschlaiffer, um die Jammernden zu beruhigen, ließ durch den Sekretarius einen Gnadenbrief nach dem anderen niederschreiben und siegeln.

Die Frau des Rentmeisters hatte einen barmherzigen Gedanken. Sie ließ den Erschöpften Wein und Speisen reichen, und gegen den Willen ihres Mannes setzte sie es durch, daß drei flinke Maultiere vor einen großen Leiterwagen gespannt wurden, um den ermüdeten Leuten den Weg nach Salzburg zu erleichtern. Dicht gedrängt, an die zwanzig, saßen sie auf dem Wagen, alle, die einen Gnadenbrief bekommen hatten. Und dann mit rasselnder Eile ins Tal der Ache hinunter. Die Hoffnung hatte ihren Jammer still gemacht. Das gedrängte Sitzen, bei dem sich eines an den Arm des andern hängen mußte, und die holpernde Fahrt, bei der sie mit Schultern und Köpfen aneinander stießen, weckte sogar in manchem, den der Jammer still gemacht. Das gedrängte Sitzen, bei dem sich eines an den Arm des andern hängen mußte, und die holpernde Fahrt, bei der sie mit Schultern und Köpfen aneinander stießen, weckte sogar in manchem, den der Jammer still gemacht.

Als sie zu Schellenberg durch die Gasse fuhren, schrien sie es den Leuten zu, die vor den Türen standen: „Alles wird gut! Wir haben Siegel und Brief! Wir bringen die Gebüßten wieder heim.“ Und sie wurden noch fester in ihrem hoffenden Glauben, als sie von den anderen hörten, die Spießknechte wären schon in der Mittagsstunde wieder abgezogen, weil Herr Lenhard, um den Ärmsten zu helfen, das fehlende Bußgeld vorgeschossen hatte.

Unter allen, die auf dem Wagen saßen, hatte nur Maralen während der ganzen Fahrt kein Wort gesprochen. An die Schulter des Vaters gelehnt, über dem wirren Haar das verschobene Kränzchen, hielt sie die Arme über der Brust gekreuzt, an der sie den rettenden Brief verborgen hatte. Als der Wagen an dem Hang vorüberfuhr, über den der Weg zum Wiesengütl hinaufführte, ging ein Lächeln über ihr entstelltes Gesicht. Nun sprach sie das erste Wort: „Meinst du, sie lassen ihn heut noch heim?“

„Freilich, Kind! Der Brief ist gut, und der Joseph ist ohne Schuld.“

Während der Wagen über die Achenbrücke holperte, spähte Witting gegen den Hang hinauf. Er sah über den kahlen Baumkronen nur die klare Luft. Dennoch sagte er: „Lenli, mir ist, als tät ein Rauch von deinem Lehen aufgehen. Allweil mein' ich, der Bub ist in der Stub und sitzt beim Feuer und wartet auf uns.“

„Jesus, der Bub!“ Das war seit dem Morgen der erste Gedanke an den Bruder. Dann stammelte sie: „Aber ich hab doch den Schlüssel im Sack!“

„Der Julei hat schon einen Weg in die Stub gefunden. Wirst sehen! Bei den Gebüßten ist er nit dabei gewesen, Gott sei Dank! Jetzt wird er warten auf uns und allweil warten.“ Witting atmete schwer.

Als der Wagen die Burghut erreichte, stand Herr Lenhard mit dem Wärtel auf der Torbastei. Das Fallgitter war niedergelassen. Das sahen die Leute auf dem Wagen und schrien: „Herr Thurner! Lasset uns durch! Wir haben gesiegelte Gnadenbrief, wir holen die Gebüßten heim!“ Achzend ging das Fallgitter in die Höhe, und der Wagen rasselte durch die Torhalle. Herr Lenhard sagte zum Wärtel: „Jammer tut den Menschen weh. Aber Hoffnung, die getäuscht wird, tut noch weher! Corpo di Cane! Wär ich der Herrgott, ich tät einen Faustschlag auf die Welt herunter!“ Er spuckte in seinem Zorn über die Mauer und verließ die Bastei.

Der Wagen rasselte. Den Maultieren hing der Schaum wie Schnee an der Haut, und noch immer wurden sie getrieben. Gegen vier Uhr näherte sich der Wagen den Mauern der Stadt. Auf den ebenen Feldern zwischen Grödig und Salzburg lag kein Schnee mehr. Das Land sah

aus, als ging' es nicht dem Winter entgegen, sondern dem Frühling. In dem engen Bergtal hatte schon der kalte Schatten des Abends gedämmt, hier im flachen Gefilde lag noch die helle Sonne des Nachmittags auf den Wiesen, alles zu Glanz vergoldend. „Schauet die Sonn an! So viel Sonn!“ Das nahmen sie wie ein gutes Zeichen. Alle auf dem Wagen wurden still, alle blickten der Stadt entgegen, an deren hoher Burg die Fenster brannten wie grüßende Freudenfeuer.

Am Stadttor gab's einen Aufenthalt. Die Torwache wollte den Wagen nicht passieren lassen. Da legte ein wohlhabender Bürger seine Fürsprache ein, bezahlte das Torgeld für die Maultiere und flüsterte dem Kutscher zu: „Fahr, was du fahren kannst, zur Burg hinauf! Es ist an der Zeit!“

Mit Gerassel fuhr der Wagen über das grobe Pflaster. Erregung schien in der Stadt zu herrschen. Überall sah man Menschen in Gruppen stehen, überall guckten sie dem Wagen nach, überall erkannten sie die Leute aus dem Gebirg an ihrer Tracht und riefen ihnen Worte zu, die im Lärm der Räder erstickten.

Vor der steilen Straße, die hinaufführte zum Tor der Hohensalzburg, hielt der Wagen. Während die zwanzig Fahrgäste von den Brettersitzen auf das Pflaster sprangen, kam aus einer Gasse ein Haufen ärmlich gekleideter Leute gerannt. „Was ist denn?“ hörte man einen Bürger schreien. Aus dem rennenden Haufen klang die kreischende Antwort: „Der Herr und sein Teufel ist los! Zur Nonntaler Wies hinunter! Da bauen sie die rote Stub!“ Ein paar von den Schellenbergern hatten diese Worte vernommen. Auch Witting. Seine Hände begannen zu zittern. „Lenli! Tu den Brief heraus!“ Daß Witting seine Tochter bei der Hand nahm und den stiel Berg hinaufzulaufen begann, das machte auch die anderen laufen. Alle waren plötzlich von einer dunkeln Sorge befallen und wußten nicht, wie das kam. Vor dem geschlossenen Tor der Festung hoben sie ein lautes Schreien an. Das Tor wurde nicht geöffnet. Aus einem vergitterten Fenster neben der Torhalle fragte einer nach ihrem Begehren, nahm ihnen die gesiegelten Briefe ab und ließ sie warten. Es dauerte eine Viertelstunde, die den Harrenden wie eine Ewigkeit erschien. Dann wurde das Tor geöffnet. Man sah den weiten Vorhof der Festung mit bewaffneten Knechten erfüllt. Eine Schar von Reisigen kam mit Eisengerassel über die Brücke des Wallgrabens und umringte die Schellenberger Leute. Einer sprach sie an: „Auf meines Fürsten Befehl, ihr sollt mir folgen, daß ich euch hinführ, wo ihr den Spruch meines gnädigsten Herrn vernehmen werdet!“

Man führte sie über eine Steintreppe in den Wallgraben hinunter, durch einen Tiergarten, in welchem gefangene Raubtiere hinter eisernen Gittern kauerten; durch lange Laufgräben ging es, durch mächtige Festungswerke, dann talwärts durch einen steilen Weingarten. Aus der Tiefe hörte man den summenden Lärm einer großen Menschenmenge. Hohe Mauern verwehrten den Ausblick, und man konnte nicht sehen, woher diese Stimmen klangen. Je tiefer die Leute, von den Reisigen umgeben, durch den Weingarten hinunterstiegen, desto näher tönte das dumpfe Stimmengewirr. In der Mauer, die den Garten umzog, wurde ein kleines, eisernes Tor geöffnet. Als die Leute hinaustraten, sahen sie über sich den steilen Absturz der mächtigen Felsen, welche die stolze, erzbischöfliche Pfalz inmitten der starken Festung trugen. An allen Fenstern des Palastes, auf den Balkonen und Altanen, sah man Herren, Frauen und Prälaten in reichen Gewändern, die im Glanz der sinkenden Sonne leuchteten. In einem der Säle dort oben klang Musik, mit so kräftigen Trompetenstößen und Paukenwirbeln, als möchten sie den Stimmenlärm des Schauspiels übertönen, das sich am Fuß der steilen Felswände abspielen sollte, auf einer breiten Wiesenfläche, die man die Peterswiese im Nonntal nannte.

Von allen Pfaden, die zu den Toren der Stadtmauer führten, strömten in Haufen die Menschen herbei. Viele Tausende hatten sich schon versammelt zu einem drängenden Ring, den eine dichte Hecke blinkender Spieße und Hellebarden von dem freien Platz in der Mitte trennte. Hier war ein hohes Gerüst aus Balken und Brettern

errichtet. Ein Teil der Wiese hatte noch Sonne, und da flimmerten die blanken Waffen, die bunten Gewänder der Spießknechte und die Trachten der Bürger und Bauern durcheinander wie ein Narrentanz von Farben. Die andere Hälfte der Wiese lag schon im Schatten, und da war das Gedräng der Menschen anzusehen wie ein trübes Gewirr von Schwarz und Grau. Über dem ganzen Bilde flutete der Stimmenlärm mit dem Klang der Pauken und Trompeten zusammen, wie das dumpfe Rauschen eines wachsenden Sturmes.

Als die Schellenberger aus dem Weingarten heraustraten auf die Weise, wurden sie beim Anblick dieses Bildes bleich vor Schreck. Durch eine Gasse im Gedräng der Menschen führte man sie zu dem freien Platz inmitten eines Ringes von Waffenknechten, bis dicht vor das Gerüst, dessen Plattform eine Armslänge über ihren Köpfen lag.

Eine Trompete schmetterte, und auf dem Gerüst erschien ein Rufer, der dem versammelten Volk verkündete, welche Missetat zu Schellenberg geschehen wäre, ein grauenvolles Verbrechen, unerhörter Frevel und Ungehorsam wider die von Gott gesetzte Obrigkeit, höllischer Zauber und satanisches Werk, angestiftet durch die menschgewordenen Teufel, die sich Luther und Münzer nannten. Zu besonderer Arznei wider die Martinische Seuche, zu christlicher Vermahnung und zu warnendem Beispiel für das törichte, allzeit der Verführung geneigte Volk, sollten die beiden Schelme, die den Frevel begonnen hatten, der geziemenden Strafe überliefert werden. Im übrigen wolle der hochwürdige Fürst und Herr von Salzburg, um sich seinem fürstlichen Bruder zu Berchtesgaden freundlich zu erweisen, christliche Milde für Recht ergehen lassen und den andern neunzehn Schelmen, so man in Verwehr gebracht, einen gnädigen Denkkettel auf den Buckel schreiben, wonach sie ungekränkt ihren Laufpaß nehmen mögen.

In der tausendköpfigen Menge erhob sich ein wildes Geschrei, dessen Sinn nicht zu verstehen, dessen Meinung nicht zu deuten war. Wem galten die Hunderte von geballten Fäusten, die sich über die drängenden Köpfe erhoben? Galten sie den Schelmen, die so unerhörten Frevel begangen hatten? Galten sie den neunzehn Männern und Burschen, die man gefesselt herbeiführte, die Körper entblößt bis zu den Hüften? Einer hinter dem andern, mit Stricken zu einer Reihe zusammengeknebelt, mußten sie das Gerüst umschreiten, mußten auf dem freien Platz vor dem Stadtrichter niederfallen und die demütige Abbitte nachsprechen, die man ihnen vorlas. Dann wurden sie an die Pfähle gebunden, und die Rutenhiebe klatschten, bis die Gepeitschten ohnmächtig in den Stricken hingen. Während ihr Schreien und Stöhnen noch zusammenklang mit dem Lärm der Menge und mit dem Jammer der Schellenberger Leute, die sich andere Wirkung von ihren gesiegelten Briefen erwartet hatten, fing über den Mauern der Festung eine Glocke zu läuten an, mit so dünnem Ton, als hätte ihr Erz einen Sprung bekommen.

Hans Gold mit zwei schwarz gekleideten Räten und mit kleinem bewaffnetem Geleit war auf das Gerüst gestiegen. Er trug zwei weiße Stäbe in der Hand. Und winkte. Es kam ein Mönch mit einem Kreuzlein zwischen den gefalteten Händen. Vier Schergen in roten Wämsern, denen der Meister Freimann im roten Mantel folgte, brachten zwei Gefesselte auf das Gerüst, denen die Augen verbunden waren. Die beiden trugen die schwarze Tracht der Schellenberger Salzknappen, der eine das verbrauchte Arbeitskleid mit dem Fahrleder um die Hüften, der andere das Feiertagsgewand mit einem Kränzl aus falschen Blumen um den Arm.

Aus dem Stimmenlärm der Menge klang der gellende Schrei eines jungen Weibes. Und plötzlich verstummten die lärmenden Stimmen, und dumpfes Schweigen lagerte über den drängenden Köpfen. Nur dort, wo die Schellenberger Leute hinter den gesenkten Spießsen der Waffenknechte vor dem Gerüste standen, hörte man ersticktes Schluchzen und das heisere „Jesus Maria!“, mit dem der alte Witting

seine Tochter umschlang, um ihr Gesicht an seine Brust zu drücken, damit sie das Grauenvolle nicht sehen sollte.

Deutlich hörte man in dem Schweigen, wie der Meister Freimann, der noch immer den roten Mantel trug, mit erregter Stimme zum Richter sagte: „Erst weiset mir das Urteil für, das beschlossen und gesiegelt ist nach guten Rechten!“

„Des Fürsten Befehl muß dir genügen!“ erwiderte Hans Gold in gereiztem Ton. „Das Gutachten der erzbischöflichen Räte hat die beiden zum Tod gesprochen, und Doktor Volland hat aus den Büchern bewiesen, daß sie dem Schwert verfallen sind.“

Der Freimann schüttelte den Kopf: „Sie sind nicht überwunden mit offenen Rechten. Ich kann nit meines Amtes tun!“

„Bei deinem Amt und Leben, Meister!“ Die Stimme des Richters schrillte. „Tu, was dir geboten wird! Und laß den Fürsten und die Obrigkeit verantworten, was geschieht!“ Er brach die Stäbe, warf den Gefesselten die Stücke vor die Füße und verließ das Gerüst.

Aus den tausend Kehlen klang es in die graue Abendluft wie ein einziger Schrei des Zornes.

Dann wieder Stille. Und auf dem Blutgerüst ein helles, fröhliches Lachen. Das war der Bramberger. Während der Freimann den Mantel abwarf und das Richtschwert entblößte, beugte der junge Knappe von selbst die Knie und rief in das dumpfe Schweigen: „Schauet, Leut! Jetzt muß ich sterben und hab mich im Leben nit dreimal satt gegessen an Brot. Juchhe, um wieviel besser ist der Tod als unser Leben!“ Er jauchzte mit Lachen. Da blitzte der Streich, das Haupt des jungen Knappen fiel über die Bretter hin und rollte und blieb am Rand des Gerüsts auf dem blutenden Halse stehen. Noch immer lachte der stumme Mund.

Man hörte keinen Schrei in der Menge, doch aus tausend Kehlen einen bangen Laut – den Seufzer eines Volkes.

Und jetzt die Stimme des anderen, den die Schergen auf die Knie drückten, eine Stimme in Zorn, voll Kraft und ohne Zittern: „Leut! Meine einzige Sünd ist gewesen, daß sich mein Herz erbarmet hat! Mein Glück, das sie köpfen, mein schuldloses Blut, das sie rinnen lassen, soll Feuer werden, das die Herren brennt!“

„Joseph!“ klang es mit gellendem Laut in die Stille.

Der Gefesselte sprang auf. Am Rande des Gerüsts drückten ihn die Schergen auf die Bretter nieder. Mit den verbundenen Augen suchte er noch die Stelle, von der die Stimme seines Weibes geklungen. „Lenli, du liebe!“ schrie er. „Der gute Herrgott soll –“ Da fiel der Streich.

„Mein Joseph!“

Bei diesem Aufschrei hatte Maralen die Spießschäfte der Waffenknechte niedergeschlagen. Sie sah das fallende Haupt gegen den Rand der Bretter kollern. „Jesus!“ Taumelnd, in halber Ohnmacht, fing sie mit den Armen den vom Gerüste rollenden Kopf des Geliebten auf. Und während sie mit erlöschenden Sinnen zu Boden stürzte, ging der Blutstrom des enthaupteten Körpers wie ein roter Regen vom Gerüste auf sie nieder, auf das Kränzl in ihrem Haar, auf Gesicht und Schultern, auf ihr Gewand.

Das hatten Hunderte gesehen. Ein tobendes Geschrei erhob sich im Grau des Abends.

Und Witting, hinter den Lanzenschäften der Waffenknechte, stieß die geballten Fäuste vor sich hin und schrie:

„Joß Friz! Wo bist du?“

## 9.

Kalte, sternklare Nacht lag über den schnee grauen Bergen und über dem finsternen Tal. Kein Laut des Lebens; nur das Rauschen der Ache, die ihre Wellen ruhelos durch das Tor der Berge hinauswältzte in das Grödiger Moos. In dem nahen Dorf kein Licht. Nur schwarze Dächer. In der Ferne ein matter und rauchiger Glanz: die Nachtröte der Stadt, die da draußen lag. Wie hundert winzige Sterne hing es in dieser trüben Helle. Das waren die erleuchteten Fenster der fürstlichen Pfalz. Langsam, eines nach dem andern, erloschen die schimmernden Lichter. Kaum noch vernehmlich tönte von Salzburg her der Schlag einer Glocke durch die stille Nacht: die erste Stunde des Tages, der aus schwarzem Schoß geboren wurde, um das Licht zu bringen.

Da ließ sich am Waldsaum neben der Straße ein Rascheln im dünnen Laub vernehmen. Ein stöhnender Laut, wie der Seufzer eines Leidenden.

„Ist dir besser?“ fragte eine zitternde Greisenstimme.

Die zerbrochene Stimme eines Weibes antwortete: „Mir ist, wir mir sein muß.“

„Meinst du, daß wir heimgehen können?“

Ein hartes Lachen. „Wo bin ich daheim?“

„Bist du nit daheim in deines Vaters Haus?“

Keine Antwort.

Schweigend saßen die beiden am Waldsaum, schwarz in der Finsternis, die unter den Bäumen lag.

Noch dunkler wurde die Nacht. Zerrissene Wolkenbänder schwammen von Süden über die Berge herauf. Immer weiter krochen sie am Himmel gegen die Stadt hinaus, wie die Vorboten eines Wetters, das sich in den Kesseln der Berge zusammenbraute, um sich über den Zinnen der Hohensalzburg zu entladen.

„So komm doch, Kind! Die Nacht ist kalt, und da mußst du frieren.“

„Mich kann nit frieren. In mir ist Feuer.“

Die Nacht ging hin auf ihren dunklen Sohlen, Stunde um Stunde. An den Häusern von Grödig glomm schon hier und dort ein Lichtschein in den kleinen Fenstern auf.

„Magst du nit gehen, Kind?“

Keine Antwort. Dann jäh die tonlose Frage: „Vater, wo ist mein Kränzl?“

„Das ist dir aus dem Haar gefallen, derweil du von Sinnen gewesen bist. Ich hab's deinem Joseph unter die Hand geschoben, wie sie ihn fort haben auf dem Brett.“

Ein Laut, wie das schrille Auflachen einer Irrsinnigen. Dann ein Stöhnen in Qual: „Da mußst du hergreifen, Vater!“ Ein leises Geräusch, als hätte man mit der Hand über ein rauhes Brett gestrichen. „Spürst du's, Vater? Mein Kleid ist hart von dem roten Leben, das in die Fäden geronnen! Spürst du's, Vater? Das ist meines Josephs Leben! So warm und lind, wie's gewesen in ihm, so hart und kalt ist's worden an mir.“

Ein wilder Zornscrei klang in die Nacht hinaus: „Joß Friz!“

„Vater? Wen rufst du?“

„Einen, auf den ich hören hätt sollen. Hätt ich's getan, der gestrige Tag wär nit gekommen!“

Eine Weile war Stille. Dann die Stimme des Weibes, langsam und rauh: „Warum hast du nit gehört auf den?“

„Weil die Sorg in mir gewesen ist. Um dich und um den Buben.“

„Das mußst du mir sagen, Vater! Wer ist der starke Mann, nach dem du schreist in unserer Not? Joß Friz? Der mein elend nit hätt geschehen lassen? Vater, wer ist das?“

Er sprach mit flüsternden Worten und sagte ihr alles, was geschehen war in jener Sonntagnacht auf der Gern. Sie hörte ihn schweigend an. Und schwieg noch immer, als er mit zerdrückter Stimme vor sich hinkeuchte: „Verstehst du, Kind, warum ich jetzt schreien muß: Joß Friz, wo bist du?“ Als er keine Antwort hörte, fragte er: „Warum redest du nit?“

„Weil ich dir wehtun muß, wenn ich red.“

„So tu mir weh!“

Sie schwieg.

An dem schmalen Himmelsstreif, den die aufziehenden Wolken gegen Norden und Osten noch freigelassen hatten, begann es zu dämmern. Mit schwarzem Umriß stiegen die Hügel der Ferne, die Dächer und Türme von Salzburg in diesen falben Schein. Ein mattes Zwielficht irrte über die Wolken hin, und in dem engen Bergtal wandelte sich die Finsternis zu dumpfen Grau, aus dem die zerstreuten Schneeflecke, die in der Sonne des vorigen Tages nicht völlig zerschmolzen waren, herausschimmerten mit trüben Weiß.

In dem nahen Dorfe schlugen die Hunde an, als kämen Leute auf der Straße gegangen; man hörte die Hähne krähen und hörte das Läuten einer kleinen Glocke, die zur Frühmesse rief.

Da hob der Mann unter heiserem Lachen die Faust. „Beten! Und zahlen dafür, daß man beten darf! Das ist alles, was sie haben für uns.“ Seine Stimme zitterte vor Zorn. „Kind, ich bin allzeit ein guter Christ gewesen. Seit ich das rote Gotteswort gesehen hab, das der Salzburger Bischof predigt, derzeit ist mein Christentum verbronnen. Ich weiß nit, was der Luther predigt. Aber alles, was anders ist, als wie's die unsrigen treiben, das alles muß besser sein. Seit gestern bin ich Martinisch. Ich kenn der Herrgott nit, an den ich heut glauben muß. Aber der gestrige ist der meinige nimmer!“

„Vater! Seit ich ein Kind gewesen, hab ich dich allweil reden hören wie einen Mann. Jetzt macht dich unser Elend reden wie ein Kind. Was Martinisch heißt, das weiß ich nit. Eins, Vater, weiß ich: Gott ist Gott. Der blaue oder grüne Kittel, den sie seinem Bildstöckl antun, macht ihn nit anders, als wie er ist. Und die sein heilig Wort und Gebot versauen, blasen ihm kein Stäubl von seiner Macht und Größ. Von Gott ist alles. Von Gott ist mein Joseph gewesen. Mein Glück ist von Gott gekommen. Mein Joseph ist wieder bei Gott, und bei Gott ist mein Glück. Und Gott ist das Recht. Die mit Gott sind, müssen wider das Unrecht sein. Drum muß ich dir wehtun, Vater, und muß dir sagen: du bist kein Christ gewesen.“

„Kind?“

„Du bist kein Christ gewesen!“ Das war die Stimme eines Weibes und klang wie die Stimme eines Mannes, in dem das Weh erstarrte zu eisiger Ruhe. „Sonst hättest du helfen müssen, daß Gottes Recht eine feste Kirch in unserem Leben hat! Unrecht tun, ist Sünd. Aber Unrecht leiden und Fäust haben, die sich nit wehren um Gottes Recht, das ist doppelte Sünd. Wie du, so bin ich selber gewesen. Allweil hab ich gezittert in Sorg und hab mir keinen Herrn zum Feind gemacht. Jetzt schau mich an! Was hab ich von meiner demütigen Sorg? Die Sorg ist schon das halbe Elend. Recht tun ist das Beste. Und wider das Unrecht schlagen, ist frommes Werk. Wär mein Joseph noch am Leben, und tät er wieder, was er getan hat, so müßt ich sagen: das ist recht getan! Und jedem, der es ihm wehren möcht, dem tät ich das Messer in die Gurgel stoßen und tät mich köpfen lassen und lachen dazu wie der Toni. Drum versteh ich nit, warum du schreien mußst: Joß Friz, wo bist du? Hast du nit selber eine Faust?“

Wie ein heißer Zornscrei klag es: „Zwei Fäust hab ich! Zwei!“

„Und willst du mit deinen Fäusten wider das Unrecht schlagen?“

„Ich will!“

„So bist du der erste, den ich erworben hab. Tausend will ich werben. Meines Josephs Blut soll Feuer werden, mit dem man das Unrecht fortbrennt von der Welt, wie von einem Acker das Schadenkraut. Tu deinen Hals her, Vater!“ Aus ihrem starren, blutgetränkten Kleide hatte sie einen Faden hervorgezerrt. Den band sie um ihres Vaters Hals. „Das Fädl, dem mein Joseph die Farb gegeben, soll nimmer kommen von deinem Hals, eh nit das schuldlose Blut —“ Jäh verstummend erhob sie sich und blickte in der grauen Dämmerung über die Straße hinaus.

Zwei Menschen kamen gegangen: ein Bursch in Bauertracht, dem das Gehen sauer wurde, und ein Mädcl, das ihn stützte. „Hast du Schmerzen, Bruder?“

„Daß ich schier nimmer weiter kann!“

„Nur noch ein bißl! tu dich plagen! Jetzt hab ich dich bald daheim.“ Erschrocken verstummt das Mädcl und sah das Weib an, das vom Waldsaum auf die Straße getreten war. Im Grau des Morgens erkannte sie die Gesellin, mit der sie auf dem Wagen nach Salzburg gefahren.

Der Bruder fragte: „Wer ist die?“

„Die Berchtesgadnerin, die gestern so rot geworden.“

Langsam trat Maralen den beiden entgegen: „Dirn, geh ein Stückl Wegs voraus! Ich muß mit deinem Bruder reden.“ Das Mädcl ging scheu an dem jungen Weib vorüber. Maralen stand vor dem Burschen. „Wer bist du?“

„Ein Schelm! Das hat mir der Salzburger mit Blut auf den Buckel geschrieben. Und was die Herren sagen, muß wahr sein, nit?“

„Wahr muß sein, was Gott sagt und das Recht. Und Gott muß sagen: An dir ist Unrecht geschehen. Was dir die Herren auf den Buckel geschrieben? Willst du das heimtragen? Willst du das Unrecht leiden, wie ein Kindl das Zahnen? Willst du nit merken, daß Gott dir eine Faust gegeben hat, mit der du schlagen sollst? Willst du deinen blutstarrn Buckel genesen lassen, daß du ihn bald wieder bucken kannst für den nächsten Rutenhieb?“

Mit einem Fluch der Faust ballend, wandte der Bursch das Gesicht nach der Stadt zurück.

Da legte ihm Maralen die Hand auf die Schulter. „Ich will deinem Zorn ein Wörtl sagen. Lus auf!“

Er sah ihr in die Augen, die in dem bleichen Gesicht wie Feuer brannten. „Red!“

„Die wider das Unrecht sind, mit denen ist Gott. Und Gottes Hilf macht alle Schwachen stark. Wenn du tausend Brüder hättest, die wider das Unrecht schlagen? Tätst du's halten mit ihnen?“

„Lieber heut als morgen!“ keuchte der Bursch durch die Zähne, die er im Schmerz aufeinander biß.

Maralen nahm den Saum ihres Kleides auf und zerzte aus dem Gewebe einen Faden, der starr war von dem eingetrockneten Blut. Den band sie um den Hals des Burschen: „Du Bruder vom roten Fäd! Tu deinen Schwur in meine Hand!“

Er faßte die Hand des jungen Weibes. „Was muß ich schwören?“

„Daß du den roten Faden nimmer abtun willst von deinem Hals, eh nit der zahlende Tag gekommen.“

„Ich schwör's.“

„Und daß du meinem Gottesbund ein treuer Bruder sein willst, treu auf Leben und Sterben.“

„Ich schwör's.“

„Und daß du schweigen willst wie der Stein in der Wand. Daß du kein Wörtl redest, zu deinem Vater nit, zu deiner Mutter nit, zu deiner Schwester nit, zu deiner Liebsten nit, zu keiner Seel!“

„Ich schwör's! Wann muß ich schlagen?“

Maralen schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Wenn in der Nacht ein Feuer brennt auf dem Untersberg, auf dem Toten Mann und auf dem Hohen Göhl, dann such dir eine Wehr. Und eh die Glock zur Frühmeß läutet, sollst du mit deinem Eisen zu Schellenberg vor dem Leuthaus stehen, auf dem Fleck, auf dem mein Joseph den Bruder Matthäus hat trinken lassen.“

Stumm nickte der Bursch und blickte mit heiserem Lachen gegen die Stadt zurück, über deren Mauern der wolkenlose Himmelsstreif in rotem Feuer leuchtete. „Schwester! Wenn du werben willst, so geh nach Salzburg. Deine unschuldige Not und deines Josephs Blut, die laufen in den Gassen um wie Feuer. Den Freimann haben sie halb tot geschlagen und haben dem Richter Gott die Haustür mit Saublut angestrichen. Geh nach Salzburg! Und tausend Brüder hast du!“

„Ich weiß mir tausend, die ich fester hab. Schau zum Himmel hinauf! Das Wetter, das kommen soll, muß aus den Bergen wachsen.“ Maralen wandte sich von dem Burschen und ging die Straße hinaus, weil sie drei Menschen kommen sah, ein Weib und eine Dirn, die einen graubärtigen Knapen an beiden Armen stützten. Ehe Maralen die drei erreichte, zog sie schon den Faden aus ihrem Kleid.

Die Röte, die an dem freien Himmelsstreif im Osten erschien, floß mit purpurnem Schein über alle Wolken hin. Die schwarzblauen Schatten und die roten Lichter kämpften auf dem drängenden Gewölk, als würde dort oben eine Schlacht zwischen den Geistern des Tages und der Finsternis geschlagen. Die Höhen der beschneiten Berge begannen zu brennen. Immer weiter floß dieser Schein über die Wälder nieder. Als die Sonne heraufkam, ging es wie rote Flut über den Grund der Erde. Die ferne Stadt, das ebene Feld, die Straße, der Bach, das enge Tal und die steilen Waldgehänge waren überronnen wie mit brennendem Blut.

Der Schnee, der immer reichlicher lag, je tiefer sich das Tal in die Berge senkte, spiegelte im Schattenblau des Morgens den leuchtenden Schein der Wolken.

Langsam erlosch der blutende Glanz. Die Sonne war in dichtem Gewölk verschwunden, und der Morgen mit seinen drängenden Nebelmassen wurde so grau, als wäre schon wieder der Abend da. Ein scharfer Wind fuhr aus dem Tal heraus. Die von Salztor kamen und den Heimweg suchten, konnten von weitem hören, wie in der Burghut am Hangenden Stein die eiserne Wetterfahne auf dem Hausdach kreischte. Als die ersten, jener Bursch und seine Schwester, das Straßentor erreichten, fanden sie das Fallgitter geschlossen. Sie setzten sich auf eine steinerne Bank in einem Winkel der Torhalle. Nach einer Weile kam der graubärtige Sachse mit seinem Weib und seiner Tochter; dann ein junger Knappe mit seiner Mutter, ein Bauer mit seinem Buben, ein paar andere noch – bis es zwölf von den neunzehn waren, die der Salzburger ‚ungekränkt‘ entlassen hatte.

Die Weiber jammerten und schalten. Die Männer schwiegen. Jeder suchte mit fragendem Blick in den Augen des anderen zu lesen. Wenn einer von ihnen nach seinem Halse griff, dann lächelten die anderen, auch wenn sie stöhnen mußten unter den Schmerzen, die auf ihrem blutenden Rücken brannten.

Die Glocke auf dem Schellenberger Kirchturm schlug die siebente Morgenstunde. Über der Torhalle hörte man den Klang von Schritten, und ächzend ging das Fallgitter in die Höhe. Der Weg war offen.

„Du! Die Mannsleut mußst du dir anschauen!“ sagte auf der Torbastei der Wärtel zu einem Knecht. „Da geht ein jeder, als tät er Eier auf dem Buckel tragen.“

„Ist eh noch gut, wenn der Salzburger bloß den gesalznen Stecken gelupft hat. Zwölf sind durch. Neune fehlen noch. Ob die kommen? Da möcht ich meine Morgensupp nit verwetten.“

„Tu nit so laut! Der Bub, an dem unser Herr den Narren gefressen, sitzt in seiner Stub am offenen Fenster. Und der Herr hat uns das Maul verboten über alles, was gestern gewesen ist.“

Trübe Morgenhelle dämmerte über dem Burghof. An des Thurners Wohnhaus war die Flurtür noch geschlossen. Die verglaste Tür der kleinen Altane stand schon offen.

Zwischen Stall und Scheune gingen Knechte hin und her, holten Wasser vom Brunnen und trugen in Körben das Futter für die Stalltiere.

Im Wehrhaus, in einer ebenerdigen Stube, saß Juliander am offenen Fenster. Frisch geschnitzte Armbrustbolzen und weiße Taubenfedern lagen auf dem Gesimse vor ihm. Er nahm eine Feder, zog die Fahne von der Spule und fügte sie mit Kitt in den Falz eines Bolzenschaftes. Da klang im Hof die Stimme des Fräuleins: „Lorenz! Der Vater will wissen, ob der Rottmann schon heimgekommen ist von Salzburg?“

„Nein, Fräulen!“

„So sollst du zum Vater hinein, in die Kammer!“

Beim Klang dieser Stimme war das Blut in Julianders Gesicht gestiegen.

Morella stand eine Weile vor dem Fenster. Dann legte sie die Arme über das Gesims und fragte: „Was machst du denn da?“

„Bolzen tu ich fiedern.“ Jetzt hob er das Gesicht. „Bist du schon wieder gesund, Fräulen?“

„Gesund? Ich bin doch gar nit krank gewesen. Die dumme Resi hat sich eingebildet, ich hätt mich verkühlt.“

Und da hat sie's mit ihrem heißen Würzwein so gut gemeint, daß ich gestern den ganzen Tag verduselt hab.“

Juliander lächelte. „Gottlob, weil du nur nit kranken tust!“ Wie Sonne war es in seinen Augen.

Sie sah ihn an, wie man ein sonderbares Ding betrachtet. Ein sausender Windstoß ging über die Dächer hin. „Grob Wetter wird kommen!“ meinte Juliander.

„In so böser Zeit hab ich unser altes Haus am liebsten. Da geht das wilde Lärmen hoch über alle Dächer weg. Bei uns herunten ist's still und warm.“

Der Wärtel ließ am Tor die Brücke nieder, und der Rottmann, den der Thurner so ungeduldig erwartete, trabte auf dampfendem Maultier in den Hof. „Wo ist der Herr?“

„Geh nur hinein,“ rief ihm Morella zu, „der Vater wartet schon.“ Dann sah sie schweigend auf Julianders Hände. „Das machst du gut!“ Sie nahm von den Bolzen einen und betrachtete ihn mit Kennerblick. „Besser fiedert auch der Wärtel keinen Bolz. Da muß ich einen Probschuß machen!“ Sie eilte ins Haus und kam mit der Armbrust in den Hof zurück. „Juliander!“ rief sie, während sie die Sehne der zierlich gearbeiteten Waffe spannte. „Komm und bring einen Bolz oder zueil!“

Um den Umweg durch die Tür zu sparen, sprang er durchs Fenster.

Sie lachte, nahm einen Bolz und legte ihn auf die Schiene der Armbrust. „Siehst du den braunen Astfleck, da drüben am Wehrgang, auf dem dicken Balken?“

„Wohl.“

Wie ein gelernter Schütze legte sie die Armbrust an die Wange, holte Atem und nahm ihr Ziel. Die Sehne schwirrte. Mitten in dem braunen Fleck des Balkens stak der Bolz. In ihren Augen blitzte die Freude über den guten Schuß. Ein bißchen spöttisch fragte sie: „Magst du es auch versuchen?“

Er nahm die Armbrust, spannte die Sehne und schoß. Man hörte einen Schlag, als wäre der Schuß ins Holz gefahren; aber im Balken war kein zweiter Bolz zu sehen. Auflachend sagte Morella: „Das ist daneben gegangen.“ Die Armbrust in der Hand, ging Juliander auf den Balken zu. „Schau her, Fräulen!“ Sie kam und machte große Augen. Die beiden Bolzen staken so dicht nebeneinander, daß sie auf die dreißig Schritte ausgesehen hatten wie ein einziger Schaff. Verwundert sah Morella den Burschen an. „Wo hast du denn das gelernt?“

„Wir haben von Ähnl's Zeiten her eine Wehr daheim. In der Gern, da fliegen viel Stößer und Sperber um. Unsere Hennen und Tauben wären nit sicher, wenn ich nit ein bißl schießen könnt.“ Als er's gesagt hatte, fiel ihm erst ein, daß der Schuß nach dem Sperber verboten war. Verlegen stammelte er: „Gelt, du sagst es keinem?“

Lachend schüttelte sie den Kopf.

„Ich kann doch nit ruhig zusehen, wenn der Sperber meine Tauben würgt.“

„Hast recht! Und bist du wieder daheim und es kommt einer, so schieß ihn nur herunter!“ Sie nahm die Armbrust. „Jetzt zieh die Bolzen aus dem Holz!“

Das ging nicht so leicht. Die beiden Bolzen schienen wie verwachsen. Juliander mußte sie alle beide mit einem Ruck aus dem Holze reißen. Ohne die Schäfte zu zerbrechen, warne sie nicht mehr voneinander zu trennen – die Spitze des einen war durch den Stahlring des anderen in das Holz gedrungen. Diesen Ring nannte man ‚das Leben‘ an einem Bolz.

Julianders Wangen glühten. Er hätte nicht fühlen müssen, was verschlossen in seinem Herzen glomm, und wäre kein Kind des Volkes gewesen, hätte dieser Vorfall nicht eine abergläubische Deutung in ihm erweckt. Beklommen hielt er dem Fräulein auf der flachen Hand das verkettete Pärchen hin: „Da, schau!“

Morella sah nichts anderes als einen merkwürdigen Zufall. „Wie das nur sein kann, daß ein Bolz dem anderen so tief ins Leben geht! Da mußst du schon gleich zwei neue machen, daß der Vater keinen vermißt.“

Er nickte stumm und ging auf das Wehrhaus zu.

Verwundert sah sie ihm nach. Das strenge Hasenmäulchen zuckte.

„Räpp! He! Räpp!“ klang von der Haustür her die erregte Stimme des Thurners.

„Ja, Babbo!“ Sie lief zum Haus hinüber. Als sie den Vater ansah, merkte sie gleich, daß er Sturm unter den Haaren hatte.

Herr Lenhard nahm sein Kind bei der Hand. „Komm! Ich muß dir was sagen.“ Sie traten in die Stube. Dem Thurner schien eine würgende Hand an der Kehle zu liegen. Um Luft in den Hals zu bringen, mußte er mit einem welschen Fluch die Faust auf die Tischplatte schmettern. Dann schrie er, daß die Fenster klirrten: „Die Herren treiben's, daß ich schon selber bald wünschen möcht –“ Seinen Wunsch verschluckte er. Nach einem stürmischen Marsch durch die Stube drohte er mit erhobenem Finger gegen die Tür. „Sie sollen sich hüten! Sie sollen ihren langmütigen Herrgott bitten um Verstand! Oder dem stillen Wesen, das umgeht in allen Köpfen, wachsen über Nacht die eisernen Fäust. Dann gnad euch Gott, ihr Herren!“

„Babbo!“ stammelte Morella erschrocken.

Herr Lenhard, ein wenig ruhiger geworden, nahm ihr Köpfl zwischen die Hände. „Kind, ich hab dir gestern einen heißen Schoppen eingießen lassen, daß du schlafen und nit sehen sollst. Jetzt muß ich dir alles sagen. Du mußst mir helfen.“

„Um Christi willen! Babbo!“ Mit angstvollen Augen sah sie zu ihm auf. „Was ist denn geschehen?“

„Der Salzburger hat gestern gehaust in meiner Pflegschaft, wie ein satter Wolf im Pferch: fressen mag er nimmer, und allweil zerreißt er noch!“ Er sagte ihr alles, was zu Schellenberg auf dem Dorfplatz und zu Salzburg auf der Nonntaler Wiese geschehen war. „Und das junge Weib, das gestern so rot geworden von ihres Mannes Blut, ist die Schwester des armen Buben da draußen.“

Kreidebleich war sie geworden, und ihre erschrockenen Augen schwammen in Tränen.

„Sei tapfer, Mädell! Das mußst du ihm beibringen.“

Sie wehrte entsetzt mit der Hand.

„Ja, Kind! Ein gutes Wörtl aus liebem Mund ist besser für solche Botschaft als ein Männerfluch. Bleib! Ich schick dir den Buben gleich herein!“ Und Herr Lenhard war schon zur Türe draußen.

Zitternd stand Morella inmitten der Stube, noch immer die Armbrust in der Hand. Immer sah sie mit nassen Augen nach der Tür – und zuckte zusammen, als sie im Hausflur einen Schritt vernahm.

Juliander trat in die Stube. „Euer Vater, Fräulen, hat mich zu dir geschickt.“ Das sagte er mit einem Glanz in den Augen, als hätte er eine Freude erlebt.

Schweigend ging Morella zum Erker, um die Armbrust fortzulegen. Dort stand sie eine Weile, das Gesicht zum Fenster gewendet. Dann richtete sie sich auf und ging auf Juliander zu, in ihren Augen einen Blick des Erbarmens, warm und herzlich. „Komm Juliander!“ Sie nahm seine Hand und zog ihn zur Bank. „Ich muß dir was sagen.“

Er sah sie an mit dem Blick eines Träumenden. „So gut bist du allweil. Und der Thurner auch. Der hat mir grad ein Wörtl gesagt, wie's mein Vater nit wärmer sagen könnt.“

„Was ich dir sagen muß, ist hart, Juliander!“

Er schüttelte den Kopf und lächelte. „Was du mir sagst, kann nie nit hart sein!“ Da las er die Sorge in ihren Augen. „Hat leicht der Salzburger von Eurem Vater begehrt, daß er mich vor Gericht liefert? Soll mich der Thurner halt geben. Lieber leid ich alles, eh daß dein Vater um meintwegen eine Unbill haben sollt!“

Noch fester schloß sich ihre Hand um die seine. Jetzt schien ihr auch das Sprechen leichter zu werden. Und sie sagte ihm alles, mit ihrer linden Stimme, die immer ein wenig zitterte, und auch für das Härteste fand sie noch ein mildes Wort. Aber die rote Nachricht wirkte auf Juliander, daß Morella erschrak. Wie zu Stein geworden, saß er vor ihr, das Gesicht entfärbt, die Augen verstört, in der Brust ein Schluchzen, das sich nicht hinaufang in die Kehle, Morella wollte ihn trösten, fand die Worte nicht, die sie ihm sagen sollte, und so tat sie, wozu ihr Erbarmen sie trieb. Wie man ein Kind beruhigt, das zu Tod erschrocken ist, so strich sie ihm mit der Hand übers Haar und küßte ihn auf die heißen Augen, die nicht weinen konnten. Da sprang er

auf, schlug die Hände vor das Gesicht und taumelte aus der Stube.

Morella saß noch immer auf der Bank, als Herr Lenhard eintrat und zu ihr sagte: „Als tät die Welt untergehen, so ist er an mir vorbei.“ Er sah die Tochter an. „Räppl? Ist dir der Kummer des Buben so tief gegangen?“

Langsam erhob sie sich und strich mit der Hand über die Stirn. „In dem Buben muß die Lieb zu den Seinen tief sein wie ein Brunnen! Und in dem Buben ist so viel dankbare Treu – der könnt sterben für uns, bloß daß ich ein Blüml hab, oder du einen Trunk, nach dem dich dürstet.“ Sie ging auf den Vater zu. „Den Buben mußst du heimschicken zu seinem Vater und zu seiner Schwester.“

Herr Lenhard schnaufte. „Räppl, das geht jetzt nimmer. Es ist wahr, ich hab den Salzburger Knechten das Wort vom festen Verwehr nur gesagt, weil ich den Buben für mich behalten hab wollen. Jetzt kann ich es nimmer ändern. Und denk, was auf der Nonntaler Wies geschehen ist. Ob Unschuld oder Schuld, der Bub wär keinen Schritt mehr sicher. Das wirst du doch auch nit wollen, daß der Salzburger den Buben –“

Sie ließ ihn nicht zu Ende sprechen und schlang die Arme um seinen Hals. „Da laß ihn nur nimmer aus! Und wenn er Jahr und Tag bei uns bleiben müßt! Der Bub ist's wert, daß wir uns sorgen um ihn.“

„So? Kommst du langsam auf meinen Gusto? Was an dem Buben ist, das hab ich gemerkt in der ersten Stund. Und einen Landsknecht will ich machen aus ihm, wie der Kaiser keinen besseren hat. Morgen fang ich die Schul mit dem kurzen Spieß an. Dann kommt der Langspieß dran, Stoß und Parad von Spieß wider Spieß, der Hochstich gegen den Reiter und der Ausfall zum Igel.“

Während der Thurner diese pädagogischen Pläne schmiedete, lag Juliander in seiner Kammer auf das Bett geworfen, das Gesicht in die Arme gegraben. Sein Schmerz war ohne Laut. Stunde um Stunde lag er so.

Ein kaltes Licht erfüllte die Kammer. Der Sturm in den Lüften war still geworden, und es hatte zu schneien begonnen.

Als es Mittag wurde, brachte Herr Lenhard für Juliander das Essen und einen Krug mit Wein. „Komm, Bub! Iß ein Bröckl und schluck einen festen Zug! Was uns weh tut, macht uns hungern und dürsten. Die tiefsten Züg hab ich allweil getan, wenn mir ein lieb Ding aus meinem Leben gefallen ist.“ Er legte den Arm um Juliander. „Und einen Knecht hab ich auch schon fortgeschickt, daß dein Vater und deine Schwester kommen sollen.“

„Vergeltsgott, du guter Herr!“ Tief atmete Juliander auf. Seine geballten Fäuste zuckten, und wie Feuer brannten seine Augen. „Wenn du nit wärst und dein liebes Kind – heut müßt ich allem fluchen, was Herr heißt!“

„So?“ Mit grimmigem Lachen wandte sich Herr Lenhard zur Türe. „Wär halt ein Fluchwort mehr in der Welt, und alles wär, wie's ist.“

Als er hinüberkam ins Wohnhaus, stand Morella unter dem Schleier der fallenden Flocken. „Wie geht's ihm, Babbo?“

„Daß ich Erbarmen mit ihm haben muß!“

„Meinst du nit, ich soll eine Arbeit für ihn suchen, bei der ich ihm helfen könnt?“

Der Thurner schüttelte den Kopf. „Den müssen wir allein lassen. Die kleinen Schmerzen schreien nach einem Tröster, die großen machen alles am liebsten mit sich selber aus.“ Er klopfte den Schnee von den Schuhen und trat ins Haus.

Nach einer Weile kam der Knecht, den Herr Lenhard zum Wiesengüt geschickt hatte, mit der Nachricht zurück: er hätte keinen Menschen im Lehen gefunden, die Tür der Herdstube wäre verschlossen gewesen, und im Stalle hätten die hungernden Kühe gebrüllt.

„Gehst halt am Abend wieder hin!“

Während der Thurner und Morella bei der Mahlzeit saßen, hörten sie von der Torbastei den Hornruf, der die Ankunft von Gästen verkündete. „Wer kann da kommen?“ fragten sie alle beide und eilten zur Haustür. Das Tor war schon geöffnet, die Brücke niedergelassen. Auf schönem Rappen, der zierlich tänzelte, kam ein Junker in den Hof

geritten, eine schmucke Jünglingsgestalt, ein hübsches und lachendes Gesicht. Der Gast schien gute Wirkung erzielen zu wollen. Auf der Brücke hatte er den Schnee von seinem breitkrepigen, mit langen Straußenfedern geschmückten Hut geschüttelt. Nun ließ er den beschneiten Mantel von den Schultern gleiten. Er trug die Adelskette um den Hals und war nach der Mode gekleidet: das bunte Gewand von den Schultern bis zu den Knien gebändert, zerhauen und geschlitzt, mit Seide in allen Farben gepufft und gesprenkelt.

„Babbo? Wer ist das?“

„Ich weiß nit!“

Dem Junker folgten vier gepanzerte Reiter und eine bejahrte Frau in bürgerlichem Gewand, die im Stuhlsattel auf einem Maultier saß.

„Die tragen ja die Frundsbergischen Farben!“ sagte Herr Lenhard und meinte die Reiter. Und Morella meinte die alte Frau, als sie rief: „Babbo! Das ist ja die Hanna von der Mindelburg!“

Das Waffengeklirr der Gepanzerten und der Lärm der Hufe klang in Julianders Kammer. Hier stand das Mahl, das Herr Lenhard gebracht, noch immer unberührt. Juliander schien auch den Lärm da draußen nicht zu hören. Erst als die Stimme des Fräuleins klang, erwachte er aus seiner Starrheit und konnte sehen, wie der Junker sich vor Morella verneigte, um sie mit höfischer Galanterie in das Haus zu führen.

Die Pferde wurden geborgen, die Reiter im Wohnhaus untergebracht.

Juliander sah unbeweglich hinaus in den Schleierfall der weißen Flocken. Dann beugte er sich über den Tisch und wühlte das Gesicht in die Arme.

Als der Abend dämmerte und die fallenden Flocken im Grau der Luft nicht mehr zu sehen waren, verließ ein Knecht den Burghof. Nach einer Stunde, als es schon dunkel geworden, kehrte er zurück. Ein alter Bauer kam mit ihm. „Wart ein Weil!“ sagte der Knecht. „Erst muß ich dem Herrn sagen, daß du da bist.“ Er ging in das Haus und traf im Flur den Thurner, der mit Frau Resi aus dem Keller heraufgestiegen kam. Aus der Stube hörte man das Geklimper einer Laute. „Herr, des Buben Vater steht draußen.“

Herr Lenhard stellte den Tonkrug nieder, den er aus dem Keller gebracht. „Führ den Alten in die Torstube! Ich komm gleich.“ Er klopfte den Kellerstaub von den Händen und wollte dem Knechte folgen. Aber da blieb er stehen und horchte auf das Lied, das aus der Stube klang:

„Die Röslein muß man brechen sacht,  
In stiller Stund, zur Mitternacht,  
Da ist ihr Duft so süß und fein,  
Wie nie am Tag im Sonnenschein.“

Der Thurner runzelte die Stirne. „Resi! Mach dir in der Stub zu schaffen! Der Junker geht mir ein bißl gar zu scharf ins Zeug!“ Er verließ das Haus und schritt zu der matt erleuchteten Torstube hinüber.

Es dauerte lang, bis Herr Lenhard mit dem Bauer heraustrat in den fallenden Schnee. „Jetzt weißt du alles. Geh hinein zu deinem Buben! Und sei verständig! So lang er bei mir ist, hat er sein Leben sicher vor dem Salzburger. Kommen kannst du, so oft du magst.“

Als Witting in die Kammer trat, die von einer Glutpfanne erwärmt und von einem an der Mauer brennenden Kienlicht erleuchtet war, fuhr Juliander vom Sessel auf. „Vater!“ Das war kein Wort, nur ein schreiender Laut.

Ihre Hände hielten sich umschlossen, und so standen sie schweigend voreinander. Es währte lang, bis Juliander sagte: „Harte Zeit ist kommen über uns!“

„Ja, Bub! Wird wohl hart sein!“ Der Alte ließ sich auf den Rand des Bettes nieder. „Komm, setz dich ein bißl her zu mir!“ Mit zögernden Worten – als möchte einer den Kummer des anderen schonen, oder als hätte jeder vor dem anderen etwas zu verbergen – so sprachen sie von allem, was geschehen war. Witting legte die Hand auf seinen grauen Scheitel. „Mit dem Lenli seinem Glück ist's gegangen wie mit dem Brautmahl im Schellenberger

Leuthaus. Das haben wir bezahlt mit dem letzten Schilling, und keins hat gegessen davon.“

Nach langem Schweigen fragte Juliander: „Warum ist das Lenli nit gekommen?“

In den Augen des Alten glomm das Feuer eines verschlossenen Zornes. „Die geht nimmer durch eines Herrn Tür. Oder man müßt sie mit Ketten ziehen. Und hätt mich die Sorg nit hergetrieben –“ Er sprach nicht weiter.

Ein mühsamer Atemzug. „Ist sie bei uns daheim?“

„Sie will im Wiesengütl bleiben.“ Witting kämpfte um jedes Wort. „Und will das rote Kleid nimmer abtun, will das Blut nit aus dem Haar waschen –“ Ein Schauer rann ihm über den Nacken. „Gar nimmer kennen tãtst du das liebe Ding!“ Er spähte nach Tür und Fenster und bewegte die Hand in der Kitteltasche, als trüge er da was verborgen, was er zeigen und doch verstecken möchte. „Ich muß dir was sagen, Bub!“

„Was, Vater?“

Wieder spähte der Alte nach dem Fenster. „Was mir der Thurner gesãgt hat? Daß er Gutes an dir getan? Ist das wahr?“

„Wenn der Thurner und sein Frãulen nit wãr, so hãttest du mich erstochen auf der Straß gefunden, oder mein Kopf tãt auf der Salzburger Mauer stecken.“

Mit einer hastigen Bewegung riß Witting die Hand aus der Tasche, legte den Arm um die Schulter seines Buben – und schwieg.

Da sah Juliander den braunen Faden, den der Alte um den Hals gebunden trug. „Vater, was hast du da?“

Schwere Schritte. Herr Lenhard trat in die Stube. „Bauer, ich vergønn dir das Bleiben bei deinem Buben, aber jetzt muß ich dich fortschicken. Es geht auf die Torstund zu.“

Witting erhob sich. „Freilich, da muß ich fort!“ Das sagte er, als wãre ein doppeltes Empfinden in ihm: der Kummer, daß er von seinem Buben scheiden mußte, und Freude darüber, daß jenes Wort, das er ihm hãtte sagen sollen, jetzt ungesprochen blieb. Der Blick, mit dem der Alte zum Thurner aufsah, war ein Blick, welcher bettelte: „Sei meinem Buben gut!“

Herr Lenhard, als hãtte er diesen Blick verstanden, sagte: „Ohne Sorg, Bauer! Dein Bub ist gut aufgehoben. Mach weiter jetzt! Der Wãrtel muß schließen!“

Witting verließ die Stube. Als er draußèn auf der StraÙe stand, in der Nacht und im stillen Fall der Flocken, sah er zu, wie die Brücke mit rasselnden Ketten hinaufging. „Gott sei Dank! Der Bub ist hinter guter Mauer!“ Er wandte sich und fing zu laufen an. Keuchend ging ihm der Atem, wãhrend er den steilen Hang zum Wiesengütl hinaufstieg. Vor der Schwelle drückte er den Arm über die Augen, als wãre in ihm ein Grauen vor dem Bild, das er wieder sehen sollte. Nun trat er in die Herdstube. „Da bin ich, Lenli!“

Beim flackernden Feuer saß Maralen auf dem Herdrand, die Hãnde im Schoß, wie ein versteinertes Geschöpf. Ihre Augen sahen mit stummer Frage den Vater an. Noch immer trug sie das starr und braun gewordene Kleid der Hochzeit, nur die Brautschürze und das Krãnzl fehlte. Wie eine dunkle schwere Haube lag ihr das Haar um den Kopf, und auf der bleichen Stirn und an den Schläfen waren noch braune, halb erloschene Flecken. Ein hartes Lãcheln irrte um ihren blassen Mund. „Hat der Bub geschworen?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich hab nit reden können mit ihm.“ Er griff in die Tasche seines Kittels und legte einen starren Faden auf Maralens Hand. „Da hast du dein Fãdl wieder!“

Maralen ließ den Faden ins Feuer gleiten und lachte. Dann erhob sie sich, hüllte ein rotes Tuch um den Kopf und ging zur Tãre.

„Kind!“ stammelte der Alte. „Was willst du?“

„Werben.“

„Die Nacht ist finster, Lenli! Und der Schnee geht nieder!“

Sie hatte die Tãre geöffnet und drehte das Gesicht über die Schulter. „Ich seh: dein Herz ist ein doppeltes worden, ein rotes und ein weißes. Das rote ist Zorn um mein Elend, das weiÙe ist Angst um meinen Bruder. Sorg dich um deinen Buben, Vater! Mich laß werben!“

„Lenli!“ rief er und streckte die Arme. Als er zur Tãre sprang, sah er draußèn nur die finstere Nacht und das

leuchtende Viereck, das der Schein des Herdfeuers in das Gewirbel der Flocken zeichnete. Er schrie. Keine Antwort kam. Er rannte in die Nacht hinaus, suchte hin und her und konnte im Schneegestöber den Weg nicht finden, den Maralen gegangen war.

## 10.

Erst mit dem Morgen ließ das Gestöber nach. Ein Tag erschien, schwermütig dämmernd unter dem ziehenden Gewölk. Tal und Berge waren mit mattem Silber übergossen.

Über den Mauern der Burghut glomm ein rötlicher Glanz der Pfannenfeuer, die noch immer brannten. Lautes Leben erfüllte den Burghof. Gesattelte Pferde wurden aus dem Stall geführt, zwei Saumtiere mit kleinen Reisetruhen und ledernen Säcken beladen. Alle Leute des Thurners waren bei der Arbeit, und erregte Stimmen klangen aus dem Wohnhaus, durch dessen Fenster noch der Schein der Lichter glitzerte, die in den dämmerigen Stuben flackerten.

Der Junker erschien in der Haustür, schon mit dem Mantel um die Schultern, rief seinen Leuten einen Befehl zu und verschwand wieder. Die vier Reiter, die mit ihm gekommen waren, saßen auf.

Herr Lenhard kam, musterte die Packung der Saumtiere und das Riemenzeug des Braunen, der einen Frauensattel trug. Mit erregter Stimme rief er dem Torwart zu: „Kannst auftun!“ Und kehrte wieder in den Flur zurück.

Da trat Juliander aus dem Wehrhaus. Mit heißen Augen, die keinen Schlaf gefunden, sah er über das laute Treiben hin.

Nun kam der Junker mit der fremden Frau in den Hof heraus, und den beiden folgte Herr Lenhard, der den Arm um seine Tochter geschlungen hielt. Morella war gekleidet für eine Reise. Über dem langen Mantel trug sie noch eine pelzgefütterte Schaub. Um ihr Köpfl hüllte sich eine Kappe aus Marderfell, mit Ohrenschildern, unter denen die schwarzen Locken zausig hervorquollen und das in Erregung glühende Gesicht umschatteten. Herr Lenhard führte sie bis vor den Braunen hin. Sie schlang die Arme um den Hals des Vaters. Der Thurner wehrte mit rauhem Lachen diese Zärtlichkeit von sich ab. „Steig auf, Räppl! Wie kürzer ein Abschied, um so leichter wird er. Komm gut hin! Grüß mir die Schwester! Und den Meister Jörg – wenn er nit schon davon ist ins Welschland, bis du zur Mindelburg kommst.“

Der Junker hatte mit der einen Hand die Zügel des Braunen gefaßt, der den Frauensattel trug, und hielt mit der anderen Hand den Bügel. Seine Augen glänzten, und es zuckte um seinen Mund wie das Lächeln eines Helden, der sich eines kommenden Sieges freut.

„Babbo!“ stammelte Morella. Sie sah, wie er um seine Ruhe kämpfte. Da wollte sie tapfer sein und lachte. Schon hob sie den Fuß in den Bügel – und zögerte. Suchend glitt ihr Blick hinüber zum Wehrhaus.

„Vorwärts!“ brummte Herr Lenhard.

„Gleich, Babbo!“ Sie schürzte den Mantel und sprang durch den verschneiten Hof hinüber zu der Türe, auf deren Schwelle Juliander stand. „Leb wohl! Das ist schnell gekommen, daß ich fort muß, gelt?“

„Fort?“ Der Laut erstickte ihm in der Kehle.

„Und lang!“ Vor dem Frühjahr komm ich nimmer heim. Stell dich mit dem Vater gut und schau, daß ihm die Zeit nit lang wird!“ Sie zog die Hand aus dem pelzgefütterten Fäustling. „Behüt dich Gott, Juliander! Die Resi wird dir den Käfig mit meinem Eichhörndl in die Kammer stellen. Du hütest mir das Tierl, gelt?“ Er sah die Hand an, die sie ihm hingeboten, sah ihr verstört in die Augen. „Juliander?“ fragte sie betroffen. „Was hast du?“ Er schwieg. „Aber Bub, so sag doch –“ Das Wort erlosch ihr auf den Lippen. Sie erkannte den Schreck in seinem Gesicht und sah in seinen Augen die Sehnsucht brennen. Da schien sie zu verstehen. Erst wurde sie verlegen, dann lachte sie auf, als hätte sie ein lustig Ding erlebt, etwas ganz unglaublich Drolliges. Erschrocken verstummte sie, als sie sah, wie ihre Heiterkeit auf ihn wirkte. Dieses wehe Lächeln schien sie ratlos zu machen. Sie wich zurück vor ihm, als wäre aus seinen Augen Feuer auf sie gefallen. Den Mantel raffend, eilte sie davon. Auf halbem Wege blieb sie stehen, wie von unsichtbaren Händen festgehalten, und wandte das erblaßte Gesicht. Dann lief sie wieder. Zitternd an allen

Gliedern kam sie zu den andern, riß dem Junker die Zügel des Braunen aus der Hand und hob den Fuß in den Bügel.

Herr Lenhard machte verdutzte Augen. „Räppl? Corpo di Cane! Hast du eine haarige Maus verschluckt?“ Und der Junker fragte: „Fräulein? Was ist Euch arrivieret?“

Ohne zu hören, schwang Morella sich in den Sattel. „Leb wohl, Babbo! Ich komm dir so bald nit wieder heim!“ Sie griff nach der Reitpeitsche, die am Sattel hing, versetzte dem Braunen einen pfeifenden Hieb und galoppierte zum Tor hinaus. In der Straßenhalle hätte sie beinah ein junges Weib zu Boden geritten, das sich vor dem jagenden Maultier in eine Mauernische rettete.

Mit funkelnden Augen sah das Weib der Reiterin nach. „Gib acht, du! Die zahlende Stund, die reitet weg über dich!“ Aus dem grauen Dämmerlicht der Halle trat das junge Weib auf die weiße Straße, das blutgetränkte Kleid bis zu den Knien mit gefrorenen Schneeklumpen behangen, so erschöpft, daß ihr Schritt nur ein müdes Taumeln war. Sie sah den Junker mit seinem Geleit über die Brücke traben und hörte auf der Torbastei den Thurner hinausrufen gegen die Salzburger Straße: „Räppl! He! Du Narrenvogel! Bist du um deinen Verstand gekommen? Räppl! Hörst du nit?“ Maralen konnte durch das offene Tor den Burghof überblicken, sah das Wehrhaus und sah auf der Schwelle einen stehen, der wie in Stein verwandelt schien. Mit hartem Lachen wandte sie sich ab. Als sie das Wiesengütl erreichte, stand Witting bei der verschneiten Hecke. Es war seinen Augen anzusehen, daß er nicht geschlafen hatte in dieser Nacht. „Ich hab mir die Seel schier aus dem Leib gebangelt!“ Während sie zur Haustür ging, fragte er zögernd: „Hast du was ausgerichtet?“

„Sieben hab ich erworben. Und deinen sicheren Buben hab ich gesehen.“

Er schwieg. In der Herdstube dampfte eine Pfanne über dem Feuer, und Witting goß die Suppe in einen hölzernen Napf.

Maralen ließ sich auf den Herdrand nieder. Langsam aß sie, vor sich hinsinnend mit erloschenem Blick. Die Wärme des Feuers schmolz ihr den Schnee vom Rock und von den Schuhen. Als sie gegessen hatte, lehnte sie den Kopf an die Herdwand. So schlief sie ein.

Der Alte tat die Arbeit im Haus.

Gegen Mittag erwachte Maralen. Steinerner Ruhe war in ihren Zügen. „Vater,“ sagte sie, „jetzt mußt du heim in die Gern.“ Er wollte bleiben. Sie litt es nicht. Als er noch immer zögerte, ihr den Willen zu tun, sagte sie: „Ich brauch dich nimmer. Ich hab mein rotes Glück. Und mein Leben hat seinen Weg. Geh heim und schau auf deines Buben Sach!“

Nun ging er. Langsam, mit gebeugtem Rücken, stieg er im trüben Mittag über den verschneiten Hang hinunter. Er war gealtert, als wären, seit er sein Lehen in der Gern verlassen hatte, nicht ein paar Tage vergangen, sondern Jahre.

Der Himmel hellte sich nicht auf. In der Dämmerung des Abends fing es wieder zu schneien an.

Als es finstere Nacht geworden war. Kam Maralen zur Straße herunter.

So ging sie ihren dunklen Weg, eine Nacht um die andere, von Woche zu Woche. Überall nannte man sie die ‚rote Maralen‘. Die Leute erzählten, sie wäre wirr im Kopf, seit das Unglück mit ihrem Joseph geschehen. Die Weiber und Kinder hatten Angst vor ihr und vor dem stummen Wegteufel, von dem sie besessen war. Die Männer, die an ihr vorübergingen, grüßten sie mit einem Blick, der hundert Dinge zu sagen schien.

Auf den Wegen, die sie wanderte, wusch ihr der fallende Schnee das vertrocknete Blut aus den Haaren. Ihr Rock wurde fadenscheinig und bekam einen ausgefransten Saum.

In der Weihnacht, als die Leute in der Mette waren, zog sie die beiden Kühe aus dem Stall und führte sie über den Paß hinüber ins Halleiner Tal. Vierzehn Männer waren mit ihr, jeder mit einem Rinderpaar an der Kette. Das Silber, das sie lösten für dreißig Rinder, wurde zu Eisen, zu Pulver und Blei.

Am Tag der Unschuldigen Kinder, in der Dämmerung des Morgens, läutete zu Schellenberg die Feuerglocke – das

Wiesengütl stand in Flammen. Als die Leute aus dem Dorf und des Thurners Knechte von der Burghut gelaufen kamen, um zu löschen, war es mit jeder Hilfe schon zu spät. Das ganze Innere des Hauses brannte, alle Balken glühten, die das Mauerwerk durchfächerten. Während die Leute rannten und schrien, saß Maralen bei der Hecke im Schnee, die Arme um die Knie geschlungen, mit ruhigem Blick dem Gewirbel des Rauches folgend. Sie schien nicht zu hören, was die Leute sagten. Auf keine Frage gab sie Antwort. Da ließ man sie in Ruhe, und die Lärmenden begannen sich zu verlaufen. Nur drei Männer blieben noch und machten sich bei der Brandstätte zu schaffen. Einer von ihnen ging auf Maralen zu und fragte flüsternd: „Schwester? Hast du es selber getan?“

Sie sagte: „Ruf die anderen her!“ Und blieb bei der Hecke sitzen, hob nur die Hand, als die drei Männer vor ihr standen. „Heut geh ich heim in die Gern. Morgen heb ich die Arbeit zu Berchtesgaden an. Mein Rock hat tausend Fäden noch. Derweil ich fort bin, soll der sächsische Bruder euer Obmann sein. Was geschehen muß, das laß ich ihm sagen in jeder Sonntagnacht. Leget eure Händ in die meinig, daß ihr ihm treu sein wollt, und daß euch sein Wort wie das meinige zählt!“

Schweigend reichte ihr jeder von den dreien seine Hand. Dann gingen sie. Maralen saß bei der Hecke, den ganzen Tag. Die Glut der Brandstätte schmolz im Kreise den Schnee, wie ihn die Sonne im Frühling schwinden macht. Als der Abend dunkelte, erhob sich Maralen. Sie ging auf die Brandstätte zu, hob in beiden Händen ein Häuflein der halb verkühlten Asche auf und drückte mit geschlossenen Augen das Gesicht hinein. So küßte sie das erloschene Glück ihres Lebens. Dann wanderte sie heim in die Gern. Spät in der Nacht erreichte sie das Lehen des Vaters. Erschrocken starrte der Alte sie an. Erst mußte er die Sorge überwinden, die ihm ihr Anblick einflößte, bevor er sich freuen konnte, daß sein Kind wieder einkehrte unter seinem Dach. „Gelt, jetzt bleibst du bei mir?“

„Ja, Vater! Bis die letzte Arbeit getan ist. Gestern in der Nacht ist meines Josephs Lehen niedergebronnen.“

Eine scheue Frage sprach aus seinen Augen.

„Am Abend vor der Weihnacht hab ich in der Schellenberger Pflugschaft dem letzten wehrfähigen Mannsbild das rote Fädl um den Hals gebunden.“ Lächelnd ließ sich Maralen auf den Herdrand nieder. „Jetzt brauchst du ihn nimmer rufen, deinen Joß Friz! Dreihundertvierzig hab ich geworben zu Schellenberg. Meines Josephs Vettern und die Brüder des Bramberger werben im Pinzgau, in der Salzburger Stadt und im Halleiner Tal. Am Morgen nach der Weihnacht hab ich mit den Rottleuten Zähltag in Hallein gehalten. Neunhundert sind's in der Stadt, fünfhundert im Halleiner Tal, dritthalbhundert im Pinzgau. Da gibt ein jeder, was er hat: sein Gut und Blut! Und morgen werb ich in der Gern.“

Schweigend nickte der Alte, strich ihr mit der Hand übers Haar und wischte ihr die Aschenstäubchen aus den Brauen.

Sie atmete auf, als wäre ihr diese Zärtlichkeit wie einem Dürstenden ein tiefer Trunk. „Vergeltsgott, Vater!“

Während der Alte herbeitrug, was zur Hand war, Brot und Käse, eine Schüssel Milch, ging Maralen in der Herdstube umher und berührte jedes Gerät, wie sie es getan hatte an jenem Morgen, bevor sie aus dem Haus des Vaters gegangen war, um ihr Glück zu finden. Müd lächelnd blickte sie in ihre Kammer – hörte das Schnarchen der Magd, die da drinnen schlief – und ging, um die Tür an ihres Vaters Stube zu öffnen. Sie sah in dem dunklen Raum die zwei Betten stehen. Eine Furche grub sich zwischen ihre Brauen.

Nun saß sie wieder beim Feuer. Wortlos verzehrte sie, was ihr der Vater hinbot. Und plötzlich fragte sie: „Wie geht's dem Buben?“

Dem Alten rann ein Zittern über die Hände. „Ich weiß nit.“

Langsam blickte sie auf. „Hast du ihn nimmer gesehen?“

Er schüttelte den Kopf. „Laß gut sein, Lenli! Heut bist du bei mir!“

„Vater?“ Mit raschem Griff umklammerte sie seine Hand. „Bist du der Meinige?“

„Wie ich's allweil gewesen bin! Und feste Arbeit hab ich getan für dich. Hab schon geredet mit jedem in der Gern. Sie schwören. Und drunten im Markt, da hast du ein leichtes Werben. Der Unmut ist in allen. Erst geh zu den Bauren! Die hast du am leichtesten. Geh zu den Löffelschneidern, zu den Schnitzleuten und Schachtelmachern. Denen drückt der Weitenschwaiger das Leben aus den Knochen. Und geh zu den Knappen! Da brennt ein jeder, daß er einen Faustschlag tun kann für den Salzmeister, den das Kloster an den Bischof geliefert hat. Geh zum Zawinger, der neben des Weitenschwaigers Haus das kleine Hüttl hat. Der ist Martinisch und hat eine große Kameradschaft bei den Spindelmachern. Geh zum Ruef, den bei der Jagdfron die großen Hund über den Haufen gesprungen haben. Und geh zum Steffelschuster, dem das rote Malefiz in der Osterzeit die unschuldige Dirn verbronnen hat! Geh zu jedem, und jeden hast du. Bloß an einem einzigen geh vorbei!“

„Wen meinst du?“

„Den Schmiedhannes.“

„Der hat großen Anhang. Den muß ich haben.“

„Laß ihn aus! Und der erste von allen in der Gern, dem du das rote Fädl um den Hals bindest, das soll der Meingoz sein!“

Sie nickte. „Weil du's haben willst.“

„Und jetzt tu rasten, Lenli! Kannst in meiner Stub schlafen, ich bleib beim Feuer liegen. Und morgen hast du deine Kammer wieder.“ Er nahm ihre Hände. „Gut Nacht, Kind! Und eins, das mußt du mir versprechen. Red von dem Buben kein Wört! Ich kann's nit hören. In mir ist ein Dürsten, daß ich schier verbrenn.“

Da löste Maralen ihre Hände und ging zur Haustür.

„Lenli? Was willst du?“

„Werben.“ Ihre Hand lag auf der Türklinke. „Der Tag, der meines Josephs Blut an die Herren heimzahlt, soll dir deinen Buben geben! Und das muß bald sein! Gut Nacht, Vater!“

Maralen wanderte von Lehen zu Lehen. An allen Gliedern zitternd vom Frost der Winternacht, kehrte sie bei grauem Tag zu ihrem Vater heim.

Dem Alten war es eine Qual, sie immer so sehen zu müssen: in dem übel zugerichteten Kleid, von dessen Saum die Fetzen niederhingen. „Es wär noch ein guter Rock von der Mutter da. Magst du ihn nit haben?“

Sie schüttelte den Kopf.

Als der Abend dunkelte und Maralen sich fertig machte für ihren Weg, wollte ihr der Vater einen warmen Mantel umlegen. Sie wies ihn zurück. „Der Tod ist kälter als die Nacht. Mein Joseph hat auch keinen Mantel gehabt.“

Drei Tage später, als sie am Morgen heimkehren wollte, wurde sie auf der Achenstraße von zwei Waffenknechten des Klosters aufgegriffen und in die Pflegerstube geführt. Sie sollte sich wegen des Schadens verantworten, den das Stift durch den Brand des Wiesengütl's erlitten hatte. Herr Pretschlaiffer zeigte ein bekümmertes Gesicht, als er fragte, wie das Feuer entstanden wäre.

„Wie's Tag hat werden wollen, hab ich gebetet,“ sagte Maralen, „zum heiligen Joseph hab ich gebetet. Der ist mein Schutzpatron. Und ein geweihtes Kerzl hab ich ihm angezunden. Das Kerzl ist umgefallen und hat das geweihte Feuer in mein Bett geworfen.“

„Warum hast du nicht die Nachbarn zur Hilf gerufen?“

„Weil mir im Schreck die Sinn geschwunden sind. Das hab ich so in mir, wenn ein Unglück über mich herfällt. So ist mir selbigs mal auch geschehen, wie ich den Gnadenbrief von Euch bekommen hab, und wie meines Mannes Kopf hat rollen müssen.“

Herr Pretschlaiffer schien an die Wirkung seines Gnadenbriefes nicht gern erinnert zu werden. Er runzelte die Stirn. „Den Schaden, der dem Stift erwachsen ist, wirst du ersetzen müssen.“

„Mir ist alles verbronnen. Ich hab nur meinen Rock da.“ Sie lächelte. „Den sollen die guten Herren haben, bis auf den letzten Faden.“

„So wird dein Vater für dich einstehen müssen. Der soll doppelte Steuer legen, bis der Schaden ersetzt ist.“

Ruhig sah Maralen den Richter an. „Lang wird's nit dauern, Herr, und alles ist gezahlt! Wir wollen helfen dazu, mein Vater und ich. Und meine Brüder.“

Als Herr Pretschlaiffer ‚die Witib nach dem Joseph Stöckl‘ so willig fand, allen Schaden gut zu machen, nickte er gnädig und ließ sie gehen. Doch der edle Herr Kaspar Hirschauer zu Hirschberg zupfte verlegen an seinem Bärtchen: „He, du, noch eine Frage!“ Maralen kam von der Tür zurück. „Es geht ein Gered unter den Leuten, daß du von einem Wegteufel besessen wärest, der dich in den Nächten ruhelos umhertreibt. Was hast du darauf zu erwidern?“

Maralen sagte langsam: „Der Leut Gered ist Narretei. Daß es mich ruhelos umtreibt in den Nächten, das ist wahr. Jeden Tag, wenn es nächten will, steht einer vor mir da. Der schaut mich an und hat keine Augen. Der redet zu mir und hat keinen Mund. Der nickt mir zu und hat keinen Kopf. Da leidet's mich nimmer unter Dach. Und da muß ich umlaufen die ganze Nacht, bis der Tag wieder kommen will.“

Herr Pretschlaiffer zog die Brauen in die Höhe und sah den Sekretarius an. Der rezitierte schüchtern in lateinischer Sprache einen Satz aus dem ‚Hexenhammer‘. Der Richter nickte dazu. „Weib,“ sagte er, „das sind unheilige visiones, die dich bedrängen. Man wird dich zu genauer Untersuchung dem geistlichen Gericht übergeben müssen.“ Maralen zitterte. „Das wird erkunden, ob die Seele deines Mannes, der in Sünden sterben mußte, nach Erlösung verlangt, oder ob dir ein böser Geist, der Besitz von dir ergriffen, solche visiones vorzaubert, um sich auch deiner Seele zu bemächtigen wie deines Leibes.“ Als Herr Pretschlaiffer noch sprach, betrat ein greiser Chorherr die Pflegerstube. Der Sekretarius verbeugte sich tief; auch der Landrichter nahm mit einer Verneigung das Barett vom Kopfe.

Der greise Priester war der Dekan des Stiftes, Herr Franz von Schöttingen. Das weiße Ordenskleid bedeckte mit schlaffen Falten den müden Lebensrest eines gealterten Körpers. Der magere Hals schien schwer an dem Kopfe zu tragen, dessen verblichenes Haar mit dünnen Strähnen das kleingerunzelte Gesicht umschwankte. Der welke Mund glich einer gelblichen Linie. Doch die braunen Augen hatten den klugen stillen Blick eines Mannes, der in einem langen Leben viel verschmerzen und viel verstehen lernte.

Er legte zwei dicke, in Schweinsleder gebundene Bücher auf den Tisch und sagte mit leiser Stimme: „Da bring ich Euch den Murner und den Marchopolo wieder.“ Als er das Weib mit dem bleichen Gesicht gewahrte, wurde er stumm. Eine Frage in den Augen, sah er den Richter an. Herr Pretschlaiffer beeilte sich, eine wortreiche Antwort zu erteilen. Als er den Namen des Weibes nannte, vertieften sich die Furchen auf der Stirne des Dekans, und in den ruhigen Augen schimmerte ein Blick des Erbarmens.

Maralen schien nicht zu hören, was da verhandelt wurde. Ihre zitternden Hände hatten sich zu Fäusten geballt, ihr irrender Blick suchte die Türe.

Als der Richter die Rede auf die ‚bedenklichen visiones‘ und auf den ‚Wegteufel‘ brachte, schüttelte Herr Schöttingen unmutig den weißen Kopf. „Da sucht Ihr einen Teufel, wo nur Menschen sind!“ sagte er in lateinischer Sprache. „Stellt Euch vor, daß Eure Hausfrau eines Abends sehen müßte, wie man Euch ohne Schuld an Urtl den Kopf herunterschlägt. Glaubt Ihr nicht, Eure Hausfrau würde das wiedersehen an jedem Abend? Und weil die Ruhelosigkeit des Elends über dieses arme Weib gekommen? Muß da der Teufel seine Hand im Spiel haben? In jedem Unglück steckt ein böser Geist, der die Menschen anders macht, als sie in der Freude waren. Schicket das arme Weib zu seinem Vater heim!“

„Das ginge wider meine Pflicht.“

„Wollt Ihr Euer richterliches Gewissen entlasten, so lasset das Weib auf meine Verantwortung die Betprobe machen. Das genügt.“

Während der Sekretarius in Unzufriedenheit an seinem Bärtchen zupfte, schien sich Herr Pretschlaiffer die Sache zu überlegen. Nun verneigte er sich vor dem Dekan, und auf das heilige Bild zu seinen Häupten deutend, wandte er

sich zu Maralen. „Wär ein Teufel in dir, so könntest du nimmer beten. Drum sieh dieses heilige Bildnis an! Und sprich ein frommes Gebet!“

Maralens Augen funkelten in Freude. Sie trat vor den Richtertisch, faltete die Hände und sprach mit glühender Inbrunst ein Gebet zum heiligen Joseph.

„Herr Pretschlaiffer!“ sagte der Dekan. „So betet der Teufel nicht. Das ist Andacht, so heiß und gläubig, wie sie weder in Eurem Herzen ist, noch in dem meinen.“ Er nickte der Betenden zu. „Geh heim!“

Mit dem Schritt einer Flüchtenden eilte Maralen aus der Pflegerstube.

Seit dieser Stunde war sie erlöst von dem Wegteufel, der die Nächte liebte. Jetzt war ein Geist in ihr, der sich befreundete mit dem hellen Tag. Vom Morgen bis zum Abend wanderte sie, bald durch die Gassen von Berchtesgaden und nach Ramsau, bald gegen Unterstein und den Königssee, bald wieder in die Strub und zur Schönaun. Sie hatte sich einen kleinen Handel ersonnen. Jeden Sonntag wanderte sie nach Salzburg, kehrte am Montag zurück, und von Tür zu Türe bot sie die ganze Woche feil, was sie in der Stadt erhandelt hatte: kleine zinnerne Münzen, die geweiht waren und das Bild des heiligen Joseph trugen. An einem Faden, den Maralen aus ihrem Kleide zog, knüpfte sie jedem Käufer das heilige Zeichen um den Hals.

Von Woche zu Woche wurden dieser ‚Brüder vom heiligen Joseph‘ immer mehr im Land. Der fromme Bund, den Herr Seyenstock, der Pfarrer von Berchtesgaden, von der Kanzel herab als eine dem Himmel wohlgefällige Sache bezeichnete, trug seine guten Früchte. Seit Jahren war es im Berchtesgadner Land noch niemals so friedlich zugegangen, wie jetzt. In den Stuben und Herbergen redete man nicht mehr von der ‚Leutnot‘ wie sonst. Man schwatzte von Dingen, die in der Welt da draußen geschahen und mit verschwommenem Hall hereindringen in das entlegene Bergtal. Dem ‚Martinischen Teufel‘, hieß es, wüchsen im deutschen Land die Flügel immer mächtiger. Zahlreiche deutsche Fürsten, so die Herren von Sachsen und Hessen, von Ansbach und Bayreuth, Pommern und Mecklenburg, Braunschweig und Anhalt, der Mansfelder Graf und der Hohenzoller in Brandenburg wären offen zum Doktor Luther übergetreten, um die Kirche in Deutschland frei und deutsch zu machen. Und den fürstlichen Herren hätten sich die mächtigsten der freien Städte angeschlossen: Hamburg, Bremen und Magdeburg, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg. Darüber hätte den Papst ein gewaltiger Schrecken angefallen. Er hätte dem Kaiser, um dessen Hilfe zu gewinnen, die Herrschaft in Italien zugeschworen und hätte mit den Herzögen von Bayern und Österreich einen Bund geschlossen, um mit aller Schärfe gegen die neue Lehre vorzugehen.

Durch sieben Nächte sah man eine feurige Rute am Himmel brennen. Und vom Bodensee bis gegen den Main hinauf – in einer schwülen Föhnacht, die den Schnee zur Hälfte zerschmolz – ging aus den brausenden Lüften ein roter Regen nieder, dessen Tropfen sich ansahen wie sandgewordenes Blut.

Bald lief es wie ein Feuer durch das ganze Land, was dieses Unglückszeichen bedeuteten: der König von Frankreich, als er den Glaubenshader in Deutschland sah, hatte gegen den Kaiser gerüstet und den Kampf um die Herrschaft in Italien begonnen. Mit einem Heer von dreißigtausend Helmen hatte er Mailand genommen und hielt die feste Stadt Pavia umlagert, in die sich ein Teil der kaiserlichen Streitmacht geworfen hatte. Es war an der Zeit, daß Hilfe aus Deutschland kam. Aber die achtzehn Fähnlein Landsknechte, die Herr Jakob von Wernau über die Berge führte, und die hundert adeligen Herren, die ihre Burgen verließen und mit ihren Knechten nach Welschland zogen, das gab nicht aus. Auch die zwei Reiter und die vierunddreißig Mann zu Fuß, die das Erzstift Berchtesgaden auszurüsten hatte, machten das magere Heer des Kaisers nicht fetter. Alle Hoffnung war auf den ‚Vater der Landsknechte‘ gerichtet, auf Jörg von Frundsberg. Der saß verdrossen und dem Auszug widerstrebend auf seiner Burg zu Mindelheim. Überall im

Land wurde eine Rede umgetragen, die er getan haben sollte: „Zeiten stehen bevor, in denen meine Fäust im deutschen Land daheim viel besser nützen werden, als der stärkste Schlag, den ich in Welschland tun könnt.“

Da kam aus dem Süden die Kunde: Papst Clemens hat die deutsche Sache verraten und hat sich auf die Seite der Franzosen geschlagen. Ein Schrei der Empörung hallte durch alles deutsche Land, das der neuen Lehre noch widerstrebt. „Los von Rom, das allzeit wider die Deutschen ist!“ Das wurde die Losung jener Tage. Dem widerspenstigen Frundsberg fuhr der Zorn über die ‚falsche Praktik des römischen Pfaffen‘ in das kühle Blut. Er übernimmt die Feldobristenstelle, die ihm der Kaiser angeboten, im Jänner führt er ein Heer von Landsknechten und die Blüte des reichsfreien Adels über die schneebedeckten Alpen – und daheim das deutsche Land ist entblößt von den Waffen der Herren und ihrer Knechte.

Da wird es laut im Volk der Bauern, die in der letzten Zeit so schweigsam waren. In Schwaben beginnt es, und die ‚Losworte‘, die dort ausgegeben werden, fliegen von Dorf zu Dorf. „Die Herren sind außer Land, jetzt sind wir die Herren!“ – „Die zahlende Zeit ist da!“ – „Der Weg zur Freiheit ist aufgetan!“ So klingt es wie ein jubelnder Schrei vom Neckar bis an die Muhr.

Martin Luther predigt das freie Deutschtum und die Erlösung des bedrückten Volkes, Karlstadt rührt die heiße Suppe in allen Töpfen auf, und Thomas Münzer wirft das Feuer seiner Freiheitsträume in alle Köpfe. Flugblätter, die zum Aufruhr reizen, durchflattern das Land. Überall gärt es, überall fallen die Masken. Und die Herren, die daheim geblieben, stehen ratlos vor dem neuen Wesen, das sie wachsen sehen zum Riesen einer drohenden Gefahr.

In der Woche vor der Fastnacht wurden zu Berchtesgaden ein Löffelschneider und ein Hausratschnitzer in den Turm geworfen; der eine, weil er im Leuthaus einen Aufruf zur Gründung einer ‚evangelischen Bruderschaft aller deutschen Handwerker und Bauern‘ vorgelesen hatte – der andere, weil man bei ihm ein Flugblatt mit dem ‚Totentanz der ungerechten Herren‘ fand: auf dem ersten Bilde sitzt der feiste Herr an festlicher Tafel, und das schöne Leben reicht ihm die volle Schüssel hin – auf dem letzten Bilde hängt er am Galgen, und der Tod in Bauertracht und mit der Fiedel geigt ihm das kalte Lied.

Immer wieder tauchten zu Berchtesgaden Leute auf, von denen niemand wußte, woher sie kamen. Sie redeten schwäbisch oder fränkisch und erschienen in allerlei Verkleidungen, als Salzkärner, als fahrende Landsknechte, als Trödeljuden und Reliquienkrämer. Einen dieser Landfahrer nahmen die Klosterknechte in der Werkstätte des Schmiedhannes fest – zwei Tage vor dem Fastnachtssonntag – und sie führten als verdächtig auch den Hannes mit fort. Der konnte seine Unschuld beweisen. Am Abend ging er frei aus der Pflegerstube. Auf dem Heimweg nach seiner Schmiede begegnete ihm die Maralen. „Hannes,“ fragte sie, „was hast an deinem Hals?“

Er trug den Faden mit der Josephsmünze.

„Geh’t dich was an? Soll ich ein heilig Zeichen nit tragen dürfen? Meinst du, es gibt auf der Welt keine Seligkeit, die nit aus deinem Körbl kommt? Du Spinnerin!“

Als Maralen am Abend heimkam, sagte sie: „Vater? Warum hast du begehrt, daß ich den Schmiedhannes nit werben soll?“

Der Alte schwieg.

„Vater! Der Hannes hat das rote Fädl mit dem Joseph um den Hals. Er hat’s. Und ich hab ihn doch nit geworben.“

Witting erschrak. Nach einer Weile sagte er: „Daß einer, der verbrüdet ist, das Maul nit gehalten hätt, das glaub ich nit. Der Hannes wird gemerkt haben: es ist was los. Da hat er sich ein Josephsbild eingehandelt und hat’s um den Hals gebunden, bloß daß die anderen denken sollen: der Hannes ist auch dabei.“

Da wurde draußen ans Tor gepocht. Maralen sagte: „Das ist ein Fremder. Der kennt unseren Pocher nit.“

Witting ging zum Tor. Es war eine Kälte, daß der Schnee unter seinen Schritten knirschte; die großgeblättern Kristalle, die im Frost aus dem Schneegrund

hervorgewachsen waren, blitzten im Widerschein der Sterne wie Edelsteine. „Wer pochet?“

Draußen eine flüsternde Männerstimme: „Ich hab was um den Hals. Das muß ich dir zeigen.“

Witting schob den Riegel zurück. Ein Mann im Bauernmantel trat in den Hof, den Kopf von der Gugel bedeckt, das Gesicht mit Ruß geschwärzt.

„Mensch, wer bist du?“

„Einer, den du nit fürchten muß. Ist die Schwester Maralen daheim?“

Witting brauchte nicht zu antworten. Maralen stand schon vor den beiden. Und der Mann sagte: „Botschaft hab ich. Die ist für dich allein.“

„Geh, Vater!“ sagte Maralen. Sie wartete, bis er in der Herdstube war. „Was bringst du?“

„Einen Weg sollst du machen mit mir. Und gleich.“

„Wozu der Weg?“

„Das sollst du hören vom selbigen, der mich schickt. Der Weg ist zum guten. Darfst mir trauen! Vier Tag ist’s her, da hast du mir das rote Fädl mit dem Joseph um den Hals gebunden. Und schwören muß du: daß du vom selbigen, der mich schickt, kein Wörtl reden willst, zu deinem Vater nit, zu deinem Bruder nit, zu keiner Seel!“

„Ich schwör.“

„So hol den Mantel!“

„Mich friert nit! Komm!“

Sie traten auf den Karrenweg hinaus.

Witting wartete beim flackernden Feuer, wartete bei der versinkenden Kohlenglut und wartete in der Finsternis.

## 11.

Bei grauendem Morgen kam Maralen zurück. In ihren Augen war das Feuer einer wilden Freude. „Vater! Heut hab ich den letzten erworben. Der geht für tausend.“ Mit einem Lachen, wie das Jauchzen einer Irrsinnigen, hob sie die Fäuste. „Die zahlende Zeit ist da. Die soll herfallen über die Herren wie eine Lahn, die alles niederreißt.“ In Erschöpfung sank sie auf den Herdrand nieder und hielt die vom Frost erstarrten Hände über die Feuerstatt, als wäre noch Wärme in der grauen Asche. Witting lief, um Holz zu holen. Als die knisternde Flamme züngelte, fragte Maralen: „Gelt, Vater, hast nit geschlafen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Und ich muß dich auf einen Weg schicken.“

„Wohin?“

„In die Gern zu jedem Lehen, hinunter ins Ort, in jedes Haus. Jedem Menschen wisper ins Ohr: Komm zum Knappentanz! Und jeder soll's dem andern wieder sagen!“

„Lenli? Was soll's geben beim Knappentanz?“

„Ein Fasnachtspiel!“ Sie lachte und hielt die Hände gegen das Feuer.

Als der helle Tag begann, war Witting in der Gern schon von Lehen zu Lehen gegangen. Nun stieg er hinunter nach Berchtesgaden. Das Wort, das er ausgab, lief von Mund zu Mund. Und noch ein anderes Gerede war an diesem Morgen unter den Leuten: daß der Fremde, den die Klosterknechte eingefangen, in der Folter gestorben wäre, ohne zu bekennen, von wo er käme und wen er suchte im Land. Das hatte der Zawinger unter die Leute gebracht, der immer wußte, was im Kloster geschah. Mehr noch, als von dem toten Landfahrer, redeten die Leute vom lebendigen Schmiedhannes. Der hatte großen Zulauf in seiner Werkstätte. Jedem schrie er ins Gesicht: „Sie haben sich nit angetraut an mich. Sie wissen, daß hundert und tausend hinter mir stehen, die mir keinen Nagel nit stutzen lassen.“ Es lief von Haus zu Haus: „Die Herren haben Angst! Und beim Knappentanz, da stiftet der Hannes was an!“

Als der Abend dämmerte, sah man am großen Kapitelsaal des Stiftes alle Fenster erleuchtet. Erst nach Mitternacht wurden sie dunkel. Es mußte eine wichtige Beratung gewesen sein, welche die Chorherren da gehalten hatten. Am folgenden Morgen – am Fastnachtsonntag – als der Hof vor der Pfarrkirche von den tausend Menschen wimmelte, die zum Kirchgang strömten, brachte es der Zawinger unter die Leute, was die Chorherren in der Nacht ‚geraitet‘ hätten. Man hatte im Kapitel die Frage aufgeworfen, ob es bei den unruhigen Zeiten nicht ratsam wäre, den Knappentanz zu verbieten, der nach einem alten Brauch an jedem Fastnachtdienstag im Hof des Klosters abgehalten wurde, und den die Chorherren und ihre Gäste von einer Tribüne anzusehen pflegten. Der Vorschlag, den Herr Schöttingen gemacht hatte, war im Kapitel nicht durchgegangen. Die jüngeren Chorherren hatten sich gegen die Zumutung gewehrt, daß sie vor den ‚Ackertrappen und Mistflegeln‘ Reißaus nehmen sollten. Und seine fürstliche Gnaden, Herr Wolfgang von Liebenberg, waren der Meinung gewesen, daß man dem unruhigen Volk keine Sorge zeigen dürfe.

Als das Hochamt vorüber war und die Elfuhrlocke geläutet hatte, begannen nach dem Brauch der Fastnacht die Masken zu schwärmen, mit Lärm und Gelächter: Männer, die als Weiber verkleidet gingen; Dirnen, welche Hosen trugen; lächerliche und zerlumpte Gestalten und Larven oder geschwärtzten Gesichtern; Masken in einer Vermummung, die der Spott sich deuten konnte, in Mönchskutten oder mit Federhüten, mit verrosteten Panzerstücken, oder in Schleppröcken, wie die adeligen Damen sie trugen. Sieben Masken, Arm in Arm gehängt, in der Lumpentracht des hungernden Elends, die Gesichter weiß bemalt, mit schellenbesetzten Narrenkappen auf den Köpfen, zogen umher mit dem johlenden Gesang:

„Ihr lieb Gesellen, kommt zur Hand,  
Wir fahren ins Schlaraufenland,  
Derweil wir stecken tief im Sand.“

Auf dem Marktplatz lehnten sie vier kahle Stangen aneinander und richteten sich unter diesem tuchlosen Zelte häuslich ein, als gäb's auf Erden kein besseres Dach. Sie lagen im Schnee wie im blumigen Gras des Maien, trieben ein närrisches Spiel mit der Gründung des tausendjährigen Reiches und verteilten an die lachenden Leute, an ihre ‚Brüder im guten Bund‘, die hundert reichen Güter, die sie auf der ‚Dursthalde im Mond‘ besaßen, die Äcker und Weinberge, die am ‚Bettelrain auf dem Hungerberge‘ lagen.

Die halbe Nacht und den ganzen Montag währte das Schwärmen der Masken. Am Dienstagmorgen, als von den Tröbleuten des Stiftes im Klosterhof die Tribünenbänke mit roten Tüchern behangen und mit Polstern belegt wurden, begannen sich schon die Leute zu sammeln, aus dem Markte, aus dem Tal der Ache, vom Unterstein, von Ramsau und Schellenberg. Es war ein kalter Tag – dieser achtundzwanzigste Februar – doch mit blauem Himmel und mit klarer Sonne. Als es Mittag wurde, füllten an die dreitausend schreiende Menschen den Klosterhof. Ein Trubel, daß keiner das eigene Wort verstand! Und plötzlich Stille. Die Chorherren und ihre Gäste kamen, voran Herr Wolfgang von Liebenberg, der Fürstpropst des Stiftes, mit dem hermelinbesetzten Hut und mit dem pelzgefütterten Purpurmantel, dessen Schleppe von zwei Pagen getragen wurde – eine vornehme Gestalt, der man die sechzig Jahre nicht anmerkte, und ein Gesicht mit scharfen Zügen, mit grauen Augen von kühler Ruhe. Herr Wolfgang ließ einen forschenden Blick über die Masse der Menschen gleiten, während er die Tribüne bestieg. Ganz zuvorderst nahm er seinen Platz und forderte mit einer Handbewegung die Chorherren und die Gäste auf, sich niederzulassen. Dabei hörte man schon vom Hof der Pfarrkirche die Trommeln und Pfeifen des Knappenzuges, der sich mühsam eine Gasse durch das Gedräng der Leute bahnte. Es war ein seltsames Bild: diese hundert Knappen in ihrer schwarzen Tracht, jeder mit einem kurzen, ungeschliffenen Schwert in der Linken, mit einer qualmenden Pechfackel in der Rechten. Über dem wehenden Rauch die kalte Sonne, und ringsumher die tausend Köpfe der Menschen, die weißen Dächer, die weißen Berge.

Während das Summen der Menge wuchs, sprach ein Salzmeister in Versen den Fürstengruß. Niemand schien auf diese Stimme zu hören. Und als unter Trommelschlag und Pfeifenklang der Knappentanz seinen Anfang nahm – ein Schrittreigen mit wechselnden Figuren, mit Fackelschwingen und Schwertgeklirr – da achteten nur wenige auf dieses Schauspiel. Immer blickten die in Erregung funkelnden Augen der Leute erwartungsvoll nach den beiden Toren des Klosterhofes.

Der Tanz war vorüber. Paarweise schritten die Knappen auf die Tribüne zu, löschten zu Füßen des Propstes die Fackeln im Schnee und steckten die stumpfen Schwerter in die Scheide. Auf der Tribüne wollten sich die Chorherren und ihre Gäste erheben. Da ging eine Bewegung durch die Menge: „Maskerer sind da! Gebt Raum für die Maskerer! Ein Spiel hebt an! Haltet Schweigen für das Fasnachtspiel!“ Vier Masken drängten sich durch den Ring des Volkes. Nun standen sie auf dem freien Platz, während die Tribüne der Chorherren von hundert Menschen umdrängt wurde und erregte Stimmen durcheinander schrien: „Bleibet, ihr Herren! Ein Fasnachtspiel! Das wird ein lustiges Ding!“ Der Propst besann sich einen Augenblick. „Wir wollen bleiben.“ Er lachte. „Grobheit anzuhören, ist gesund. Und die Fastnacht will ihr Recht haben.“ Dem Dekan an seiner Seite flüsterte er zu: „Das Volk freut sich am Spiel. Ich sehe keine Gefahr.“ Lachend und schwatzend ließen sich die Chorherren und ihre Gäste wieder auf die Bänke nieder und betrachteten in Neugier die vier Masken.

Die hatten sich in einer Reihe aufgestellt und verneigten sich vor dem Propst. Dann trat von den Spielern einer vor, ein junger Bauer, das Gesicht mit einer rot und weiß bemalten Larve bedeckt, den Kopf umringelt von gelben, künstlich gelockten Flachssträhnen, unter denen das graue

Haar des Spielers hervorguckte; an der Hüfte hatte er ein hölzernes Schwert, auf dem Rücken einen leeren Sack und von einem Handgelenk zum andern eine schwere Kuhkette. Er schien ein paar lustige Sprünge versuchen zu wollen; der leere Sack auf seiner Schulter schien ihn so hart zu drücken, daß der Bauer mit seinem gebeugten Körper sich kaum zu bewegen vermochte. Keuchend blieb er stehen und machte eine Bewegung, wie um den Schweiß von seinem verlarvten Gesicht zu wischen.

Ein Lachen erhob sich in der Menge. Weit von rückwärts schrie eine Stimme, als gehöre sie zum Spiel: „Gelt, Stoffel, ist dir die Lust am Springen vergangen?“

Der Darsteller des jungen Bauern wandte sich nach der Richtung, aus der die Stimme geklungen, und begann in Reimen zu sprechen:

„So? So? Habet ihr mich erkannt?  
Ei wohl, Kunrad Stoffel bin ich geheißten,  
Und daß ich ein Bauer bin im Land,  
Das tut der geriemelte Schuh beweisen!“

Er hob seinen Fuß, als möchte er vor aller Augen den Schuh zeigen, den er trug. Da klang aus der Menge wieder jene Stimme von der gleichen Stelle her: „Sag Bundschuh!“

Die Chorherren wurden unruhig, und ein Zornblick des Propstes flog nach dem Winkel des Hofes hin, aus dem der Ruf gekommen. In der Menge ein wirres Schwatzen. Dann rief eine hallende Stimme: „Ruh für das Fasnachtspiel!“ Im Augenblick war Stille. Und die Maske sprach:

„Mein Mütterlein hat Unglück gehabt,  
Das könnt ein Klosterknecht erzählen,  
So bin ich ins Leben hereingetappt  
Und hab meinen Vater hören schmälten.“

Niemand lachte zu diesem üblen Scherz, doch der Ring der Bauern drängte sich näher um die Masken.

Der Darsteller des Kunrad Stoffel sprach seine Verse im Dialekt der Bergbauern, aber manchmal war in seiner Stimme ein Klang, der an die Sprache der Schwaben erinnerte.

„Kunrad, Kunrad tät man mich taufen,  
Das Wasser hat einen Gulden gekost't,  
Hab ein Leben wie bei den Schlaraffen,  
Und daß ich sterben kann, ist mein Trost.  
Juhu! Juhu!  
Allweil ist es mir gut gegangen,  
Wisset, ich hab so viel liebe Herrn,  
Seh die Zwetschgen am Himmel hangen,  
Aber die haben harte Kern.  
Hab an der Not mich satt gefressen,  
Die rumpelt und pumpelt mir im Bauch,  
Nackig bin ich im Schnee gesessen,  
Und schauet, ein Armband hab ich auch!“

Wieder jauchzte die Maske und rasselte mit der eisernen Kette an den Händen. Auf der Tribüne erhob sich Herr Pretschlaiffer und flüsterte dem Fürstpropst etwas ins Ohr. Der schüttelte den Kopf und lächelte. Gellend jauchzte die Maske:

„Juhu! Juhu!  
Meine Mutter ist auf der Gant verdorben,  
Zehn Gulden hat man ihr fürgestreckt,  
Mein Vater, der ist im Turm gestorben,  
Dem haben die Mäus halt nit geschmeckt.“

Eine Stimme schrillte aus der Menge: „Der ist aber heilig gewesen.“ Wildes Gelächter. Dann nahm die Maske den leeren Sack vom Rücken –

„Und was vom Todfall übrig geblieben,  
Das war mein Erbschaft gut und fest,

Hätt's können durch ein Leder sieben,  
Schauet, ein Sack voll ist's gewest!“

Lachend schleuderte die Maske den leeren Sack in die Luft und haschte ihn wieder. Vor der Tribüne streckte sich einer der Waffenknechte gegen den Fürstpropst hinauf: „Gnädigster Herr, das ist übler Unfürm! Das sollt man nit angehen lassen!“ Herr Wolfgang sagte: „Sie sollen ihren Unsinn treiben! So lang der Bauer noch Verse macht, hat er die Nase in der Luft und die Faust in der Tasche.“ Er lachte dazu. Aber es ging ihm doch ein leises Zucken der Unruh um die Augen. Und manchem von den Chorherren schien der Sammetpolster auf den Bänken nimmer behaglich zu dünken. Nur Herr Schöttingen, der greise Stiftsdekan, sah ruhig, fast mit trauerndem Blick über die lärmende Menge hin.

Wieder Stille. Und die Maske sprach:

„Jetzt bin ich meines Vaters Erb,  
Steinbeißen ist mein Broterwerb,  
Darf Steuer, Zins und Beden tragen,  
Den leeren Sack ums Maul mir schlagen,  
Die Hirschen fressen, was ich bau,  
Im Garten wühlt die wilde Sau.  
Weil ich so viel ins Ernten bring,  
Daß ich's allein nit mehr derzwing,  
Drum such ich, um mein Glück zu teilen,  
Zum Weib mir jetzt ein schönes Fräulen.  
Tät ich eins finden, tät ich lachen,  
Ein Weibl hat viel süße Sachen.“

Das junge Volk bejubelte diesen Scherz, und die Chorherren schienen aufzuatmen. Einer sagte: „Der Weps hat ausgestochen, jetzt hebt die lustige Brautwahl an.“ Und richtig, von den drei weiblichen Masken trat eine vor; eine alte Frau in zerrissenem Gewand, als Gesicht eine kummervolle Larve; den Kopf hatte die Maske dick eingewickelt, als litte sie an Wunden und Schwären; den rechten Arm trug sie in einer Schlinge, das linke Bein auf einen Stelzfuß geschnallt. Mit üblen Scherzen wurde die Jammergestalt begrüßt. Und der junge Bauer schrie:

„Herrjeh! Potz Velten! Ist das ein Weib!  
Ein Grausen beutelt mir den Leib!  
Das war die schiechste von allen Strafen,  
Müßt ich bei solcher Zottin schlafen.  
Laß mich in Ruh und fahr davon,  
Ich bleib meines Vaters lediger Sohn!“

Nun waren es die Chorherren selbst, welche „Ruhe, Ruhe“ riefen. Die Maske des zerzausten Weibes machte vor dem Fürstpropst einen Knix und begann mit tiefer Baßstimme:

„Du Kunrad Unverstand! Bist blind?  
Verwechselst die Mutter mit dem Kind?“

Der junge Bauer staunte:

„Die Mutter bist?“

Und das Weibl nickte ihm freundlich zu:

„Ja, laß dir sagen,  
Will dir mein Kind zur Eh antragen.  
Ich hab der lieben Töchter zwei,  
Schau her, da kommen sie herbei.“

Die beiden weiblichen Masken traten an die Seite der Mutter: die eine mit grauem Rupfen nach Art eines Schleiens ganz bedeckt, die andere eine schlanke jugendliche Gestalt, in weiße Tücher gehüllt, von gelben Hanfsträhnen bis zu den Knien umflossen, einen

Fichtenkranz um die Stirn gewunden. Bei ihrem Anblick jubelte der junge Bauer unter lustigen Sprüngen:

„O Meid! O du Anblick süß!  
Mir schießt die Freud in Händ und Füß,  
Du bist die Rechte, die mir gefällt,  
Mich hat die Lieb schon ganz in Gwalt.“

Er wollte das weiße Fräulein umhalsen. Scheltend trat die Mutter dazwischen:

„Die Herren möchten's übel wehren,  
Tätst du so schönes Weib begehren.  
Laß ab, du Schelm, die rühr nit an,  
Die freit nur einen freien Mann!  
Schau, Kunrad, komm, ich will dir's zeigen,  
Schau her, das Meidl ist dein eigen!“

Flink zog die Alte der verkappten Maske den Rupfensack über den Kopf herunter. Ein brausendes Gelächter ging durch den weiten Hof des Klosters. Unter dem Sack war eine Gestalt zum Vorschein gekommen, die man als Wildscheuche hätte auf die Felder stellen können. Ihre Kleidung suchte mit bunten Flicker, mit Vogelbeerschnüren und Hahnenfedern die Tracht einer adeligen Dame zu karikieren. Statt der Handschuhe trug sie Wolfspranten mit Haar und Klauen, aus der Mundöffnung der scheußlichen Hexenlarve ragten die vier Hauer eines Schweinsgebisses hervor, und um den Gürtel war die Dame von bedenklichem Umfang.

„Kunrad, du gut geduldiger Mann,  
Schau unverzagt dein Bräutl an!  
Schimpf nit auf ihren Jungfernschaden,  
Sie war halt bei Junkern zu Gast geladen.  
Und wenn sie ein bißl liederlich wär,  
So kennt sie das Handwerk desto mehr.  
Ich bin ihr als Mutter gar gewogen,  
Hab sie mit Fleiß schön groß gezogen,  
Die Herren, die sie kennen genau,  
Die sagen, sie wär die schönste Frau.  
Sie hat einen tiefen Schluckermagen,  
Der alles, alles kann vertragen.  
Und Händlen hat sie, die sollen dich streichen,  
Daß dir die Seel aus'm Leib soll weichen.  
Die, Kunrad, will ich an's Herz dir legen,  
Die Herren geben dazu den Segen,  
Ohne Liezbins und ohne Freudensteuer –  
So, lieber Kunrad, so, jetzt heuer!  
Das rote Fädl soll euch umwinden,  
Der heilige Joseph soll euch verbinden,  
Kriwus, krawus, mein Segen ist gut,  
Armer Kunrad, hab frohen Mut!“

Ein kurzes heiseres Lachen, hier und dort. Dann dumpfe Stille im weiten Klosterhof. Niemand sah die Spieler an, alle funkelnden Blicke waren nach den Herren gerichtet. Der Fürstpropst hatte sich erhoben. „Mir dauert der Unsinn zu lange!“ Da erhoben sich auch die Chorherren, der Landrichter, der Sekretarius, der ehrenfesteste Dominikus Weitenschwaiger und die anderen vermöglichen Bürger, die man der Ehre gewürdigt hatte, auf der Tribüne sitzen zu dürfen. Aber der Aufbruch machte sich nicht so flink. Als die Herren dachten. Wie eine Mauer standen die Bauern, voran ihre Weiber und Töchter, um die Tribüne her. Die Waffenknechte versuchten eine Gasse zu bahnen. Bei dem Lärm, der sich erhoben hatte, zischelte der Darsteller des jungen Bauern dem Mimen des hinkenden Weibes zu: „s ischt an der Zeit! Ein bissele flink! Die Herre laufel!“ Den Arm erhebend, rief er mit gellender Stimme die Verse seiner Rolle in den Lärm:

„Wer bist du, Mutter, wo kommst du her?  
Steht auch dein Nam in guter Ehr?“

Das alte Weib erwiderte mit dröhnendem Baß:

„Ich bin aus gutem, starken Geschlecht,  
Und wär ich gesund, so wär mir's recht.  
Mich halten tausend Herren in Hut,  
Die fressen mein Fleisch und saugen mein Blut,  
Und weil ich krank bin im tiefsten Leben,  
Hat Bruder Martin ein Tränkl mir geben,  
Das gäret in meinem Bauch, o weh,  
Daß ich vor Schmerzen schier vergeh.  
Will hoffen, der Doktor hat guten Rat,  
Denn wenn ich sterben müßt, wär schad,  
Der Herrgott tät weinen bei meiner Leich –  
Ich bin das arme deutsche Reich!“

In dem dumpfen Stimmengewoge mußte der Darsteller des jungen Bauern schreien, um verständlich zu werden. Er hatte sich zu seinem üblen Bräutl gewendet:

„Und du, schöns Fräulen, wer bischt denn du?  
Ich frag's und druck die Augen zu!“

Die grauenvolle Schöne hob die Wolfspranten.

„Ich mein', du kennst mich lange Zeit,  
Ich bin die Herrengerechtigkeit!“

Während tobender Beifall den weiten Klosterhof erfüllte, machte der Bauer einen entsetzten Sprung nach rückwärts und klammerte sich an das Kleid der jungen, weiß gewandeten Maske.

„Gott soll mich bewahren vor solcher Näh,  
Da nimm ich lieber die ander zur Eh!  
Sag, Meidl, lieb und weiß und gut,  
Deine Äuglen machen so leicht mein Blut,  
Wo kommst du her, sag an, wer bischt?  
Mein' schier, daß ein Engel mir kommen ischt.“

Mit heller Knabenstimme erwiderte die weiße Maid:

„Ja, Kunrad, ich komm aus Gottes Hand,  
Der hat mich geschickt in's deutsche Land.  
Ich bin die Freiheit gut und schön,  
Will über Berg und Wasser gehn.  
Die Leut, die trauern, sollen lachen,  
Will überall frohe Zeiten machen.  
Und weil sich die Herren nit besinnen,  
So soll der Kunrad das Werk beginnen.  
Ich will den graden Weg ihm weisen  
Und mach sein hölzern Schwert zu Eisen.“

Da warf der arme Kunrad mit einem Jauchzer die Kette von seinen Händen, riß die hölzerne Latte vom Gürtel und schwang sie mit dem klingenden Ruf:

„Juchei, guts Eisen in meiner Hand,  
Ich will dich schwingen mit Verstand,  
Ich will mich wehren und schlagen und stechen,  
Und will dem Eber die Zähne ausbrechen,  
Und laß ihm das Schmeer<sup>1</sup> am Bäuchl aus,  
Da bluten ihm Steuer und Zins heraus.“

Bei diesen Worten stach er mit dem gespitzen Holze zu – das gab einen Knall, als wäre eine aufgeblähte Schweinsblase geborsten – und aus einem Kleiderschlitz der Maske kollerte ein Haufen kleiner Blechscheiben heraus, wie rollende Silbermünzen. Ein tobender Jubelschrei im weiten Hof. Jauchzend, wie Berauschte, stürzten die Zunächststehenden auf die Spieler zu und balgten sich, um eines der rollenden Blechstücke zu erhaschen. Das machte bei der Tribüne eine Gasse, und

<sup>1</sup> Fett.

der Fürstpropst, das Gesicht entfärbt bis in die Lippen, ging mit raschen Schritten zum Tor des Stiftes. „Man soll die Spieler festnehmen!“ Ein Trupp von Waffenknechten war flink beisammen. Sie zogen vom Leder. Da schrillte eine warnende Stimme: „Spielleut, gebet acht!“ Und als die Knechte sich durch das Gedräng einen Weg bahnen wollten, flog ihnen, von ein paar Dutzend Händen geworfen, feiner Sand ins Gesicht, daß sie geblendet standen und die Augen rieben. Ein wirres Geschrei. Und plötzlich ein dumpfes Dröhnen und Klingen. Auf dem Münster tönte die große Glocke. Die Chorherren blickten erschrocken zu den Luken des Turmes hinauf; sie wußten, daß keine Hand des Klosters den Strang gezogen hatte. Kreischende Stimmen erhoben sich in der Menge: „Die große Glock ist laut!“ – „Dem Kloster steht Unglück zu!“ – „Der Propst muß sterben!“

Die Waffenknechte waren ratlos. Die einen rieben den Sand aus ihren Augen, die anderen standen von abergläubischem Schreck befallen. Als sie wieder zu Gesicht und Besinnung kamen, waren die Spieler verschwunden, untergetaucht in der Menge, die mit dem Lärm von tausend Berauschten hinausdrängte durch die beiden Tore des Klosterhofes.

## 12.

Auf dem Karrenweg, der aus dem Tal der Ache zur Gern hinaufführte, trafen Witting und Maralen zusammen. In Erregung umklammerte der Alte den Arm seiner Tochter. „Lenli? Der den jungen Bauren gemaskert hat? Ist er's gewesen?“

„Wer?“

„Der Starke, nach dem ich schreien hab müssen am roten Abend zu Salzburg?“

Maralen schwieg.

Tief atmend blickte Witting ins Tal hinunter. Wie Gesumm von schwärmenden Bienen klang der dumpfe Stimmenlärm der auseinanderlaufenden Menschenmenge über den verschneiten Wald herauf. Da drunten, im sonnigen Schnee, war ein Gewimmel wie von grauen Käferchen. Witting schüttelte den Kopf. „Heut hat er eine Narretei gemacht. Der zahlende Tag hätt kommen müssen, und ein Stündl früher hätt unter tausend bloß ein einziger wissen dürfen: er kommt. So wär die Lahn geworden, die du wecken hast wollen mit deinem Werben. Jetzt schau hinunter da!“

„Die Hoffnung ist Feuer worden in tausend Herzen.“

„Aber tausend Köpfe? Da wird ein jeder spinnen, wie's ihm taugt, und so wird aus der guten großen Sach ein Kinderspott.“ Witting verstummte. Der Meingoz, der Frauenlob mit seinem Buben, der Dürrelechner und andere holten die beiden ein. Da gab es ein wirres Schreien. Am tollsten trieb es der Meingoz. Der schüchterne Mensch war ganz verwandelt, war wie ein Besessener: „Ein Spiel wollen wir anheben, von dem man noch singen soll in tausend Jahr!“ Und jeder schrie es dem anderen zu: „Der Joß ist wieder im Land!“ Alle, die in jener Sonntagnacht um das Feuer gestanden, hatten unter der Maske des jungen Bauern die Stimme des Schwaben erkannt. „Heut trag ich die Glut in meinen Stadel,“ rief der Dürrelechner, „heut kommt der Joß, da wett ich, daß er kommt!“ Das Wort ging weiter; bis es der vierte dem fünften sagte, hieß es schon: „Komm in der Nacht zum Feuer! Der Joß will reden mit uns.“

Als am kalten Abend die Sterne flimmerten, leuchtete im Dürrelehen ein roter Glutschein aus der Tenne, deren Tor in dieser Nacht nicht geschlossen war. An die vierzig Männer waren lärmend um die Glut versammelt. Und jeder war in Waffen gekommen. Alle trugen die kurzen Messer im Gürtel. Dazu war der eine mit einer alten Armbrust bewaffnet, ein zweiter mit einer Hakenbüchse, zu der ihm nur das Pulver noch fehlte, ein dritter mit einem Morgenstern, dessen Keule er mit Hufnägel gespickt hatte, ein vierter mit einer Sense, die er wie eine Sperrklinge an den Stiel eines Dreschfliegels gebunden, ein fünfter mit einem verrosteten Zweihänder, den sein Vatersbruder als Landsknecht getragen hatte. Keiner fürchtete einen Lauscher, keiner zitterte vor einer Gefahr. Wie trunkener Jubel war es in allen.

Joß Friz aber kam nicht.

Auch der alte Witting fehlte. Der saß daheim in seiner Herdstube neben dem Feuer und schärfte die Bolzen, die er für die Armbrust gefertigt hatte. Maralen fiederte die Schäfte. „Vater? Magst du nit hinaufgehen zum Dürrelechner?“

„Ist der Joß gekommen, so schickt er um mich. Ist er ausgeblieben, so kann ich warten.“

Lange sah ihn Maralen an. „In dir ist das warten Tag und Nacht. Aber der, auf den du wartest, Vater, das ist der Joß nit.“ Sie setzte sich neben ihn und schmiegte ihre Wange an die seine. Und Witting, als hätte diese lang entbehrte Zärtlichkeit alle Riegel seines verschlossenen Herzens zerbrochen, klammerte den Arm um ihren Hals: „Lenli, ich bin ein schlechter Mensch!“ Wie von Sinnen war er. „Blut und Leben tät ich lassen für die Nachbarsleut. Ich hab geschworen, und geht's an ein Schlagen, so schlag ich zu. Aber tief in mir drin ist bloß ein einziges! Das bist du. Und das ist mein Bub. Die Sorg um euch, die frißt mir das ander alles auf! Und ich hab keinen Glauben. Ich spür's: was

umgeht unter den Leuten, ist Narretei, und alles Blut, das laufen wird, ist Regen im Sand! Und nichts wird besser, alles wird schlechter!" Am ganzen Körper geschüttelt, drückte er das Gesicht an ihre Brust. „Jetzt weißt du, wie's ist in mir. Jetzt reiß mir das rote Fädl vom Hals!"

Ruhig sagte sie: „Jeder ist, wie er ist. In mir ist Zorn und Haß. In dir ist Lieb. Und Lieb ist nie noch ein schlechtes Ding gewesen. Ist allweil noch das beste auf der Welt.“ Sie neigte sich zu ihm nieder und flüsterte: „Du sollst deinen Buben wieder haben. Bald! Ich hab geschworen, daß ich schweig. Aber ich muß dir die Ruh wiedergeben. Und den guten Glauben!" Noch leiser wurde ihre Stimme. „Der Bauren Bund ist fest, Land aus und ein. Alle, die Not und Elend leiden, drängen dem Luther zu. Der soll ein festes Volk aus den mühsam Geplagten machen, einig und deutsch. So will's der Bauren Bund. Vierhunderttausend haben geschworen. Die Freiheit steht auf. Zwischen heut und morgen soll ich Botschaft kriegen, wann auf dem Untersberg die Feuer brennen müssen. Tausend Feuer brennen in der gleichen Nacht im Bergland überall und draußen im Unterland. Und am Abend, vor ich das Feuer anzünd, geh ich zu deinem Buben. Ich sag ihm, was er wissen muß. Steht ihm das Tor nit offen, so tut er den Sprung von der Mauer.“

Witting hob das Gesicht. „Da kennst du den Buben nit. Der hat schwören müssen. So bleibt er auch. Und wenn's um sein Leben ging. Es ist in mir wie eine feste Sach, daß ich meinen Buben nimmer seh!"

„Vater!" Maralen sprang auf. „Wie magst du so verzagt sein!" Sie rüttelte ihn an der Schulter. „Schau mich an! Für mich ist alles hin. Und doch ist ein Hoffen in mir. Und kommt dein Bub nit, so hol ich ihn und reiß dem Thurner die Mauer nieder –“ Verstummend lauschte sie. Man hatte draußen ans Hagtor gepocht; drei Schläge klangen, dann zwei, dann einer. „Vater!" schrie Maralen auf. „Das ist Botschaft!" Sie lief aus der Stube. Witting blickte zur Tür. Seine Hände zitterten, seine Augen waren weit geöffnet. Da stürzte Maralen über die Schwelle. „Vater!" Das klang wie ein Schrei in Freude. „Am Sonntag Judica sollst du deinen Buben haben!" Sie stieß die Tür wieder auf, die hinter ihr zugefallen war. „Und schau! Da kommt ein Ablaßbruder. Der bringt dir ein Heilwörtl für dein müdes Herz.“

Auf der Schwelle erschien eine Gestalt, hager, in einer Mönchskutte, mit schwerem Zwerchsack auf dem Rücken. Kichernd machte der Bruder das Zeichen des Kreuzes und sagte: „Pax domini vobiscum!"

„Joß!" stammelte Witting.

„He jo! Er isch es, der Joß!" Lachend warf der Schwabe den Zwerchsack nieder und streifte mit dem linken Arm, den er nicht recht bewegen konnte, die Kapuze vom Kopf. Der flackernde Herdschein beleuchtete ein Gesicht, so abgezehrt von Krankheit und Entbehrung, daß es nur noch Haut und Knochen war. Erschrocken umklammerte Witting die Hand des Schwaben. Joß Friz schien diesen Blick zu verstehen. „Ein bissele gmageret hab ich, gell? Kloine Kinderle haben Angst vor mir, weil ich dem Gvatter Tod ein bissele gleichschau.“ Es funkelte in seinen Augen. „Bischt heut zur luschtigen Fasnacht zfriede gwese mit'm Joß?"

Der Alte zögerte mit der Antwort. „Ein schieches Spiel für die Herren! Soll's nur auch taugen zum Guten.“

„Es taugt! Jetzt isch der Hefeteig im Datsche. Jetzt soll er gäre, bis er am Sonntag Judica ins Fuier kommt!" Wieder lachte Joß. „Und morgen am Äschermittich solle die Salzburger ihr luschtige Fasnacht haben!"

„Joß!" In Sorge hing der Blick des Bauern an diesem abgezehrten Gesicht. „Wer dich anschaut, merkt's, wie viel du leiden hast müssen!"

Zwischen die Brauen des Schwaben schnitt sich ein grausamer Zug. „Es isch mir um mich nit gwese. Aber unser gute Sach hat sieche müsse drei Monet lang. Das soll ihm unser Herrgott ins Fleisch brenne, dem schlechte Kerl! Isch aufkomme, wer's gwesen ischt?"

Witting schüttelte den Kopf.

„Magst nit rede, so schweig! Es isch au nit Verzähleszeit. Mein Weg will flinke Füß habe!" Er sah in der Stube herum. „Wo isch dein heller Bub?"

Der Alte wandte sich zum Feuer. „Mein Bub ist fort.“

„Schad!" Aus dem Gesicht des Schwaben sprach die Enttäuschung. „Morge muß ich in Salzburg sein. Ich brauch oin, der mich über den Untersberg führt, daß ich bei Grödig auf die Straß komm.“

„Ich führ dich, Joß!"

„Gut! Mach dich fertig! Es ischt ein Brennen in mir um jedes Stündle.“ Joß schleifte den schweren Zwerchsack ans Feuer und band ihn auf. „Hascht nit ein Bröckle Brot für mich und ein Lackele Milch? Seit geschter isch Fasttag gwese für mich.“

„Bleib, Vater!" sagte Maralen. „Ich schaff schon alles für den Joß.“ Sie ging aus der Stube.

Joß sah ihr nach mit einem Blick des Erbarmens. Dann wandte er die Augen auf Witting. Und der Alte verstand dieses ungesprochene Wort. „Ja, Joß! Meine Fürsicht hat mein Kindl nit hüten können. Ich hätt hören sollen auf dich. Wer weiß, ob alles nit anders wär?"

„Alles kommt, wie's muß!" Mit blitzenden Augen forschte Joß in dem Gesicht des alten Bauern. „Kein Sämänn weiß, was auf dem Acker ins Wachsen kommt.“ Er redete nicht mehr den Dialekt seiner Heimat, sondern die Sprache der Bergbauern. „Dein fürsichtiges Körndl ist auf guten Boden in mir gefallen.“ Sein Blick huschte zu Maralen hinüber, die eine Schüssel mit Milch und einen Teller mit Brot und Speck auf den Herdrand stellte. „Wie ich droben am Göhl bei einem guten Bauren im Heu gelegen bin, mit dem brennenden Klosterblei in der Achsel, da ist mir's allweil fürgangen, was dein Gutverstand geredet hat in der selbigen Sonntagnacht.“ Er begann zwischen Wort und Wort die Milch zu schlürfen und würgte das Brot und den Speck hinunter, als wäre in ihm der Heißhunger eines wilden Tieres. „Allweil hab ich mich fragen müssen, ob deine Fürsicht nit das besser Ding wär, als mein Zorn? Und ob's nit besser wär, das Blut sparen und sich begnügen mit der halben Freiheit, die man den Herren im ersten Schreck und halb noch im Guten abhandeln könnt?"

Witting hatte den Mantel umgeworfen und vier Kienfackeln von einem Wandbrett genommen. Die schnürte er mit einem Strick zusammen.

„Red, Witting! Wär's nit besser: nehmen mit der linken Hand, derweil wir geben müssen mit der rechten? Und hausen bei trübem Spanlicht, weil die Sonn nit jedem scheinen mag? Und Verträg machen mit den Herren, statt daß wir im Zorn alles niederschlagen, was nach einem Sporn und nach dem römischen Weihrauch schmeckt? Ein Herr ist doch grad so gut ein Mensch wie du und ich?"

Ein hartes Lachen klang in der Stube.

Der Schwabe sah auf. „Maralen? Was lachst du?"

Sie stand an der Mauer, die Fäuste auf der Brust.

In den Augen des Schwaben blitzte die Freude. „Maralen? Tätst du nit auch mit den Herren einen billigen Handel machen? Und barmherzig sein?"

„Barmherzig? Ja, Joß! Ich will so barmherzig sein wie Gott, der im Zorn das Feuer hätt werfen mögen auf Sodom. Der Vater Abraham hat gehandelt mit dem Herrgott. Und Gott hat gesagt: So such mir zeh in der Stadt, die gut und gerecht sind, und die Stadt soll leben! – Lauf, Joß, und such! Einer von den Herren ist gut zu mir gewesen. Jetzt such mir die anderen neun dazu!"

Joß klammerte die Faust in Wittings Schulter. „Hörst du? Barmherzig wie Gott in Sodom! Die Welt in Scherbe schlage und wieder baue! Ein halber Schlag, ein Lusen auf die Herre, und unser gute Sach ischt hin! Hart muß unser Faust sein, unser Herz wie Stein! Und wie's in dem Mädle ischt und in mir, so müsse mer's werfe in die tausend Karpfeköpf!" Er öffnete den Zwerchsack und brachte zwei dicke, schwere Päckchen zusammengebundener Blätter hervor. „Lueg, Maralen, da ischt Arwet für dich!" Er zeigte ihr den einen Pack und las von dem Flugblatt, das zu oberst war, den Titel ab: „Goldkörnlein aus Martin Luthers Reden für das arm geplagte Volk der deutschen Bauren.“ Er zeigte den andern Pack. „Da ischt in zwölf Artikel gesetzt, wie der Baure Freiheit beschaffe sein muß. Die Blättle laß ausfliege unter die Leut!" Lachend erhob er sich und faßte Maralens Hand. „Und in der Nacht vor dem Sonntag Judica laß die Feuer brennen!"

„Sie sollen brennen, Joß!“  
„Und mach ein Fähn! Das soll drei Farbe habe, schwarz und rot und gelb. Schwarz wie unser Elend ischt, rot wie das Blut, mit dem wir die Freiheit kaufe, und goldfarben wie das liebe Sonnenlicht ischt am nuie Tag! Und wenn deine Josephsbube in der Fuernacht zum Haufen laufe, so red mit ihnen! Sie solle schwöre auf die zwölf Artikel und solle den beschte Mann als Hauptmann wähle!“ Joß zwinkerte mit den Augen. „s isch gsorgt derfür, daß oiner den rechte Name schreit. Und isch der Hauf und sein Kopf beinander, so schlaget, schlaget und schlaget! Eh nit die letschte Mauer der Herre gfallen ischt, soll koiner vom Haufe laufe, nit um Weib oder Kind, nit um Haus oder Stadel, nit um Kuh oder Kalb, nit um Heu oder Haber! Jeder im Haufe soll Trank und Zehrung habe. Koiner soll saufe, koiner soll karte, koiner soll knöchle. Die am Abend nit nüechter bleibe, sind Säu, wenn's taget. Drum soll der Hauptmann ein Gsetz gebe, mit harter Straf für jeden, der sich nit füge mag. Feschte Zucht muß sein. Die sich selber nit zwingen könne, zwingen koin andre nit.“

Witting hatte das Bündel mit den Kienfackeln auf den Rücken genommen. „So tät's sein müssen!“

„Und isch die letschte Herremauer am Bode, so soll ein feschter Fried sein im ganze Land. Jeder soll sein Recht habe, jeder soll frei sein für ein gutes und redliches Leben. Und die Herre, die der Freiheit diene möge, sollen auf unsre Artikel schwören und solle nit mehr und nit minder sein, wie jeder Bauer ischt.“

„Und die gesündigt haben wider Recht und Blut?“

„Sollte sterbe nach ehrlichem Spruch!“

Maralen nickte. „So gerecht, wie mein Joseph ungerecht verbluten hat müssen!“ In ihrem bleichen Gesicht begannen die Wangen zu brennen.

„Denen ein redlicher Spruch das Lebe laßt, die solle sicher sein in ihrem Sach. Die Prälaten und Pfaffe, die Gottes Evangeli ohne falschen Zusatz predige wollen als gute Pfarrherre, sollen ihr Achtung gnieße bei jedermann. Und koiner, sei er martinisch oder römisch, soll den andere verschimpfe. Wie die Freiheit auf der Straß, so muß die Freiheit in die Köpf und in die Herze sein. Und bis der große Rat der deutschen Bauerschaft verkündet, wie's in der guten Zeit mit Zins und Steuer ischt, derweil sollet ihr zehn Männer zu Ratsleut mache. Was die sage, soll gelten im Land. Und ällweil auf siebetaused Mannsleut sollet ihr oin wähle, en gute Kopf. Der soll zum Reichstag komme, den die deutsche Bauerschaft nach Frankfurt rufe wird.“

Joß hielt noch immer Maralens Hand in seiner Rechten. Jetzt griff er mit der Linken nach Wittings Arm. Wie sich der Kopf eines Adlers aus den geschlossenen Schwingen hebt, bevor sie sich öffnen zum Flug, so reckte sich der hagere Schädel des Schwaben aus den Falten der braunen Kutte. Er stand vor den beiden, keine Farbe des Lebens in dem abgezehrten Gesicht, doch Feuer und Glanz in den großen Augen: nicht der dunkle Wühler unter dem Boden der Zeit, nicht der flüchtige Aufrührer, der die Kutte des Mönches als schützende Maske trug – das war ein Priester seines Volkes, ein Märtyrer seines Glaubens an die Freiheit.

„Und weischt au, Witting, wie alles sein wird bis über's Jahr? Da wird der Joß ein alter Bauer sein in Schwabe dahoint, und der Witting ein alter Bauer in Berchtesgade, jeder müd von der Last, die uns die gwesene Zeit auf Herz und Buckel glade hat. Aber jeder in seiner deutschen Seel den Stolz auf alles, was mer gschaffe habe: menschliche Zeit, ein mächtigs Reich mit freier Kirch und ein großes Volk, so weit als deutsche Leut auf deutschem Bode hause. Und koiner mehr ischt Knecht, jeder ein Deutscher, nit mehr und nit minder! Und oiner bloß ischt Herr – der sell, den mer in Frankfurt wähle zum deutsche Kaiser.“

In Wittings Augen war ein träumender Glanz. „Tät's so kommen, Joß, ich wär der erste, der mit Kopf und Blut für die Freiheit zahlen möcht.“

„So kommt's, Witting! Laß uns leben und sterbe derfür!“ Das sagte Joß mit heißer Stimme. Noch heißer sagten es seine Augen.

Mit beiden Händen hielt Maralen die Hand des Schwaben umklammert. „Joß! Was kommt, ist schön! Und meines Josephs Blut ist Samen worden für tausend Äcker.“

Sie nahm vom Herdrand die Schlüssel, in der noch Milch war. „Trink, Joß! Dein Weg ist weit.“

Joß trank. „Unter Vierhunderttausend, die gschwore habe, bloß hundert wie dein Vater und du, und alles isch gut! Der Dritt ischt au nit weit. Schad, daß er nit dahoint ischt! Den hätt ich kenne möge. Wo gute Äpfel wachse, fällt koin schlechter.“ Er hatte den Zwerchsack über die Schulter geworfen. „Gott soll dich bhüte, Marlenle! Und geht am rote Tag der Wagen über mich weg, so will ich dein' Joseph grüße, gell? Oimel emol, da sehe mer uns älle wieder!“

Sie nickte und konnte lächeln.

„Mach alles gut! Von den anderen soll koiner wisse, wann er isch, der Tag. Die in der Fuernacht die Glocke läute und die Kuhhörner blase müssen, denen sagst du's am Abend erst.“ Er sah ihr in die Augen. „In der Nacht vor dem Sonntag Judica! Koin Tag nit früher und koin Tag nit später!“

„Kein Stündl später und kein Stündl früher!“

Witting hatte die Tür geöffnet. Müd flackerte auf dem Herd das Feuer auf, und die halb verbrannten Scheite begannen zu rauchen.

Maralen schloß das Hagtor hinter den beiden Männern.

Kein Lufthauch regte sich in der finsternen Nacht. Am schwarzen Himmel waren die Sterne wie Nadelspitzen.

Droben am Waldsaum, über dem Hag des Dürrolehens, sah man einen roten Schein. Ein dumpfes Gesumm von Stimmen klang in der Stille.

„Hörst, Joß, wie die Karpfen platschen? Die warten auf dich.“

„Laß warte! Komm! Es warte viel Tausend noch! Und Karpfe? Dein ewigs Wörtle? Mensche sind Mensche. Koiner ischt viel besser, koiner viel schlechter wie der ander. Laß die gute Zeit komme. Die macht au andere Mensche.“

„Gott geb's!“

Sie wateten schweigend durch den Schnee. Als sie in der Finsternis unter den Bäumen standen, schlug Witting Feuer, um eine Fackel zu entzünden. Joß blickte sinnend durch den schwarzen Wald hinunter. Plötzlich fragte er flüsternd: „Weißt du mir was vom Salzmeister Humbser?“

„Was alle wissen: daß man den Meister auf Salzburg geliefert, und daß keine Menschenseel mehr gehört hat von ihm. Gott soll ihm gnädig sein!“

Joß seufzte. „Der guten Sach habe Tausend den Grabe fülle müsse! Isch halt oiner mehr!“

Sie stiegen bergan. Und Joß begann von jener Nacht zu erzählen, in der die Klosterknechte zu des Salzmeisters Haus gekommen waren. Die Kugel des Handrohrs schützen hatte ihm die linke Schulter durchbohrt. „Ich muß leben, ich muß!“ Dieser Gedanke hatte Feuer in seine erlöschenden Kräfte gegossen. Taumelnd suchte er in der Nacht den Paß über die Berge. Vor einem Einödhof, droben auf den Gehängen des Göhl, war er zusammengebrochen. Der Bauer hatte ihn aufgenommen, hatte ihm Schweigen zugesagt. In der Scheune, in einer ins Heu gewühlten Höhle, hatte der Bauer den Kranken verborgen. Zwei Monate war's ein Ringen um Leben und Tod, in dem finsternen Heuloch und im Winterfrost. Erhitzte Steine, die sie dem Kranken unter die Decke legten, retteten ihn vor dem Erfrieren. Und immer der Wille: „Ich muß genesen!“ Und Joß genas. Durch Wochen erschöpfte er alle Brunnen seiner List, um die Verbindung mit den Schwurbrüdern draußen im Flachland herzustellen und den Boten, die aus der Heimat kamen, den Weg zur Scheune auf dem hohen Göhl zu weisen. Von dem weitgespannten Netz, das da draußen zwischen Salzburg und Neckar gewoben wurde, liefen die Fäden in dem dunklen Heuloch zusammen, in welchem Joß an seiner heilenden Wunde lag. Dann die Nachricht, daß die Verwandten des Bramberger und des Stöckl-Joseph in Hallein und Berchtesgaden zu werben begannen. In dieses aufglommende Feuer galt es einen ‚festen Blaser‘ zu tun. So hatte Joß das Fastnachtsspiel ersonnen und dem Göhlbauer und seinen zwei Buben die Rollen eingelehrt. Dann die Begegnung mit Maralen. Und die Nachricht: an die Fünftausend sind schon erworben in Salzburg, im Halleiner Tal, im Pongau, in der Rauriü, im Pinzgau und im Berchtesgadener Land. Gestern hatten sie

das Fastnachtsspiel auf dem Halleiner Marktplatz aufgeführt, morgen am Aschermittwoch wollten sie lustige Fastnacht auf dem Ochsenmarkt zu Salzburg halten. „Und bludert mein lustigs Flämmle in die Salzburger Köpfe, so geht's hoimzue, daß mer für unser Millione Fäust en gute Kopf wähle, der auf alle Schultere paßt!“

„Da wirst du dich hart tun mit dem Suchen!“

„Leicht, Witting! Mer habe schon gefunde.“ Joß faßte den Arm des Bauern. Die niederfallenden Pechtropfen der Fackel zischten im Schnee. „Tu Herz und Ohren auf! Jetzt sollst du en Name höre, den dir fürs Lebe lang merke muß!“ Zwei heiße Laute: „Florian Geyer!“

„Den Namen kenn ich aus einem Reiterlied.“ Witting hob die Fackel. „Joß? Das ist doch ein Herr!“

„Der Geyer ischt nit Herr, nit Bauer. Der ischt ein Mensch, tapfer und gut. Und hat ein Herz für uns arme Leut. Seine Baure zu Giebelstadt sind die einzigen im Land, die koi Klag nit habe. Wie der Luther unter die Pfaffe, so isch der Geyer unter die Herre. Das Häs seiner Seel isch weiß. Da isch koin Fleckle dran. Und der Geyer ischt ein Kriegsmann, wie außer dem Frundsberg koiner im Land.“

Wittings Stimme zitterte: „So einer tät's halten mit uns?“ In seinen Augen brannte die Sehnsucht, glauben zu können.

„Ja, Witting! Zu Pfingschte habe mer gredt mit ihm, der Wendel Hippler und ich. Da hat er uns bei der Hand gnomme, und seine Red isch gwese: Leben und Blut, Herz und Hab will ich einsetzen für die Freiheit der Menschen, die mir lieb sind.“

„Und das ist wahr, Joß?“

„So wahr, wie das Blei in meiner Achsel isch. Tu dir den Name merke, Witting! Wenn's wieder Pfingschte wird, da sollst du jauchze: Kaiser Florian!“

Die Brust des alten Bauern hob sich. „Kaiser Florian!“ Er sah im tiefverschneiten Wald umher und lauschte hinauf gegen die Höhe des Untersberges. Rings im Walde war alles still, auf dem weiten Berge kein Laut und Geräusch. Doch Witting schien etwas zu hören. Immer lauschte er. „Hörst du, Joß?“

„Was soll ich höre?“

„Wie ein Sausen ist's. Weit in der Fern. Als tät der Südwind kommen.“

„Soll komme!“ Joß lachte. „Wenn er uns nur des Kaisers Landknecht nit aus dem Welschland herweht über die Berg! Aber da isch was gut derfür. Der König Franz und seine dreißigtausend Helm! 's erschtmal, daß mer ebbes Guts von Frankreich habel!“ Wieder lachte Joß. „Das Pariser Königle möcht dem Kaiser das Welschland abknöpfe, möchte alles deutsche Land bis an den Rhein ins tiefe Pariser Säckle stecke, jo, und sorgt derfür, daß mer Zeit habe dahoint, unser Reich und Volk so groß und fescht z'mache, daß mer die Franzose nimmer fürchte müsse. Und gar koin' Nachbar nimmer. So viel Nutze hat nie noch ein Deutscher seiner deutsche Hoimet gestiftet, wie der gute König Franz sell drunte vor Pavia!“

Sie kämpften sich weiter durch den tiefen Schnee. Bei aller Mühsal des Watens schilderte Joß dem Bauer die weite Verzweigung des Bundes, erzählte ihm von den führenden Männern der Bewegung, von Thomas Münzer und Heinrich Pfeifer, die zu Mühlhausen das neue Gottesreich errichteten, von Wendel Hipper, der rastlosen Seele des geheimen Rates, von Jäcklein Rohrbach und Jakob Wehe, von Jörg Metzler und Matern Feuerbach, die seit Jahren die Kohlen zur wachsenden Glut getragen – erzählte von den Pulvermühlen, die sie gebaut hatten, von den Schmiedstätten, in denen die Eisen geschärft wurden, und von reichen Bürgern, die sich der Sache des Volkes erbarmt und Geld in Fülle gespendet hatten, um das Volk zu bewaffnen.

Es ging schon auf den Morgen zu, als sich die beiden, hoch auf dem Waldgehänge des Untersberges, der Grenze des Berchtesgadner Landes näherten. Seit Mitternacht hatte sich ein scharfer Wind erhoben. Es sauste im Wald, und von den Ästen fiel der Schnee, daß die beiden, die sich keuchend weiterkämpften, oft halb verschüttet wurden. Gegen Morgen brauste es immer lauter von Süden her.

„Föhnwetter!“ sagte Witting. „Wir müssen uns tummeln. Wenn der Schnee lind wird, kommen wir nimmer durch.“

Schweigend hasteten sie weiter, daß ihnen der Atem oft verging.

Joß, der beim Schein der Fackel vorauswatete, merkte plötzlich, daß Witting zurückgeblieben war. Er wandte sich und sah, wie der Bauer hinunterspähte ins Tal. „Witting? Was isch?“

Ganz versunken klang die Stimme des Alten. „Ich komm schon!“

Tief drunten im Tal sah Joß eine rote Helle. „Was isch der Schein sell drunt?“

„Das Pfannfeuer im Hof der Burghut.“

„Da müsse mer ja die Grenz bald habe?“

„Ja, Joß! Bald!“

Der Morgen begann zu dämmern, als sie die breite, den Wald durchschneidende Grenzmark erreichten. Da wandten sich die beiden talwärts. Es war an der Zeit, daß sie durch den Wald hinunterkamen. Der laue Föhnwind machte den Schnee so zäh wie Teig. Von allen Bäumen ging ein Getröpfel nieder. Als die beiden Männer zur Straße kamen, waren sie durchnäßt bis auf die Haut.

Wo sie schieden voneinander, das war die Stelle, an welcher Witting und Maralen auf dem Heimweg von Salzburg gerastet hatten.

Joß hielt die Hände des Bauern in den seinen. Lächelnd blickte er in das Rauschen der Lüfte. „Witting! Es lenzet! Der Maien isch nimmer weit für unser gute Sach.“

„Gott soll's geben, daß es wahr ist!“

„Der gibt's, wirst sehe! Wir zwei begegnen uns wohl nimmer im Lebe. Wenn's dir gut ischt in der gute Zeit, dir und deim helle Bube, so denket halt au e bissele an den oinsame Joß sell draußen im Schwabeland! – Gott soll dich hüte, Witting!“

„Gott behüt dich, Joß!“ Witting umklammerte die Hand des Schwaben. „Dir bin ich gut geworden.“

Sie schieden.

Joß sprang in den Wald zurück, um die Straße zu vermeiden. Witting stand noch immer, als der Schwabe schon verschwunden war, und sah im Schnee die Stapfen an. „Der kann glauben! Und der Glauben ist alles!“ Im Zwielight des Morgens warf er einen scheuen Blick der Richtung zu, in der die Burghut stand. Dann folgte er der Straße gegen Grödig, trat in das erste Haus und bat die Leute, daß er sich am Feuer wärmen und trocken dürfe.

## 13.

Es war schon heller Tag geworden, als Witting zum Straßentor der Burghut kam. Durch die Torhalle piffte der Sturm. In diesem Rauschen konnte Witting nicht verstehen, was ihm der Wärtel von der Bastei herunter zurief. Er machte mit den Händen ein Zeichen: ich höre nicht – und durchschritt das Tor. Einer von den Knechten des Thurners lief ihm nach und führte ihn unter groben Worten in den Burghof. Vor Erregung zitterten dem Alten die Hände. Schon beim ersten Schritt durch die Mauer begannen seine Augen zu suchen. Der Wärtel erkannte ihn: „Das ist ja der Vater des Buben, den unser Herr wie einen Junker päppelt!“ Da nahm er's mit dem Verhör nicht genau. Als Witting erzählte, daß er ein paar Ochsen, die er zu Reichenhall gekauft, um den Untersberg herum auf den Markt nach Salzburg geführt hätte, nickte der Wärtel: „Meintwegen soll's wahr sein! Jetzt bleibst du, bis der Herr heimkommt, der nach Berchtesgaden zum Fürsten hat reiten müssen.“

Überall im Hofe waren die Knechte bei der Arbeit, um Steine und Mörtel zu tragen. Überall wurde an der Mauer gebessert, an den Wehrgängen gezimmert und geflickt. Überall ein Schaffen, als gält' es die Basteien und Mauern wider einen Feind zu rüsten, der schon im Anmarsch war.

In einer offenen Halle, in welcher allerlei Waffenzug beisammenstand, gewahrte Witting einen jungen buntgekleideten Landsknecht, der damit beschäftigt war, seinen Arm zu üben: er kniete mit dem Langspieß vor einem schaukelartigen Ding, das wohl einen Reiter auf bäumendem Pferde vorstellen sollte, denn der gaukelnde Balken trug einen Helm. Nach diesem auf- und niedertauchenden Helme stieß der junge Landsknecht mit dem Spieß und wußte so scharf zu zielen, daß jeder Stoß den schwankenden Helm mit Gerassel traf. Jetzt schien er des Waffenspiels genug zu haben. Langsam, wie in Müdigkeit, erhob er sich, um den langen Spieß zu dem anderen Kriegsgerät zu legen. Da stammelte Witting erschrocken: „Jesus!“ Der junge schmucke Landsknecht mit dem blau und gelb zerhauenen Wams und den rot und grün gebänderten Pluderhosen war sein Bub.

Auch Juliander hatte den Vater gesehen und stand zuerst, als könnte er seinem Blick nicht trauen. Dann kam er und streckte die Hand.

Keines Wortes mächtig, sah Witting seinem Buben in das verhärmte Gesicht.

Es zuckte um Julianders Mund. „Lang ist's her, daß sich eins von daheim um mich hat kümmern mögen!“

Witting nickte nur. Bei aller Sorge war ihm doch auch die Freude über das schmucke Bild, das sein Bub als Landsknecht machte.

Juliander sagte bitter: „Gelt, einen scheckigen Narren hat der Thurner aus mir geschneidert! Wär nit Aschermittich, so könntest meinen, daß noch Fasnacht ist! Und was ich alles gelernt hab! Wie der Star im Käfig! Komm, ich zeig dir ein bißl was!“ Er zog den Vater zur Halle und machte ihm ein paar von den Waffenspielen vor, wie sie die Landsknechte üben: er wirbelte ein Schwert in die Luft und fing es, schleuderte kurze Dolche und spickte mit ihnen das Visier des schaukelnden Helmes, ließ einen Langspieß wagrecht um die Hand kreisen, warf eine Hellebarde in die Luft, stellte sich mit dem Gesicht unter das fallende Eisen und lenkte die Klinge dicht über seinen Augen mit flinkem Faustschlag ab. „Gelt, Vater,“ sagte er mit gereiztem Lachen, das im brausenden Sturm verweht, „gelt, ich hab was gelernt?“

Der Bauer sah verstört seinen Buben an.

Juliander setzte sich auf eine Bank und zog den Vater an seine Seite. „Was macht das Lenli?“

„Die ist halt wieder daheim!“ Mehr wußte Witting nicht zu sagen – als hätte er mit diesem einen Wort das ganze Leben seines Kindes erzählt. „Und du, Julei? Wie lebst du allweil?“

„Wie ihr Eichhörndl in seinem Käfig.“

„Wie wem sein Eichhörndl?“

Juliander schien diese Frage nicht zu hören. Ein wenig vorgebeugt, mit den Händen zwischen den Knien, starrte er vor sich hin. „Am Morgen hebt der Thurner die Schul mit mir an. Wird's Abend, so muß ich bei ihm in der Stub sitzen und lernen, wie man die tiefen Züg macht. Diemal ist's barmherzig für mich. Da kann ich schlafen drauf. Und allweil gütiger ist der Thurner worden,“ die Stimme riß ihm entzwei, „derzeit sein Kindl fort ist.“

„Das Fräulen?“

Juliander nickte.

„Ist die nimmer daheim?“

Juliander schüttelte den Kopf.

„Seit wann denn nimmer?“

„Seit ewiger Zeit. Oder länger noch. Ich weiß nimmer. So lang ist's her.“

In Wittings Augen war ein wachsender Schreck. „Wo ist das Fräulen?“

„Auf der Mindelburg.“

„Wo liegt die?“

„Zu Mindelheim. Die gehört dem Frundsberg. Da hat der Thurner eine Schwester verheuert an den Stückmeister. Der ist mit seinem Herrn ins Welschland fort, und die Frau ist krank und hat vier Büblen. Drum hat das Fräulen hin müssen. Und jeden Abend, wenn der Thurner in den dritten Krug hinunterschaut, weiß er kein anderes Reden nimmer als allweil von seinem Räßpl. Das muß ich anhören. Und allweil, wenn ihm der Wein über den Kittel tröpfelt, sagt er: „Ich muß mich noch freuen!““

„Freuen?“ stammelte Witting.

Juliander lachte rau. „So ein Herr, der viel mehr nit hat als seinen Durst, so einer tut sich härter als ein Bauer, der sein Meidl verheuern möcht. Bei uns, da wachsen halt bloß die Baurenbuben, keine Junker, die einem Herrn taugen möchten. Einer, von der Mindelburg, ist dagewesen. Ja, Vater, so ein scheckiger Narr ich bin, gegen so einen Junker bin ich noch allweil wie der Spatz, wenn der Stieglitz kommt! Da meint der Thurner, es tät was werden draus und sein Kind hätt ein richtiges Leben. Und daß dem Junker das Fräulen gefallen muß, da glaub ich dran!“ Seine Augen hingen im Leeren, als stünde ein holdes Bild vor seinem Blick.

Wie versteinert saß Witting an der Seite des Buben.

„Vater, was hast du?“ Juliander sah erschrocken in dieses harte Gesicht.

Ein keuchendes Flüstern: „Tu den Sprung von der Mauer! Heut nacht!“

Juliander schüttelte den Kopf. „Ich hab den Bleibschwur getan. Den muß ich halten.“

„Auch gegen dein eigen Blut?“

„Ich versteh dich nit.“

„Lauf denn die Zeit an dir vorbei, wie der Bach am Berg? Hörst du nit, wie sie zimmern im Wehrgang droben? Weißt du nit, gegen wen der Thurner rüstet?“

„Die Mauer ist alt, drum muß man sie bessern. Gegen wen soll der Thurner rüsten? Der ist ein guter Herr und hat keinen Feind.“

„Herr ist Herr!“ So leis auch die Stimme des Alten klang, es brannte der Zorn in jedem Wort, das er flüsterte. „Die Herren haben meinem Lenli das Leben geköpft! Die Herren haben mir meinen Buben genommen! – Julei, tu den Sprung von der Mauer! Es ist der einzige Weg aus allem Elend, das dir ein Herrenkind ins Blut geworfen.“

Juliander war bleich geworden. „Wenn du's gemerkt hast, meintwegen! Aber muß nit sagen: das wär ein Elend. Eins lieb haben in Schmerzen, das ist ein heilig Ding. Ich bin ein Bub gewesen und bin ein Mann worden. Müßt ich auch sterben dran, ein Glück ist's doch. Und alles kommt, wie's muß!“

Der Alte umklammerte den Arm des Sohnes. „Alles kommt, wie's muß? Das hab ich heut in der Nacht einen sagen hören, der den Herren feind ist. Einen, der an alles Gute den festen Glauben hat, den dein Vater nie finden hat können! Aber jetzt, Bub, jetzt hab ich den Glauben! Jetzt will ich helfen dazu, nimmer als ein Halber im Zorn und ein Halber in meiner Angst. Mit ganzer Seel will ich helfen dazu! Lus auf!“ In leisen Worten begann er zu reden: vom neuen Wesen der Zeit, von der kommenden Freiheit, von

der Menschen Glück. Alles erzählte er, von jener Sonntagnacht im Dürrelehen bis zu dem letzten Worte, das er am Straßenrain da draußen mit Joß Friz geredet hatte. Immer heißer strömte sein Geflüster. Er hörte nicht den Hornruf auf der Torbastei, nicht das Gerassel der Ketten, an denen die Brücke niederging.

Julianders Wangen glühten, und seine Hände schlossen sich zu Fäusten. „Drum tuscheln sie allweil in der Burghut! Drum schweigen sie, wenn ich komm! Drum fragt mich der Thurner allweil: Bist du mir gut, Juliander, könntest du falsch sein?“

„Julei? Tust du den Sprung von der Mauer?“

„Nein, Vater, den tu ich nit! Das alles ist mir wie Sonn und Feuer ins Blut gegangen. Gute Zeit auf der Welt, ein mächtiges Reich, ein gültiger Kaiser, eine freie Kirch und ein reiner Glauben? Vater, das ist eine schöne Sach, für die man sterben könnt und lachen dazu, wie der Bramberger auf dem roten Schragen. Und müssen tausend drum sterben, so bin ich gern dabei. Aber gute Zeit braucht gute Leut. Die schlechte ist allweil bloß von den schlechten Menschen gekommen. Einer, der nit halten möcht, was er willig geschworen hat? Vater, so einer wär ein Lump und tät nit taugen in die Freiheit. Der tät sie versauen.“

Witting schwieg. Der weiße Kopf sank ihm auf die Brust.

„Deswegen mußt du nit Sorg haben! Der Thurner ist ein Kriegermann mit der richtigen Ehr im Leib. Er wird einsehen, daß ich stehen muß, wo mein Vater ist.“

Da kam ein Sporenklingen über das grobe Pflaster her. Herr Lenhard stand vor den beiden, mit dem schimmernden Brustpanzer unter dem Reitermantel, mit dem ungetümen Tellerhut, von dem die großen, aus Zwirn gefälschten ‚Straußenfedern‘ wie rote Schlangen über den Mantel hinunterhingen. Unter diesem Hute schien Sturm zu sein, wie droben in den Lüften. Des Thurners Augen blickten in Zorn, und sein Bart starrte durcheinander, als hätte man ihm alle Haare gegen den Strich gebürstet. Mit einem seiner welschen Flüche stieß er das lange Schwert zu Boden und knurrte den Bauer an: „Tät's lieber sehen, du wärst mir nit in die Mauer gekommen!“

„Da müßt Ihr raiten mit Eurem Knecht. Der hat mir den Weg verlegt.“

„Der Esel hätt besser getan, er hätt dich laufen lassen!“

„Herr Thurner!“ Dem Buben war das Blut in die Stirn geschossen. „Das sind üble Reden, die Ihr meinem Vater gebt!“

Diese Mahnung brachte den Thurner noch völlig in Wut. „Diavolo scatenato! Ich fürcht, ich bin ein Stündl zu spät von Berchtesgaden weggeritten.“ Er musterte den Alten. „Bist du gestern auch im Klosterhof bei dem schönen Fasnachtsspiel gewesen?“

„Ja, Herr,“ sagte Witting ruhig, „da hab ich zugeschaut.“

„So?“ grinste der Thurner und rief zur Torbastei hinauf: „He! Wärtel!“ Der Torwart kam gelaufen. „Was hat dir der Bauer da gesagt?“

„Daß er Ochsen gekauft hätt in Reichenhall und hätt sie nach Salzburg auf den Markt getrieben?“

„So? So?“ Der Thurner packte den Bauer mit grober Faust am Kittel. „Wie kannst du gestern in Berchtesgaden beim Fasnachtsspiel gewesen sein, wenn du Ochsen von Reichenhall nach Salzburg getrieben hast? Kannst du fliegen, Bauer? Sind deine Ochsen Spatzen, die Federn haben?“

Wittings Gesicht war wie Asche. „Ja, Herr, das mit den Ochsen ist eine Lug gewesen.“

„Warum hast du lügen müssen? Daß du dich einschleichen hast können in meine Burghut? Und deinem Buben den Kopf verdrehen?“

„Mein Kopf steht noch allweil fest, Herr Thurner!“ sagte Juliander mit weißen Lippen. „Aber daß mir der Vater von der gerechten Sach erzählt hat, die ihren Kopf in die Höh tun will – ja, Herr, das ist wahr!“

„So? Ist's wahr?“

„Ja, Herr!“ Julianders Augen blitzten. „Und daß ein Redlicher stehen muß, wo die gute Sach ist und wo sein Blut steht – das ist auch wahr!“

Herr Lenhard sah den Buben an. Aller Zorn war plötzlich in ihm erloschen. Mit einem Handwink schickte er die Leute

fort, die in Neugier herbeigelaufen waren. Dann stellte er sich breitspurig vor Juliander hin, Kummer in den Augen. „Bub! Will einem ein gutes Ding aus der Hand rutschen, so tut man einen festen Griff. Was einem lieb ist, laßt man nit gern in den Dreck fallen. Daß du nit anders reden kannst, begreif ich. Aber was du schwefelst, ist junge Narretei. Ein Redlicher mußt dort stehen, wo Vernunft ist, nit dort, wo der Unsinn dem Elend zulauft. So! Und jetzt ein Wörtl mit deinem Vater!“ Herr Lenhard faßte den alten Witting am Ärmel. „Bauer, du hast den Pfleger angelogen. Das könnt ich dir übel zahlen.“

Witting nickte.

„Aber um des Buben willen – geh heim, Bauer! Dein Weg ist weit. Da hast du Zeit zu gutem Besinnen.“ Unter diesen Worten hatte Herr Lenhard den Alten zum Tor geschoben. Nun dämpfte er die Stimme. „Jetzt will ich dir noch was sagen. Weil du des Buben Vater bist. Und was ich dir sag, das ist kein ‚neues Wesen‘ in mir. Das ist Einsicht, die einen grauen Kopf hat. Daß nit alles gut ist auf der Welt, und daß die Herren schiech über die Schnur hauen, und daß es den übermütigen Kutten gesund wär, wenn man sie klopfen möchte – das ist wahr, Bauer. Das sagt dir ein Herr. Tät einer kommen, der von heut auf morgen das Leben und die Menschen besser macht, ich wär der Erst, der ihn grüßen tät. So einer kommt nit. Und was einer nit kann, das machen auch tausend nit! Hunderttausend Binsen, die man mit Stroh aneinandernebelt, geben noch lang keinen festen Baum. Sei verständig, Alter! Laß dich nit hineinziehen in die Narretei! Was sie da kochen in ihren dumperen Köpfen, das wird eine trübe Supp. Das wird ein Fasnachtsspiel mit einem traurigen End. So, Bauer, jetzt geh! Gott soll dir's geben, daß du übers Jahr bei deinem Buben sitzen kannst und lachen dazu!“

Mit entfärbtem Gesicht sah Witting den Thurner an. „Müssen wir halt schauen, wie's kommt!“

„Ja, Bauer, schau nur!“ Herr Lenhard schob den Alten auf die Brücke. „Kommt es, wie's gut ist, so soll mir's recht sein!“

Diese letzten Worte des Thurners schien Witting nicht mehr zu hören. Er sah mit einem Blick der Sehnsucht nach seinem Buben zurück. „Gott soll dich hüten, Julei!“ Seine schwankende Stimme wurde fest. „Wir sehen uns bald! Und wird die Zeit ein bißl grob, so müßt du halt fleißig an den Vater und ans Lenli denken, gelt!“

Herr Lenhard spitzte die Ohren, als hätte er hinter diesem Wort einen versteckten Sinn gewittert. Da ging der Bauer schon über die Brücke. Die Ketten rasselten. Dröhnend schloß sich der große Torflügel. Mit klirrenden Sporen schritt der Thurner auf Juliander zu und packte ihn an der Brust. „Bub? Könntest du falsch sein? Du?“

Juliander richtete sich auf. Langsam faßte er den Thurner an beiden Handgelenken und drückte, daß Herr Lenhard die Hände öffnen mußte.

„Cospetto! Bub! Was treibst du?“ schalt der Thurner, halb im Zorn und halb mit Lachen. „Druckst mir ja die Fäust in Scherben!“

„Ob ich falsch sein könnt!“ Juliander gab die Hände des Thurners frei. „Am Tag vor Kathrein habet Ihr mich in Haft genommen. Heut ist Aschermittich. Und allweil wisset Ihr noch nit, ob das Wasser ein Wasser ist und der Stein ein Stein?“

Herr Lenhard brummte: „Das ist eine Narrenzeit, die aus den Menschen macht, ich weiß nit was! Der Leut, die ich in meiner Mauer hab, muß ich sicher sein.“ Während er den Atem durch die Nase in den gesträubten Schnurrbart blies, sah er dem Buben in die Augen. „So hoch ist meine Mauer nit, daß einer nit hinunterspringt, der eiserne Flachsen hat wie du! Kraft, die frei sein will, die laßt sich nit hüten. Bub? Könntest du mir das antun? Jetzt, wo mir in schiecher Zeitsorg und in der Sehnsucht um mein Kind das Lebenszäpfl schon halb hinuntergefallen ist in den Magen?“

Ein Zittern lief dem Buben durch die Arme. Aller Zorn schien erloschen in ihm. „Daß ich meinen Schwur zu keiner Lug mach? Muß ich das erst noch sagen? Aber die Zeitsorg, die in Euch ist, Thurner, die ist auch in mir, seit der Vater mit mir geredet hat. Wie gut Ihr auch allweil zu

mir gewesen seid – ich bin ein Baurenbub, und meines Vaters Blut ist das meinige. Wenn's wahr wird, daß es ans Raiten geht, so muß ich stehen, wo mein Vater steht.“

Dieses Wort legte wieder Feuer unter die Laune des Thurner. „So?“ brauste er auf. „Bei den Bauren stehen? Und mit dem Schwert, das ich dich führen mich lernen, gegen die Herren schlagen? Am End noch gegen mich und mein Kind?“

Aus Julianders Gesicht war das Blut gewichen. „Herr, es wär das beste für uns alle beid –“

„Was?“ schrie der Thurner. „Was wär das beste?“

„Ihr tötet mir als redlicher Mann den Schwur wieder heimgeben –“

Ein welscher Fluch unterbrach den Buben. „Da müßt ich erst von den Oxen einer sein, die mir dein Vater vorgelogen hat. Du bleibst!“ Er hob in Jähzorn die Faust. „Bis heut hast du den Thurner nur kennen lernen in seiner Güte! Tust du ein Schrittl, das wider deinen Schwur ist, Bub, so will ich dir einmal den Herrn zeigen, der ich bin. Du Bauer!“ Zornknurrend, mit wehendem Mantel, stapfte Herr Lenhard dem Wohnhaus zu.

Noch lange stand Juliander auf der gleichen Stelle. Dann ging er in seine Kammer, tat die bunten Landsknechtfarben von sich ab und zog die Bauernkleider an, in denen er vor einem Vierteljahr die Burghut betreten hatte.

Als es Mittag wurde, rief man ihn nicht zum Tisch des Thurners. Frau Resi brachte ihm mit höhnischem Schmunzeln das Essen in die Kammer. Am Nachmittag merkten es die Burgleute, daß zwischen dem Herrn und dem ‚gepöppelten Buben‘ nicht mehr alles zum Besten stand. Die Knechte lachten durchs Fenster, wenn sie an der Kammer vorübergingen, und einer von ihnen sang ein Spottlied.

„Den Bauren machet ein Bär viel Not,  
Den hätten sie gern geschlagen zu Tod.“

Sie zogen aus und fanden gar bald  
Den braunen Bären im grünen Wald.

Der Bär, der hat sich zum Wehren gerüst,  
Da jammern die Bauren: Herr Jesu Christ!

Und fallen nieder auf ihre Knie:  
O jeggus, o jerum, der Bär ist noch hiel!“

Juliander, mit geballten Fäusten, sang den ‚Baurentrotz‘ zum Fenster hinaus:

„Ich bin ein Bauer, gut und recht,  
Und ist mein Stand auch arm und schlecht,  
So bin ich mir doch grad so gut,  
Wie einer, der schön höfisch tut!  
Tralirala, ich will's nit achten,  
Wenn mich die Herrenknecht verachten!“

Im Hof begannen die Knechte zu schimpfen. Da klang vom Wohnhaus herüber ein welscher Fluch und stiftete Frieden.

Bis zum Abend saß Juliander in seiner Kammer, wie ein Gefangener, der seines Urteils wartet. Nachdem es dunkel geworden, erschien Frau Resi und knurrte: „Zum Herrn sollst kommen!“

Unter dem Hirschgeweih mit den flackernden Kerzen saß Herr Lenhard vor seinem Krug. Als er sah, daß Juliander den Bauernkittel trug, lachte er zornig auf, schien sich aber zur Milde zwingen zu wollen und brüllte: „Komm her da! Trink!“

„Mich tut nit dürsten, Herr!“ Juliander blieb bei der Tür stehen.

Herr Lenhard wettete die Faust auf den Tisch. „So geh halt trocken ins Bett, du Bock, du eigensinniger!“

Juliander schlief nicht in dieser Nacht. Der Sturm rauschte, daß alle Mauern zitterten. Kaum es Tag wurde, erschien Herr Lenhard: „Komm zur Schul!“ Juliander

gehörte. Der Thurner tat den ganzen Tag, als wäre nicht das geringste geschehen. Am Abend saßen sie wieder beisammen in der Stube, Juliander schweigsam, Herr Lenhard wortreicher als je. Er kramte hundert Schnurren seiner Kriegsjahre aus und vermied gefliessenlich jedes gefährliche Wort. Daß er von der ‚Zeitsorg‘ schweigen mußte, die in ihm wühlte, das schien wie Pfeffer auf seinen Durst zu wirken. Frau Resi mußte fleißig in den Keller laufen. Und als dem Thurner warm wurde vom Wein, mußte er von nichts anderem mehr zu reden als von seinem ‚Räppl‘, von seinem ‚roten Narrenvogel‘.

So war es einen Abend um den andern.

In Juliander sammelte sich eine wühlende Erregung an, die er nach halb durchwachten Nächten am Morgen zu beschwichtigen suchte, wenn er dem Thurner in der ‚Schul‘ mit bewaffneter Faust gegenüberstand. Da führte er so derbe Streiche, daß des Thurners Waffenknecht jeden Abend stundenlange Arbeit hatte, um an der Eisenhaube und am Brustpanzer seines Herrn die eingeschlagenen ‚Dullen‘ wieder eben zu klopfen. Doch für Herrn Lenhard war es die lachende Zeit des Tages, wenn er sich nach den Schulstunden schweißtriefend aus seinem Lederwams herauszuschälte und vor dem Zinnspiegel die roten, blauen und grünen Denkmäler mit Balsam einrieb.

Der Föhn war still geworden und hatte einen blauen Himmel über den zerrinnenden Winter gebaut. Aber grau und drohend stiegen mit jedem Morgen am Himmel der Zeit die Wolken auf. Kaum ein Tag verging, ohne daß ein reitender Bote auf abgehetztem Roß die Burghut passierte.

Mit dumpfer Bestürzung sahen die Herren im ganzen Land das neue Wesen wachsen, das in allen Köpfen des Volkes gärte. Von den spärlichen Soldknechten, die dem Zug des kaiserlichen Heeres nach Welschland fern geblieben, liefen Hunderte ihren Herren davon, weil ihnen das Bleiben unter fürstlichen Dächern nicht mehr geheuer schien. In diesem Schreck besannen sich die Herren aller Gnade. Kein Bauer wurde zur Fron gerufen, Zoll und Steuer wurden mit Milde erhoben, um das ‚unruhige Volk nicht zu reizen‘. Diese Milde der Herren wurde nach ihrem Wert gedeutet. Überall sahen die Bauern, wie entblößt von Streitkräften die Fürsten waren, und wie die Angst sie ratlos machte. Das weckte den Übermut. Manch ein adeliger Herr, wenn er über die Straße ritt, mußte Reden hören, die er sonst mit dem Strick des Henkers gebüßt hätte. „Die Herren sind aus Wölfen zu Hasen geworden!“ Das war ein laufendes Wort im ganzen Land. „Von den eisenbeißenden Junkern, deren einer zehn Bauren in einem Pfeffer wollt gefressen haben, dürfen jetzt ihrer zehn einen Bauren kaum ansehen.“

Um sich im Gebrauch der Handrohre und Hakenbüchsen zu üben, schossen die Bauern das Wild auf den Feldern nieder oder zielten nach den Wetterfahnen der Burgen. Die zwölf Artikel, die der Bauern Freiheit verkündeten, wickelten sie um Steine und warfen sie den Herren in die Fenster. In den Nächten nagelten sie Flugschriften an die Burgtore, den ‚Aufruf zur evangelischen Brüderschaft‘, den ‚Totentanz der ungerechten Herren‘ und die ‚Goldkörnlein aus Martin Luthers Reden für das arm geplagte Volk der deutschen Bauren‘. Da konnten die Herren zur Morgensuppe die Predigt lesen: „Man wendet mir ein, es sei eine Gefahr, daß ein Aufruhr gegen die geistlichen Fürsten erregt werde. Darauf antworte ich: Aber wenn das Wort Gottes vernachlässigt wird und das ganze Volk untergeht? Wenn die geistlichen Fürsten nicht hören wollen Gottes Wort, sondern wüten und toben, mit Bannern, Brennen, Morden und allem Übel, was begegnet ihnen billig, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrottet? Und dessen wäre nur zu lachen, wo es geschähe! Alle, die dazu tun, daß die Bistümer verstört und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Gotteskinder und rechte Christen, sie streiten wider des Teufels Ordnung. Es sollte ein jeglicher Christ dazuhelfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei ein End nähme.“

Solcher Sprache gegenüber, und bei der Wirkung, die sie im Volke sahen, zitterten auch die Mächtigsten der Fürsten. Und maßlos war die Angst der Äbte und Propste in ihren schlecht geschützten Klöstern.

Da kam ein jäher Wandel. In der zweiten Märzwoche trugen reitende Boten von Burg zu Burg die Nachricht: das französische Heer vor Pavia ist geschlagen, König Franz ist ein Gefangener des Kaisers, und Frundsberg mit seinen Landsknechten zieht in Eilmärschen über die Berge her.

Zwei Tage vor dem Sonntag Reminiscere schickte Herr Matthäus diese Botschaft von Salzburg seinem fürstlichen Bruder in Berchtesgaden zu. Und schrieb: „Sei frohen Mutes und heb zur ersten Zuflucht mit den Martinischen Schandbuben bei allem Anschein guter Redlichkeit ein Paktieren an. Wir wollen die Bösewichter hinhalten, bis unser Kriegsvolk ankommt. Am fünfundzwanzigsten des Märzens wird der ganze bündische Kriegshaufen aufgeboten sein. Dann wollen wir den Bauren den Kuhschwanz in den Gedärmen suchen und wollen brennen in ihrem Land, daß Gott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füß an sich ziehen soll, weil ihm die Sohlen warm werden.“

So lang es anging, hielten die Herren die Botschaft geheim, die aus Welschland gekommen. Doch aus den Städten sickerte die Nachricht in das Volk und rannte durch die Dörfer. Während die Herren jubelten, ernüchterte sich das Volk aus seinem Übermut. „Schlaget los! Oder es ist zu spät!“ Jeder Haufe, der zusammenrannte, tat, was ihm gut schien für die nächste Stunde. Der Ausbruch kam, zersplittert und ohne Zusammenhang. Im Allgäu und am Bodensee beginnt es. Im Donauried, zu Baltringen, läuft ein Haufe von Dreißigtausend zusammen; während sie um Sold und Verpflegung streiten, setzt sich schon der Feldheer des Schwäbischen Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, gegen die Bauern in Bewegung. Der Aufstand läuft von Haus zu Haus, am Rhein hinauf und an der Donau hinab. Überall ziehen die Bauern zusammen, wie Bienen, wenn sie schwärmen. Die Bewegungsmänner aller Farben rühren sich, Begeisterte und solche, die im Trüben fischen. Mönche springen aus den Klöstern und ziehen als Prädikanten durch das Land. Die Pfarrherren der Dörfer nehmen die evangelische Lehre an und schlagen sich auf die Seite der Bauern. Geld beginnt zu rollen, um allerorten die Zögernden unter die Waffen zu rufen – reichlicher Sold mußte wirken, wo die opferwillige Freude zum Werk der Freiheit fehlte, und wo die Furcht des gemeinen Mannes ratlos zitterte. In diesem Sturm, der das offene Land durchbraust, werden die Städte irr in ihrer Haltung und wissen nicht mehr, zu wem sie stehen sollen, zu den Herren oder zu den Bauern. Reiche Bürger, die um ihre Geldsäcke bangen, treten in die evangelische Bruderschaft und spenden die Hälfte ihres Vermögens, um die andere zu retten.

Am Dienstag vor dem Sonntag Oculi erfuhr der Thurner von einem reitenden Boten, daß es in Salzburg drunter und drüber ginge. Herr Matthäus hätte sich mit allen Prälaten und Adeligen in der Hohensalzburg eingeschlossen, und in der Bürgerschaft wäre der Teufel los. Ein Glück für die Herren, daß sich die Bürger fürs erste untereinander in die Schöpfe gefahren wären: die lutherisch und arm sind, möchten es mit den Bauern halten – die nicht lutherisch, und die lutherisch und reich sind, gäben den Herren recht.

Am Abend, als der Bote von Berchtesgaden wieder heimritt, brachte er vom Propst für den Thurner einen Zettel: „Wahre deine Mauer! Ein Freund des Klosters hat uns zu wissen getan, daß unsere Knappen und Bauern am Sonntag Oculi einen Aufruhr stiften wollen.“

Das war nach langer Zeit der erste Abend, an dem Herr Lenhard nüchtern zu Bett ging. Spät in der Nacht machte er beim Schein der Pfannenfeuer noch einen Rundgang um die Mauer, in deren Wehrgängen die Armbrusten und Hakenbüchsen bereit standen, und stieg auf die Torbastei, wo neben den zwei Mauerschlangen und den eisernen Pulverkisten die Stückkugeln zu kleinen Pyramiden aufgeschichtet waren.

„Alles in Ruh, Herr!“ sagte die Wache.

Der Thurner setzte sich auf eine der Mauerschlangen und blickte in die kalte Frühlingsnacht hinaus. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Er sah die Schlangen an, die Pulverkisten, die Stückkugeln, und brummte einen Fluch. Wenn die Bauern und Knappen zu Hunderten gegen die

Burghut anrückten? Was sollte er da ausrichten mit seinen zehn Hakenbüchsen, mit den beiden Schlangen und den zwölf Knechten?

Müden Schrittes ging der Thurner nach seiner Stube. Als er die Wachskerze ausgeblasen hatte, murrte er in das Dunkel seiner Kammer: „Räpp! Mein Räpp! Wie wird's dir gehen da draußen im Schwabenland!“

Kaum hatte er zu schnarchen begonnen, da weckte ihn die Stimme eines Knechtes: „Herr! Auf dem Untersberg, auf dem Göhl und auf allen Bergen brennen Feuer auf, eins ums ander!“

„Narretei!“ brummte der Thurner. „Heut ist nit der Sonntag Oculi!“

„Die Feuer brennen aber!“

Herr Lenhard sprang aus dem Bett. „Weck alle Leut! Ein jeder auf seinen Posten! Ich komm gleich.“

Es wurde in Haus und Hof lebendig. Für die Stunde der Gefahr war alles vorbereitet, jeder wußte, was er zu tun hatte. Nur ein einziger in der Burghut schien nicht zu wissen, wo seine Stelle war. Im Flackerschein des Pfannenfeuers stand er wie versteinert neben der Tür des Wehrhauses. So sah ihn Herr Lenhard, als er im Geklirr des Panzers über den Burghof schritt. „In deine Kammer, Bub! Da bleibst du, bis ich dich ruf.“ Juliander regte sich nicht, während der Thurner zur Bastei hinaufkletterte, hart schnaufend unter dem schweren Panzer. Auf der Plattform standen vier Knechte mit Hakenbüchsen bei der Mauer; von den Schlangen waren die Lederhüllen abgezogen, Pulver war auf die Pfannen geschüttet, und die Lunten brannten. Noch ehe Herr Lenhard die letzten Stufen der steilen Holzterasse erklommen hatte, sah er schon die Feuer auf den Bergen. An die zwanzig waren es. Wie große Sterne lagen sie auf den schnee grauen Kuppen. Und gleich einem schiefen, zwinkernden Lichtauge, das sich mit Staunen die dunkle Welt beguckt, hing die Mondsichel in einer tiefen Bergscharte am bleichen Himmel.

Im Dorf, das hinter dem Brückenhügel verborgen lag, fing eine Glocke zu läuten an, in abgerissenen Schlägen, als wär's ein Feuerlärm. Und der dumpfe, heulende Klang eines Kuhhorns ließ sich hören.

„Corpo di cane! Das wird ernst. Der gute Freund des Klosters hat den Propst schön freundlich angelogen. Und heut am Mittich ist Sonntag Oculi!“

„Da kommen sie!“ fiel einer der Knechte mit dem Spruch der Schnepfenjäger lachend ein. Den Thurner ärgerte der schlechte Scherz. Aber das war nicht die Zeit, in der man mit den Knechten grob sein durfte.

In das Gebrüll des Kuhhorns mischte sich der heiser schmetternde Klang einer Trompete, die von einem geblasen wurde, der sich schlecht aufs Musizieren verstand. Ferne Stimmen hörte man, Jauchzer und Jodler, halb erstickt vom Rauschen der Ache. Überall auf den grauen Berggehängen glimmerten winzige Sterne auf: die Stubenlichter in den zerstreuten Lehnen der Hochbauern. Und gaukelnde Sterne wanderten durch die Wälder nieder: die Fackeln der Bauern, die zum Haufen eilten.

Als der Morgen zu dämmern anfang, kam ein flüchtender Menschentrupp gegen die Burghut gelaufen. Es waren die Mautknechte, die Schreiber und Aufseher, die der Salzburger Bischof bei der Schellenberger Pfannstättle hielt. Atemlos kamen sie gerannt, während auf dem Brückenhügel, ein paar hundert Schritte hinter ihnen, ein schwarzes Menschengewühl auftauchte, mit wirrem Geschrei. Inmitten des Gewimmels flatterte ein Fähnli, kleine grau Wölkchen pufften auf, und man hörte das Krachen von Schüssen. Unter zeterndem Jammer erreichten die vor dem Haufen Flüchtenden das Tor der Burghut: die Bauern wären wie Wölfe über sie hergefallen und hätten den Mautschreiber in seinem Bett halb tot geschlagen.

„In meiner Mauer kann ich fremde Leut nit brauchen!“ entschied Herr Lenhard. „Laufet heim zu eurem Herrn!“ Er ließ in der Straßenhalle das Fallgitter heben, und die Flüchtenden rannten weiter.

Als die Bauern, deren Hauf sich auf der Straße einherwälzte, die Mautknechte entkommen sahen, erhoben

sie ein tobendes Geschrei und sandten aus ihren Hakenbüchsen den Flüchtenden ein paar bleierne Bohnen nach.

Eine verirrte Kugel surrte dem Thurner am Ohr vorüber. Da griff er mit einem welschen Fluch nach der Lunte und senkte sie auf die Pflanze der großen Mauerschlange. Das Geschütz machte im Feuer einen Sprung nach rückwärts, wie eine glühende Natter zuckte der Strahl des Schusses in die graue Morgenluft, und dröhnend rollte das Echo über die Berge hin. Es war ein blinder Schuß, den Herr Lenhard in die Luft getan. Die Wirkung, die der mächtige Feuerstrahl und sein rollender Donner übte, ließ ihn lachend sagen: „Sie merken, daß die Mauer meiner Burghut kitschig ist!“ Der Haufe der Bauern staute sich und drängte nach rückwärts. Der größere Teil der lärmenden Leute schien in das Dorf zurückzukehren, während der Rest auf dem Brückenhügel lagerte. Da rief der Thurner von seinen Knechten einen: „Lorenz! Bind ein weißes Tüchl an deinen Speiß und frag die Narrenflöh, was sie wollen. Eh sie mir die Morgensupp verderben, sollen sie mir das Bußgeld heimzahlen, das ich ihnen fürstecken hab müssen am roten Kathreinstag. Zehn Pfund Heller hab ich noch gut.“

Während der Knecht mit dem weißen Fähnl die Straße hinauswanderte, blieb Herr Lenhard auf der Mauer sitzen. Da klang hinter ihm eine bebende Stimme: „Herr!“

Schweigend sah Herr Lenhard dem Buben eine Weile in die brennenden Augen. Dann fragte er grob: „Was willst du?“

„Reden mit Euch!“

„So?“ Der Thurner erhob sich. „Geh hinunter zum Schulboden! Ich komm gleich.“ Er wartete, bis Juliander die Treppe hinuntergestiegen war. Dann rief er dem Wärtel zu: „Laß mir die Straße nit aus dem Aug! Solltest du merken, daß sie dem Lorenz den Heimweg sauer machen, so ruf mich!“ Als Herr Lenhard hinunterkam in die Halle, saß Juliander auf der Bank. Der Bub wollte sich erheben. „Bleib nur sitzen!“ sagte der Thurner und setzte sich zu ihm. „So! Jetzt red! Oder wart noch ein Weil! Da bringen sie grad die Morgensupp. Ein Mensch, der satt ist, hat besseren Rat, als einer, dem der Magen rumpelt.“ Er ließ von den Krügen den bauchigsten und einen Suppennapf zwischen sich und Juliander stellen, wischte an einem Wamszipfel, der unter dem Brustpanzer hervorlugte, den Löffel ab und setzte sich rittlings auf die Bank. „Es ist nit das erstmal, daß wir aus einer Schüssel essen. Wird auch nit das letztmal sein. Greif zu!“

Juliander schüttelte stumm den Kopf.

„Wenn du lieber Hunger leidest!“ Ruhig begann der Thurner zu löffeln. Da rasselte die Torbrücke. Der Knecht mit dem weißen Fähnl war zurückgekommen. Herr Lenhard, ohne den Löffel rasten zu lassen, fragte: „Hast du geredet mit ihnen?“

„Mit denen ist kein Reden nimmer. Die sind wie besoffen vom Übermut. Und Aasreden wider die Herren haben sie an mich hingeschmissen, wie der Maurer den Mörtel an die Wand.“

„Hast du gefragt, was sie wollen?“

„Ja, Herr! Und da hat mir's einer ins Gesicht geschrien: ‚Was der Bauer will? Wein trinken und lustig sein, wie's die Herren machen! Die anderen haben ein Lachen angehoben, und einer von den Knappen hat mir den Wein aus der hölzernen Bitsch ins Gesicht geschüttet: ‚Sauf, Herrenknecht! Das ist Kirchenwein! So rot, wie dem Bramberger sein Blut gewesen ist! Da hab ich flinke Füß gemacht. Und schauet, Herr, der Bauren Wein hat das weiße Fähnl gefärbt!‘“

Der Thurner warf den Löffel in den Suppennapf. „Wein trinken und lustig sein? Das ist alles, was sie wollen? Solche Red wird ihnen das eigene Maul verbrennen!“ Schnaufend griff er nach dem Krug, tat von seinen tiefsten Zügen einen, und ruhig, als hätte der ausgiebige Schluck alles Heiße in ihm gekühlt, sagte er zu Juliander: „So, Bub! Da hast du eine Red einer Vetterleut gehört. Jetzt sag mir die deinige!“

Mit weißem Gesicht stand Juliander vor dem Thurner. „Wenn nach dürrer Zeit ein festes Wetter aus des Herrgotts

Mantel niedergeht, so tut es oft großen Schaden und rührt den Kot in allen Gassen auf. Aber schauet am andern Tag die Felder an: wie alles frischet, wie alles ins Wachsen schießt! Da kann der Unrat nit zählen, der über die Straße geronnen!“ Er atmete tief. „Ich tu Euch bitten, gebt mir den Schwur wieder heim! Es ist an der guten Ernt. Da muß ich mithelfen. Oder ich tät nimmer leben mögen.“

Herr Lenhard legte dem Buben die Hand auf die Schulter. „Hast mir schon oft ein gutes Wörtl gesagt! Kein besseres noch wie heut. Wenn alles so wär, wie du's siehst in deinem hellen Herzen, so tät ich es selber mit den Bauren halten. Aber denen ihr Wetter da draußen wird ein schieches Erntfest bringen.“

„Ich seh's halt, wie's mein Vater sieht. Schaffen die Bauren gute Zeit, ein mächtiges Reich, eine freie Kirch, und ich müßt mir denken, es schreit mir einer einmal ins Gesicht: Wo bist du gewesen, Lump, derweil wir geblutet haben ums beste Gut? – eh ich das erleben möchte, da tät ich mir lieber –“ Er schwieg.

„Sag's heraus! Was tätest du lieber?“

„Ich tät mir lieber ein Messer in den Hals stoßen.“

„So?“ brummte Herr Lenhard. Der Zorn war ihm dunkelrot zu Kopf gestiegen, doch das Wetter brach nicht los. „Da ist kein Reden nimmer. Du wärst in stand und tätest den Unsinn wahr machen. Muß ich dich halt heimgehen lassen.“

„Vergeltsgott, Herr!“ In heißer Freude wollte der Bub die Hand des Thurners fassen.

Herr Lenhard zeigte ihm den Ellbogen. „Dein Vergeltsgott kannst du in den Rauchfang schreiben.“ Dann lachte er in seinem Zorn. „Aber wart noch ein Weil! Du bist mir ein lieber Gast in meiner Mauer gewesen. Drum sollst du was mitkriegen auf den Weg!“ Er ging ins Haus und brachte ein schweres, langes Schwert in verblichener Samscheide, mit einer aus Stahlringen geflochtenen Koppel. Es war die Klinge, mit der Herr Lenhard bei Manfredonia dem Camillo Vitelli den Helm vom Kopf geschlagen hatte. „Schau, Bub,“ der Thurner zog das Eisen halb aus der Scheide, „wie du dich in meiner Schul so gut gemacht hast, hab ich mir's allweil fürgenommen: wenn ich dich einmal als fertigen Kriegsmann zum Frundsberg schick, so sollst du das Eisen da haben!“ Er sah den Buben verdrossen an. „Zum Frundsberg gehst du jetzt freilich nit. Pfui Teufel dem Weg, den ich dir auf tun muß! Aber das Eisen sollst du haben!“ Er warf ihm die Koppel über die Schulter. „Einen schandbaren Streich wirst du nit tun mit meinem Eisen.“ Dem Thurner kam ein Schwanken in die Stimme. „Ich kenn dich so weit.“

„Herr!“ stammelte Juliander.

Da wurde Herr Lenhard grob. „Mach, daß du weiterkommst! Corpo di cane! Fremde Leut in meiner Burghut kann ich nit brauchen. Wärtel! Das Tor auf! Daß der Baurenlümmel seinen Weg findet.“

„Herr!“ Röte und Blässe wechselten auf Julianders Gesicht. „Eins muß ich noch sagen, Herr! Das Eichhörndl – ihr Eichhörndl –“

„Cospetto! Was geht mich das haarige Mistviech an! Mach, daß du weiterkommst!“

„Das Eichhörndl steht in meiner Kammer. Das muß die Frau Resi zur Pfleg übernehmen.“

„Das Tor ist offen!“ brüllte Herr Lenhard. „Und gehst du nit gutwillig, so laß ich dich hinauswerfen!“

Der Bub sagte kein Wort mehr. Die Hand um den Knauf des Schwertes klammernd, sah er mit schimmernden Augen den Thurner an, sah zum Wehrhaus hinüber, hinauf zu der schmalen Glastür auf der Altane. Dann wandte er sich und ging der Brücke zu. Als er in den Schatten des Tores trat, rannte ihm der Thurner mit klirrenden Sporen nach und packte ihn am Arm. „Bub? Kann es wahr sein, daß du gehst?“

„Herr, ich muß!“

„Du nimmst meinem Leben eine Freud.“

„Ich spür's.“ Dem Buben riß die Stimme. „Und spür, daß ich meiner Freud das Leben nimm. Behüt Euch Gott, Herr! Und sehet Ihr Euer Kindl wieder, so saget ihm: der Juliander tät grüßen lassen!“ Er löste seinen Arm aus den Fäusten des Thurners und schritt über die Brücke.

Die Ketten rasselten hinter ihm. Die steigende Brücke knarrte.

Goldschön lag die Morgensonne, die über die Berge heraufgestiegen war, auf dem jagenden Wellenspiel der Ache und auf den Wiesen, deren müdes Wintergelb sich mit grünlichem Schimmer zu überhauchen begann. Von den Gehängen des Untersberges, der die Sonnenseite hatte, war der Schnee schon fortgeschmolzen bis über die Wälder hinauf, während die schattseitigen Halden des Schellenberger Tales noch den Mantel des Winters trugen. Die zerrissenen Schneefelder schimmerten blau im Widerschein des klaren Himmels, von dem die Sonne ihre Feuergarben niederstrahlte in die kühle Frühe. Das wäre ein Morgen gewesen für einen, der aus trübem Elend hinauswandert in das Glück, aus der grauen Trauer in die Freude! Doch die verstörten Augen des Buben, der mit dem langen Schwert vor der Brust dem Brückenhügel zuwanderte, schienen hundert bittere Dinge zu sehen, nur nicht die lachende Sonne, die ihn umgab.

## 14.

Wie ein Erwachender hob Juliander das Gesicht, als ihm die Sensenklingen auf dem Brückenhügel den Weg versperrten. „Wer bist du? Bist du für die gute Sach oder wider der Bauren Freiheit?“ Ohne zu antworten, blickte Juliander nach der gelagerten Gruppe, bei der es so lustig zuzuging wie auf einem Jahrmarkt. An die Dreißig, kunterbunt bewaffnet, lagen auf der Wiese neben dem blauweißen, matt wehenden Fähnl, das sie an die Stange einer Kirchenfahne genagelt hatten. Der Weinkrug machte die Runde, junge Weibsbilder lagen zwischen den Zechenden, und das war ein Lachen und Schwatzen, ein Singen und Jodeln, daß man das einzelne Wort nicht mehr verstand.

Als Juliander noch immer schwieg, wollten die Straßenhüter grob werden. Einer der Knappen erkannte ihn. „Das ist der Bruder der roten Maralen!“ Dieses Wort machte ihm freien Weg. Sie vertrauten ihm ihr Loswort an: „Sankt Joseph und die gute Zeit! Bruder Martin und die Freiheit!“ Und boten ihm den Weinkrug hin. Juliander schob den Krug zurück. „Leut?“ Er kämpfte in Erregung um jedes Wort. „Ist die gute Zeit schon da? Ist euer Freiheit schon erfochten?“ Da gab's ein Gelächter. Die gute Zeit müsse lustig anheben, an der traurigen hätten sie lang genug. Und die Herren mit ihren schweren Hosen und ihren fünfthalb Knechten würden über Nacht an der Angst krepieren; da wär' kein Fechten nötig! Julianders Augen irrten in Zorn und Schreck über die lachenden Gesichter hin. „Ich muß zu meinem Vater. Was ich seh, das taugt mir nit. Und der Freiheit wird's noch minder taugen.“ Er ging so hastig davon, als könnte er dem lustigen Spektakel, der den Hügel erfüllte, nicht flink genug enttrinnen. Hinter ihm scholl das Gelächter der Zechenden und das Spottlied, das sie auf die römischen Pfaffen sangen:

„Ich will fürhin gut päpstisch sein,  
Des Luthers Lehr verachten,  
Nach guten Tagen will ich nur  
Und fetten Pfründen trachten!  
Nach Zins und Rent  
Steht mein Intent,  
Wenn ich die hätt,  
So könnt ich stät  
In Lust und Freuden leben,  
Das ist mein einzigs Streben!“

Juliander kam zur Brücke. Da lag in mattem Grün der Hügel, der das Wiesengüt! und das Glück der Maralen getragen hatte. Eine Erregung überkam den Buben, daß ihm die Fäuste zitterten. Er wandte sich ab und eilte durch die Schellenberger Gasse. Der weite Platz zwischen Leuthaus und Kirche lag nicht wie sonst umschleiert von Dunst und Rauch. Die Knappen hatten in der Pfannstätt alle Feuer gelöscht. So lachte seit Jahren zum erstenmal der klare, blaue Himmel über dem Platz. Den erfüllte ein buntes Gewirr. An die Vierhundert waren schon versammelt, Bauern und Knappen, Bürger und Handwerksleute. Über die Knappen und Köpfe starrten die Streitkolben und Sensen heraus, die Speerklingen und Hellebarden. Überall hatten sich die Leute in Gruppen zusammengedrängt, in jeder Gruppe hörte man einen mit lauter Stimme ausschreien, welchen Rat er für den besten hielte, und aus den offenen Fenstern der Herberge tönte das Lärmen der Durstigen, die ihr Bestes schon gefunden hatten: den vollen Krug. Dazu johlten sie ein Lied der Landsknechte. Es klang, als säßen die Salzburger Schergen wieder im Leuthaus:

„Wir ziehen in das Feld,  
Wir ziehen in das blutige Feld  
Und haben weder Säckel noch Geld!  
Strampe de miiii  
Alla mi presente,  
Al vostra signoriiii!“

Auf das sinnlose Kauderwelsch des Liedes schienen sich die Sänger das meiste einzubilden. Das sangen sie am lautesten. Und die jungen Burschen, die in der Herberg nicht mehr Platz gefunden hatten, sangen es unter freiem Himmel mit.

Wie einer, der in fremdes Land gekommen, die Sprache der Menschen nicht versteht und ratlos ist, so stand Juliander in diesem Johlen und Gedräng. Der Zorn brannte in seinen Augen, während er ein paar von den trunkenen Menschen festzuhalten und zur Vernunft zu wecken suchte. Ein graubärtiger Knappe kam auf ihn zugelaufen, mit verstörtem Gesicht. „Bist du nit der Maralen ihr Bruder?“

„Der bin ich!“

„So hilf mir Ordnung schaffen um Herrgottswillen! Schau nur, wie's die Narren treiben!“ Dem alten Mann war das Weinen nah. „Grad fluchen möcht ich und zuschlagen. Hilf mir, Bub! Wir müssen auf Berchtesgaden hinaus und den Hauptmann wählen! Und müssen die Rotten gliedern –“ Da sah er drei alte Bauern kommen, die der Rausch dieses Morgens noch nicht erfaßt hatte. Denen rannte er entgegen und schrie ihnen das gleiche zu wie dem Buben.

Mit blitzenden Augen hatte Juliander das Eisen des Thurners aus der Scheide gerissen. Er hob die funkelnde Klinge und schrie mit aller Kraft seiner Stimme in den wirren Trubel: „Leut! Wer's gut will mit der Freiheit, her zu mir!“ Ein paar Dutzend Männer, die in der Nähe standen, hörten auf Julianders Ruf und traten zu ihm. Wieder klang seine schmetternde Stimme: „Leut! Der den heutigen Tag versäumt, ist der guten Sach ein Feind. Zu mir her, Leut!“

Da tönte aus der Gasse, die gegen Berchtesgaden führte, ein zeterndes Geschrei von Weibern. Man sah ein braunes Maultier zwischen den Häusern einherjagen, in scheuer Wildheit, die gestreckten Nüstern umflattert von weißem Schaum. Es trug auf seinem Rücken einen Knaben in der Bauertracht des ebenen Landes. Der war ohne Kappe. Das Schwarzhaar umwirbelte ein bleiches Gesicht. Gebeugt, wie in Erschöpfung, saß er auf dem Rücken des jagenden Tiers und schlug mit der Peitsche zu, als möchte er jedes Hindernis vor sich niederreiten. Schon öffnete sich mit Geschrei der Menschenhauf, schon wollten sie alle Reißaus nehmen vor dem scheuen Tier, als eine Weiberstimme schrillte: „Das Herrenkind! Der schwäbische Bub ist dem Thurner sein Kind! Die hat sich vermaskert!“ Zwanzig, dreißig stürzten dem jagenden Maultier entgegen, haschten die Zügel und rissen den erschöpften Braunen zu Boden. Morella taumelte aus dem Sattel, inmitten eines Haufens kreischender Weiber.

Das gab einen Trubel! Das war ein Fang! Jetzt hatten sie ein Pfand in Händen, eine Geisel wider den Thurner, einen schützenden Panzer gegen die Kugeln seiner Mauerschlangen und Hakenbüchsen! So dachten und schrien jene, die noch halb bei Vernunft waren, und denen nur der Rausch der Freiheit in den Köpfen wirbelte, noch nicht der Met der Herberge und der Kirchenwein, den sie aus des Pfarrers Keller gehoben. Andere dachten anders. Mit Gejohl und Lachen drängten sich die Burschen herbei, die neugierig waren, ob der Kuß eines adeligen Fräuleins besser schmecke als der Schmatz einer Bauernmagd.

Todesangst in den Augen, stumm, mit übereinander gebissenen Zähnen, suchte Morella sich den groben Fäusten zu entwinden. Erst als ein vierschrötiger Knecht sie mit derbem Arm umklammerte, brach es ihr in Verzweiflung von den Lippen: „Vater!“ Und da sah sie einen, der sich eine Gasse durch das Gedräng der Menschen bahnte. Seine Nähe gab ihr die schwindende Kraft zurück. Sie riß sich los und flog auf Juliander zu, warf sich an seine Brust und drückte zitternd das Gesicht an seinen Hals.

Bleich, die Augen brennend, hielt Juliander mit dem linken Arm das Kind des Thurners umschlungen und streckte mit der Rechten die blitzende Klinge vor sich hin.

Einen Augenblick dämpfte sich der Lärm, als wüßte keiner, was der Bub mit dem blanken Eisen wollte. Da schrillte die Stimme eines Weibes: „Der möcht das Herrenkind schützen! Der ist ein Herrenknecht! Den hab ich in der Burghut gesehen.“ Wildes Geschrei erhob sich,

die Weiber drohten mit geballten Fäusten, und einer der Burschen streckte lachend die Hand nach Morella. Juliander machte mit einem ruhigen Kreisschwung des Eisens freien Platz um sich her. Und seine Stimme klang: „Ich bin von Wittings Maralen der Bruder! Der Stöckl-Joseph, den die Herren ohne Schuld gemordet haben, ist mein Schwager gewesen!“ Das machte die Leute ruhiger, und so konnte der ganze Menschenknäuel, der die beiden umdrängte, die Stimme Julianders hören, die in Erregung fieberte. „Gelt, Leut? So schlechten Mut wird keiner haben, daß er dem Bruder der Maralen in Böswillen nachreden möchte: er tät, was der guten Sach einen Prügel vor die Füß wirft! Drum laßt euch ein Wörtl sagen von mir! Es soll ein Wörtl zum Guten sein.“ Seine Stimme und der Blick seiner Augen schien die Leute zu zwingen, daß sie auf ihn hörten. „Ihr habet euch nit verschaut: das ist dem Thurner sein Kind! Und jeder von euch wird wissen, wer der Thurner ist. Der hat noch nie einem Bauern weh getan.“

In der halben Stille kreischte eine Stimme: „Herr ist Herr. Da ist der beste noch ein Bluteigel am Bauerenleib. Was Herrenblut hat, das muß man niederschlagen.“ Viele Stimmen schrien es nach. Andere begannen zu schelten: das wäre Unverstand, das wäre ‚der guten Sach ein Schaden‘. Und die Neugierigen riefen: „Haltet das Maul, ihr Schreier! Luset, was der Bub da sagen will!“

Da sagte ihnen Juliander, wie ihn das Fräulein und ihr Vater ‚am roten Kathreinstag‘ aus den Spießen der Salzburger Bischofsknechte gerissen hätten. Und der Thurner hätte ihm Unterstand und festen Schutz gegeben. „Und schauet, Leut! Wie heut in der Nacht die Feuer gebronnen haben, bin ich am Morgen zum Thurner gegangen und hab ihm gesagt: Jetzt muß ich heim, jetzt muß ich mithelfen, daß wir die gute Zeit schaffen. Da hat mir der Thurner freien Weg gelassen und hat mir das scharfe Eisen mit auf den Weg gegeben, daß ich es brauch für der Bauren Freiheit! Der Glauben an unser gute Sach ist in mir gewesen wie ein heiligs Feuer. Ich hab gemeint, so muß es in jedem brennen. Und jeder, hab ich gemeint, muß nüchtern sein, mit festem Mut in der Seel, mit dem Willen zum guten Werk, aufrechte Mannsleut, wo jeder dem Nachbar die Hand hinbietet. Wo jeder sagt: jetzt müssen wir fest zueinander halten, jetzt geht's um eine große und schöne Sach, jetzt müssen wir ein hartes Schaffen anheben, und 's Erste muß sein, daß wir uns selber zwingen, eh wir die Herren werfen. Und schauet, Leut, da hab ich rauschige Buben gesehen, wie die Narren in der Fasnacht! Ein Singen und Juchzen ist gewesen! Ein Saufen und Umhupfen mit den Weibsbildern! Und da ist mir ein Zorn ins Blut gefahren –“

Während Morella das bleiche Gesicht hob und zu ihm aufblickte, begann um die beiden her ein wirres Geschrei. Wie laut diese hundert Stimmen auch waren, man hörte doch die Stimme eines alten Bauern, der in Erregung kreischte: „Recht hat er! Der Bub hat recht! Sag's ihnen, Bub!“

„Leut!“ Seine Stimme hob sich über den Lärm. „Ist das euer Freiheit: daß jeder meint, er müßt sich aufführen als wie das Vieh? Wein saufen und lustig sein? Ist das alles, was der Bauer will? Da braucht man kein neues Wesen und keine gute Zeit dazu! Das hat man schon allweil haben können, auf jeder Kirchweih, auf jedem Maitanz und auf jedem Kälbermarkt! Wenn der Bauer von der Freiheit nichts Besseres will, so kann ein jeder von euch wieder heimhupfen und kann sich aufs Stroh legen! Ist's aber, daß man gute Zeit schaffen will, in der ein Bauer sein redliches Leben hat als freier Mensch, ohne Knechtschaft und blütige Steuer, ohne Fron und Scharwerk, sicher in seinem freien Haus? Ist's an der Stund, daß man den Übermut der schlechten Herren bindet und einen guten Kaiser macht, ein mächtiges Reich und ein festes Volk? Ihr Leut, das ist ein großes, ein heiliges Ding! Und ich mein', das müßt man anders anheben! Ernst und nüchtern, wie man zu harter Arbeit geht.“

Mehr noch, als die Worte, die Juliander in seiner Erregung fand, wirkte der Glanz seiner Augen. Hundert Stimmen schrien ihm zu: „Hast recht, Bub!“ Und alle drängten näher, um besser zu hören.

„Schauet, Leut: die Freiheit schaffen, das ist leichter gesagt, als wie getan! Da müssen wir aufweisen, daß unser fester Mut das bessere Eisen ist, als wie's die Herren hinter der Mauer haben. Was uns zusteht, hängt wie ein arges Wetter am Himmel. Soll uns das Wetter keinen Schaden tun und unser schönes Traid nit in Grund und Boden schlagen, so muß man auf die Felder laufen und die Fäust rühren. Jeder muß helfen, jeder muß schaffen und muß die Garben binden, eh man den Wagen in die Scheuer führt. Schauet, Leut, da droben auf dem Marktplatz stellt man die Rotten auf! Die müssen auf Berchtesgaden zu und müssen den Hauptmann wählen. Was ein rechtschaffenes Mannsbild und ein richtiger Bub ist, nimmt sein Eisen und geht auf seinen Platz.“

Der drängende Menschenhauf begann sich unter frohem Lärm zu entwirren, als Juliander den Arm von Morella löste, um ihre Hand zu fassen. Er sah sie an und seine Stimme schwankte. „Jetzt mußt du kommen, Fräulen! Ich muß mich tummeln, daß ich dich heimführ zu Eurem Vater. Ich hab nimmer Zeit, muß schauen, daß ich auf Berchtesgaden komm.“

Morellas Augen hingen an ihm. Sie zitterte in ihren verstaubten Knabenkleidern.

Er zog sie an der Hand mit sich fort. Niemand hinderte den Weg der beiden. Ein alter Bauer kam ihnen nachgelaufen, stellte sich vor Juliander hin, sah ihm ins Gesicht und sagte: „Bub! Dich muß ich mir merken!“

„Bauer!“ stammelte Juliander. „Magst du mir deinen Mantel leihen?“

„Ja, Bub! Von mir kannst du alles haben!“ Der Bauer lachte. „Schaust aber doch nit aus, als ob du frieren tätest?“

Juliander schüttelte den Kopf. „Die Leut gucken das Fräulen allweil so an, in ihrem Bubenzeug.“ Er schob das Eisen in die Scheide und legte den Bauernmantel um Morella. „Komm! Ich muß mich tummeln!“ Dem Alten rief er noch zu: „Den Mantel leg ich ins Leuthaus, gelt?“ Während er lange Schritte machte und Morella neben sich herzog, ging wie das Brausen eines Wildbaches der Lärm mit ihnen, der vom Marktplatz her kam. Aus der Herberg hörte man noch das Johlen und Singen. Das wurde schwächer, wurde stumm, und aller Lärm versank in ein erregtes Summen.

Die beiden sprachen kein Wort. Und Juliander fühlte plötzlich, daß die zitternde Mädchenhand wie leblos wurde. „Fräulen?“ Ihr schmales Gesicht lugte weiß aus dem wirren Schwarzhaar, und ihre Augen waren geschlossen. Sie wäre zu Boden gestürzt, wenn er sie in seinen Armen nicht aufgefangen hätte. Als wäre ihr Körper ein Federchen, so hob er sie an seine Brust und fing zu laufen an. Bei der Achenbrücke stand er eine Sekunde ratlos, weil er vom Hügel her das Singen und Jauchzen hörte. Nun bog er von der Brücke ab und lief am rechten Ufer der Ache entlang. Das war ein harter Weg: über grobes Geröll und über steile Sandmuhren. Sein Schritt war sicher. Wenn der steile Lehm Boden unter seinen Sohlen brach, erreichte er mit flinkem Sprung immer wieder ein Stück festen Grundes. Jetzt konnte er schon von der Burghut her die schreienden Stimmen der Knechte hören. Die lärmten so, weil sie vor dem Tor das braune Maultier sahen, ohne Reiterin, ohne Sattel, mit Staub und Schaum behangen. Und das war der Wärtel, der immer kreischte: „Herr! Herr! Herr!“

Als Juliander hinunterstieg ans Ufer des Baches, verschwand ihm drüben die Burghut. Einen Augenblick zögerte er, bevor der den Sprung in das schäumende Wasser tat. Das ging ihm bis an die Hüften. Er mußte die Ohnmächtige hoch an seine Schulter heben, daß ihr das schießende Wasser nicht die Sohlen streifte. Während er in den reißenden Wellen Schritt um Schritt erkämpfte, ruhte seine Wange an Morellas Brust. Er fühlte die Wärme ihres Lebens, hörte den leisen Schlag ihres Herzens. Wie Schwindel überkam es ihn. Er mußte stehen bleiben. Und da erwachte Morella, sah das schäumende Wasser und klammerte die Arme um Julianders Hals. Das zerdrückte ihm völlig den Atem. Er zitterte und wankte. „Fräulen!“ stammelte er. „Tu deine Ärmeln von meinem Hals! Das geht mir ins Leben, daß ich fallen muß.“

Morella umklammerte ihn nur noch fester, schloß die Augen und lächelte: „Du? Der starke Bub! Und fallen? Geh, das glaubst du doch selber nit!“

Er machte einen Schritt und taumelte, tat ein paar hastige Sprünge gegen die Strömung und hatte das Ufer gewonnen. Noch ein steiler Grashang. Als Juliander die Straße erreichte, stand das Burgtor schon offen, die Brücke war niedergelassen, und Herr Lenhard kam mit seinen Knechten aus dem Hof, wie zu einem kriegerischen Ausfall gerüstet. Beim Anblick des Maultieres war dem Thurner die grauköpfige Weisheit mit der Vatersorge durchgebrannt. Nur der eine Gedanke war noch in ihm: Ins Dorf, zu den Bauern, und den ersten an der Gurgel packen! Nun sah er auf Julianders Armen das schwarzlockige Häußl Leben in dem grauen Bauernmantel. „Bub?“

„Schau, Herr Thurner, da bring ich dein Kindl heim!“

Morella streckte dem Vater die Hände entgegen.

„Santa Madonna!“ Es geschah zum erstenmal in seinem Leben, daß Herr Lenhard seinen welschen, sonst von Teufeln und Heidengöttern wimmelnden Sprachschatz um ein heiliges Wort bereicherte. „Räpp! Du Narrenvogel!“ Er machte verdutzte Augen, als sich aus dem Bauernmantel ein schwäbisches Bübl herausschälte. Dann griff er mit seinen eisenumschienten Armen zu. Der erste Sturm seiner Zärtlichkeit entpreßte Morella bei aller lachenden Freude auch einen stöhnenden Laut. Neben der Liebe des Vaters spürte sie die eisernen Schienen seines Panzers.

„Die Bruck hinauf! Und das Tor zu!“ schrie der Thurner. Wie er vor einem tiefen Zug den Steinkrug zwischen die Hände zu nehmen pflegte, so nahm er Morellas Köpfl zwischen die eisernen Fäuste und trank sich satt mit einem tiefen Blick.

Das Gesicht noch verstört von der überstandenen Angst und Mühsal, in den Augen eine Freude, so lachend, wie der Thurner sie in den Augen seines Kindes noch nie gesehen hatte, so blickte Morella zum Vater auf. Das blasse Hasenmäulchen zuckte, während sie stammelte: „Babbo! Das ist ein Grausen gewesen! Das möcht ich nimmer erleben. Ich hab schon gemeint, daß ich sterben muß in Schand. Und da ist mein Bub gekommen –“ Verstummend löste sie sich aus den Händen des Vaters. „Juliander?“ Ihr Blick irrte durch den Hof. „Babbo? Wo ist denn der Bub?“ Ohne die Antwort des Vaters abzuwarten, flog sie die steile Holzterrasse hinauf zur Plattform des Torwerkes. Zitternd, über die Zinne der Mauer gebeugt, sah sie draußen beim Brückenhügel einen gehen, der auf dem Arm einen grauen Mantel trug. Ein Laut, so gellend wie ein Falkenschrei: „Juliander!“

Klirrend in seinen Schienen kam der Thurner über die Treppe herauf. Morella jagte auf ihn zu, ratlose Angst in den Augen. „Babbo! Hast du völlig den Verstand verloren? Wie kannst du denn jetzt den Buben da fortlassen!“

Ein welscher Fluch. „Ist er fort?“

„Da draußen! Und mitten unter die wilden Wölf da rennt er hinein!“

Herr Lenhard legte den Arm um seine Tochter. „Der will! Da kannst du nichts machen! So ein Bock, so ein dickschädlicher!“ Sie standen an der Mauer, bis Juliander hinter dem Hügel verschwand, auf dem das Fähnl der Bauern flatterte und die trunkene Freiheit jodelte. Dann sagte der Thurner: „Komm, du Narrenvogel! Jetzt mußt du ins Bett!“

„Babbo –“

„Ins Bett! Corpo di Cane! Ich seh doch, wie du zitterst vor Müdigkeit! Die Resi soll dir ein Bad aufgießen und soll dich in die Federn wickeln. Liegst du im Kobel, so komm ich hinauf. Daß man doch hört, wieso dich der Teufel daherschneit als einen schwäbischen Mistbuben. Weiter!“

Wankend, als wäre die letzte Kraft in ihr erloschen, ging Morella zur Treppe. Herr Lenhard blieb auf dem Torwerk stehen, schüttelte immer den Kopf, spähte über die Straße hinaus und sah, daß der Bauertrupp, der den Brückenhügel besetzt gehalten, mit seinem Fähnl abzog. Vom Dorf herüber hörte er noch eine Weile den dumpfen Klang der Kuhhörner, den Hall einer Trompete – dann nichts mehr.

Nach einer Stunde kam Frau Resi, um den Thurner zu holen. Schnaufend stieg er im Wohnhaus die enge Wendeltreppe hinauf, die zu Morellas Stübchen führte. Der kleine Raum, der sein Licht durch die verglaste Tür der Altane bekam, war anzusehen wie ein sonniges Winterbild. Alles in diesem Raume war weiß, die Mauer, das einfache Gerät aus Ahornholz, die Vorhänge der Glastür und das hochbeinige Himmelbett. Die einzige Farbe in dem weißen Stübchen war das Gold der Morgensonne, das heiße Rot auf Morellas Wangen und das tiefe Schwarzbraun ihrer Locken, die das weiße Kissen überragten.

Sie streckte dem Vater die Arme entgegen. Als sich der Thurner in seinem schweren Rüstzeug auf den Bettrand setzte, krachte der weiße ‚Himmel‘ in allen Fugen.

„Babbo? Sind denn die Menschen wilde Tier geworden?“

Herr Lenhard brummte. „Die Menschen sind, wie sie sind. Der Schlechteste hat allweil noch ein gutes Fleckl, und der Beste hat allweil noch einen dumperen Winkel in seinem bockbeinigen Schädel. Aber sag mir lieber, wie kommst du denn auf einmal so daher?“

„Wie's draußen im Schwäbischen angegangen ist, da hat's mich nimmer gelitten. Mich hat eine Angst gepackt, ich weiß nit wie. Um die ganze Burg her ist's gewesen, als wär ein Teufel in die tausend Leut gefahren.“

Herr Lenhard nickte. „Ist der Meister Jörg schon daheim?“

„Seine Vorreiter sind dagewesen, man hat ihn erwartet mit jedem Tag. Mir ist die Geduld vergangen.“ Sie strich mit zitternden Händen das schwarze Geringel von der Stirn zurück. Um das rührsame Hasenmälchen schnitt sich ein harter Zug, und ihre Augen blitzten. „Für einen Schilling hab ich dem Gänsbuben auf der Mindelburg sein Gewand abgekauft. Einen Schilling hab ich dem Torwart auf Wein gegeben und hab gesagt, ich möcht hinausreiten auf den Anger. Und da bin ich ausgerissen, Babbo! Sieben Tag lang bin ich geritten.“

Der Thurner lachte. Jetzt lag sein Rappel sicher im weißen Bett. Da blieb für ihn nur die Freude übrig, die der Tollmut seines Kindes in seiner alten Landsknechtseele weckte. „O du Narrenvogel!“

In Morellas Augen war ein Blick des Grauens. „Zwei Tag lang hab ich reiten müssen ums Leben. Am Geläger der schwäbischen Bauren vorbei. Was ich da sehen hab müssen – da ist mir ein Grausen ins Blut gefahren.“ Sie bedeckte das Gesicht, saß schweigend im Bett und ließ die Hände wieder fallen. „Erst wie ich zum Ammersee gekommen bin, ist wieder Ruh gewesen. Durch die ganze bayrische Gegend, bis an den Chiemsee, hat kein Feuer gebronnen, und kein Kuhhorn hab ich brüllen hören. Da haben die Bauren auf den Äckern gepflügt und haben das Traid gesät.“

Herr Lenhard machte große Augen. „Im Bayerland halten die Bauren Fried?“

„Ja, Babbo! In den Pfarrhöfen, wo ich genächtigt hab, und in den Herbergen, wo ich diemal ein Bröckl gekauft hab für meinen Hunger, hab ich die Leut so reden hören, als täten sie sich vertragen mit ihren guten Fürsten, die ihnen die Hand zum Frieden bieten.“

Der Thurner tat mit der Faust einen Streich auf seinen Schenkel. „So ist dem neuen Wesen ein Keil ins Fleisch getrieben!“

„In Reichenhall, Babbo, hat der Lärm wieder angehoben. Gestern am Abend ist's gewesen. Vor den Häusern hab ich über die Wiesen reiten müssen, weil ich vom Kloster her ein Schreien gehört hab wie von tausend Menschen. Sieben erschlagene Knecht sind vor dem Mauthaus auf der Straß gelegen. Babbo, da ist mir in meiner Müdigkeit das Fürchten gekommen!“ Morella umklammerte den Vater. „Mein Brauner ist krumm gegangen und hat nimmer laufen wollen. So bin ich am Röthelbach zu einem einschichtigen Lehen gekommen. In der Stub hab ich den Bauer und die Bäurin mit zwei kleinen Büblen am Herd gesehen. Die Leut haben gebetet, und da hab ich mir ein Herz genommen und bin hinein. Wie ich die Bäurin angesehen hab, bin ich erschrocken auf den Tod. Das ist eine Schellenbergerin gewesen, die mich kennt. Sie hat ihrem Mann was ins Ohr gewispert. Der Bauer lacht ein bißl, kommt auf mich zu und

fragt: ‚Bübl, was magst?‘ Ich hab keine Lug mehr herausgebracht und hab's gesagt: daß ich umfall vor Müdigkeit, und daß mein Brauner nimmer laufen will. Sie haben mir zu essen gegeben, der Bauer hat dem Braunen den krummen Fuß gekühlt, und die Bäurin hat mir am Feuer eine Liegerstatt gemacht. Da bin ich gelegen, hab gezittert in meiner Angst, und hab getan, als ob ich schlafen tät. Der Bauer ist wieder am Feuer gesessen, hat seinem jungen Weib mit einer wisprigen Stimm von einem Blättl was fürgelesen – ein Lied, Babbo! Das hat angehoben: Nun ist das Heil uns kommen her, voll Gnad und lauter Güte –“

„Räppl!“ fuhr der Thurner auf. „Das sind luthrische Leut gewesen!“

Erschrocken sah sie den Vater an, bekreuzte das Gesicht wie nach einer überstandenen Gefahr und schüttelte das Köpfl. „Ich versteh's nit, Babbo, die Leut sind so viel gut gewesen! Eh der Bauer das Feuer geloschen hat, ist er zu meiner Liegerstatt gekommen und hat mich zugedeckt mit einem Mantel. Schau, da ist mir die Angst vergangen, daß ich schlafen hab können.“

Herr Lenhard schnaufte.

„Gählings weckt mich eins. Es hat schon gegrauet in der Stub. Der Bauer steht vor mir und sagt: ‚Fräulen, jetzt muß ich dich fortschicken, 's ist an der Zeit, daß du heimkommst zu deinem Vater!‘ Wie ich hinausspring vor die Herdstub, seh ich im Frühlicht mächtige Feuer brennen auf allen Bergen. Grad so haben die Feuer vor zwölf Nächten um die Mindelburg gebronnen! Da hab ich mir nimmer Zeit gelassen, daß ich den Braunen gesattelt hätt und hab ein unsinniges Reiten angehoben in meiner Angst. Zu Berchtesgaden ist alles schon lebendig worden. Ein Hornblasen und Läuten ist's gewesen, ein Schreien und Singen – da hab ich losgeschlagen auf das arme Bräunl – und wie ich zu Schellenberg auf den Kirchplatz gekommen bin –“ Von einem Schauer befallen, schlug Morella die Hände vor das Gesicht und fiel in die Kissen zurück.

„Das ander kann ich mir denken!“ knurrte Herr Lenhard. Dann rüttelte er den Arm seines Kindes. „He! Räppl! So schau doch wieder auf!“

Sie ließ die Hände sinken. Ein Lächeln war um ihren Mund, ein träumender Glanz in ihren Augen, die den Vater nicht zu sehen schienen.

„Kind?“

Wie erwachend blickte sie zu ihm auf und sagte ernst: „Babbo! Ich hab Leut gesehen, vor denen ich erschrocken bin. Aber einen hab ich reden hören von der guten Zeit der Menschen. Dem hab ich glauben müssen!“ Sie atmete tief. „Was wär's denn für einer gewesen?“

Morella schwieg. Sie halb aus den Kissen hehend, nahm sie die Hand ihres Vaters, streichelte die rauhaarige Tatze und fragte sinnend: „Babbo? Wie du meine Mutter lieb gewonnen hast? Jetzt mußt du mir sagen, wie das gewesen ist.“

Herr Lenhard guckte verwundert. „Räppl? Wie kommst du da drauf?“

„Warum hast du mir das noch nie gesagt?“

„Weil man dem jungen Zeisig den Lebensabicht nit gern vors Nestl stellt. Jetzt hast du ein Stückl grauslicher Welt gesehen. Da kannst du auch hören, wie ich zu deiner Mutter gekommen bin. Das ist geschehen, ein Jahr, bevor du die Guckaugen aufgetan hast. Ich hab in Welschland ein Fähnl Landsknecht geführt. Mit sechstausend scharfen Buben sind wir vor Brescia gelegen, und am Johannistag hat man zum Sturm geblasen.“ Herr Lenhard geriet in Feuer. Als säße er mit Juliander hinter dem Steinkrug, so begann er den Sturm zu schildern, das Eisengeklirr, das Krachen der Schlangen und Hakenbüchsen. Plötzlich besann er sich und lachte: „Ja so! Wie also die Stadt genommen war, da bin ich am Abend hinausgeritten ins Geläger. Mein Roß war geladen, daß es schnaufen hat müssen. Und da hab ich in einem kleinen Haus ein Mädle schreien hören. So was ist man gewohnt gewesen. Aber selbigmal, die Stimm des Mädels, die ist mir durch Mark und Bein gegangen. Ich bin abgessen und hab an der Haustür über einen alten Mann steigen müssen, der tot in seinem Blut gelegen. Und wie ich in die Stub komm, seh

ich drei Landsknecht, die sich raufen um ein junges Ding, jeder die Faust in ihrem Haar. Und ein Mädel, Rämppl! Noch schön im Jammer! Da bin ich dreingefahren. Was auf meinem Roß gehangen hat, den ganzen Sack voll Silberschüsseln, hab ich den Buben hingeschmissen und hab das Mädel auf meinen Sattel gehoben. Das arme Ding hat gezittert und hat nichts andres nimmer sehen mögen als die Nacht in den Wamsfalten auf meinem Panzer.“

Der Thurner machte mit dem Arm eine zärtlich sanfte Bewegung.

„In meinem Zelt, wie ich den Kyrriß herunterschnall, und das Mädel sieht, daß ich blut an der Schulter, da hat sie mich verbunden. In der Nacht hab ich sie schlafen lassen auf meinem Zeltkreister. Ich bin auf dem Boden gelegen. Den andern Tag, wie man der Stadt den Frieden gegeben, hab ich sie heimgeschickt. Rämppl, das ist mir nit leicht geworden. Am Nachmittag sind wir davongezogen, auf Mailand zu. Da kommt eins hergelaufen über die Maisfelder. Und denk dir, Rämppl: das Mädel ist wieder da! Keine Mutter mehr, der Vater erschlagen, das Haus geplündert. So schaut sie mich an mit ihren todtraurigen Augen, greift mit der Hand in den Steigbügel und laßt nimmer aus. Allweil zottelt sie neben meinem Gaul. Ich fluch ein Bröckl ums ander. Sie laßt nit aus. Und wie sie müd geworden, hab ich sie halt zu mir heraufgehoben.“

Dem Thurner wurde die rauhe Stimme lind.

„Am Abend, in meinem Zelt, da hat sie Feuer gemacht und hat mir die Supp gekocht. Rämppl, die hat mir geschmeckt. Und in der Nacht, wie ich mich wieder hab hinlegen wollen auf den Boden, ist sie stehen geblieben und hat gezittert. Saugrob bin ich geworden. Mit Tränen ist ihr ein Lachen aus dem Herzen gekommen, und schau, da sagt das Mädel: „Messer, ti voglio bene!“

Bleich, die Hände um die Faust des Vaters klammernd, stammelte Morella: „Was heißt das?“

„Heißt: Herr, ich bin dir gut! – Schau, Rämppl, so ist das Mädel deine Mutter worden. Euch zweien hab ich's zulieb getan, daß ich mich als Pfleger da in das Ratzenloch gesetzt hab. Da hat sie gehaust mit mir. Bloß ein einzigs Jährl. Und hat mir ein kurzes Jahr so schön und reich gemacht –“Aufschnaufend tat Herr Lenhard einen Griff ins Leere. „Gott weiß wohl, wen ich meine!“ Ein welscher Fluch – ein müdes Lachen.

Morella schlang die Arme um den Hals des Vaters. „Hat dich so reich gemacht! Und ist nur eine arme Magd gewesen!“

Herr Lenhard ließ sich herzen von seinem Kind wie einer, der nach friender Zeit die Sonne spürt. Nun schien ihm ein Gedanke zu kommen, der ihn schmunzeln machte. Mit den Augen zwinkernd, sagte er: „Du roter Narrenvogel! Jetzt weiß ich, warum du mich das gefragt hast.“ Er lachte. „Meintwegen, erzähl mir halt, wie das bei dir gegangen ist!“

Brennend schoß das Blut in Morellas Wangen.

Wieder lachte der Thurner. „Hab mir eh schon allweil gedacht, warum du so lang kein Wörtl vom Junker redest.“

„Babbo!“

Herr Lenhard guckte verwundert drein und sah den blitzenden Zorn in ihren Augen. „Rämppl? Bist du verrückt? Oder bin ich's?“

„Den hab ich hinausgeworfen aus meinem Leben, wie man eine Spinn von seinem Ärmel schüttelt!“ Sie atmete tief und sah mit trotziger Entschlossenheit den Vater an. „Wenn du so neugierig bist, meintwegen, so sag ich dir's halt!“ Ihre Augen glänzten. „Ich hab einen lieb. Der ist so arm, wie meine Mutter gewesen ist. Und der ist mir gut. Der wird mich so reich machen, wie dich das Mädel gemacht hat!“

Der Thurner fuhr auf, als hätte man draußen auf der Torbastei das Signal geblasen: Sturm! Die Zunge wollte ihm kaum gehorchen: „Rämppl? Der Bub?“

„Ja, Babbo! Jetzt fluch!“

Das besorgte Herr Lenhard. Gründlich. Und fluchtend rasselte er in seinem Eisenzeug zur Tür hinaus, als wäre ihm die kleine Stube zu eng geworden für das Feuer seines Zornes. Wie eine brummende Hummel, die an dunkler Mauer ein Flecklein Sonne finden möchte, surrte er durch die Wehrgänge. Und als er einen der Knechte bei einem

Schläffchen erwischte, gab's ein Donnerwetter mit einem Blitz, der einschlug. Dann hinauf zum Torwerk. Da stand er an der Mauer und spähte grimmig über die stille, leere Straße hinaus. „So ein Bock, so ein gradbeiniger! Und muß davonlaufen! Weil der süße Fladen in der Schüssel liegt.“ Unter einem welschen Kraftwort ging er hinunter ins Wehrhaus, nahm in Julianders Kammer den Käfig mit dem Eichhörnchen von der Mauer, trug ihn hinauf in Morellas Stube und stelle ihn so kräftig auf die Truhe, daß das Tierl hinter den Drähten erschrocken ein Rad schlug. „Da hast du's wieder! Dein haariges Mistviech!“ Höhnisch lachte er in seinem Zorn. „Das wirst du heilig halten müssen! Das hat dir den Buben ins Haus gezogen. Und gepöppelt hat er's, wie die arme Seel den Glauben an Gott!“ Schnaufend ging er auf das Bett seines Kindes zu, packte Morella an beiden Ohren und sah ihr lang in die Augen. „Rämppl? Ist's wahr? Hast du ihn lieb?“

Sie lächelte. „Ja, Babbo!“

„Daß du sterben müßtest, wenn du den Lümmel nit kriegst?“

„Warum denn sterben? Ich will leben mit ihm.“

„Kindl, da darf dich das Warten nit verdrießen!“ Herr Lenhard war ernst geworden. „Von mir aus kannst du ihn haben!“

Sie zog seine Hände an sich und legte ihre brennenden Wangen dazwischen. „Das brauchst du mir gar nit sagen, Babbo!“

„So? Aber wahr ist's: an dem Buben ist kein Fehl, als nur seine bäurische Dickschädlerei. Und steht's bei mir, so sollst du nit dürsten nach deinem Glück. Lieb geben und Lieb empfangen, das ist das Beste. Das ander alles – ob die gescheiten Leut die großen Wort auch aufbludern wie Schweinsblasen – das ander alles ist keinen Pffiferling wert! Aber was draus werden soll, Kind? Das weiß der Teufel und sein Bruder Martin!“ Wütend setzte sich der Thurner wieder auf die seufzende Bettlade. „O du verfluchte Narrenzeit! Jetzt kommt mir das neue Wesen gar noch über mein Kind! Wie ich deinen Buben kenn – Rämppl, der kommt nimmer, eh man nit den tiefen Graben zustopft zwischen Herr und Bauer.“

„Der kommt schon! Sieben Tag lang bin ich geritten. Wird doch der Bub ein Stündl laufen können?“ Sie streichelte seine Hand. „Jetzt mußt du erzählen! Wie's ihm allweil gegangen hat.“

Herr Lenhard schmunzelte. „Du! Der hat was gelernt!“ Er schnallte an der Schulter den Kyrriß auf und schob den Wamskragen und das Hemd zurück, um dem Rämplein die bunten Farben zu zeigen, die der Bub mit dem Eisen gemalt hatte.

„Da schau her! So haut er zu, dein Bub! Da sei nur allweil schön folgsam! Prügelt dich der einmal, das spürst du!“

## 15.

Im Fürstenzimmer des Stiftes zu Berchtesgaden stand um die zehnte Morgenstunde der Propst, Herr Wolfgang von Liebenberg, am sonnigen Fenster. Weil durch die dicken, in Blei gefaßten Rundscheiben ein trübes Schauen war, hatte der Fürstpropst das kleine Schubfenster geöffnet. Grell lag ihm die Sonne auf dem entfärbten Gesicht, während er über den Hirschgraben hinunterblickte zum Anger, von dem ein brausender Lärm heraufquoll. Im Geflimmer der Morgensonne sah man dort unten einige tausend Menschen durcheinanderwimmeln. Waffen blitzten, und bunte Fahnen flatterten, ein ganzes Dutzend, Fahnen in allen Farben.

An der Lippe nagend, stieß Herr Wolfgang in Zorn das Schubfenster zu, als wäre ihm dieses Bild eine Qual in den Augen, dieser Lärm eine Pein in den Ohren. „Das alles kommt von der luthrischen Bübererei!“ Er ging auf den greisen Dekan zu, der inmitten des prunkvollen Raumes am Tische saß. „Schöttingen? Was rätst du mir?“

Der Greis mit dem weißen Wackelkopf erhob sich. Bevor er zu sprechen anfang, durchschriele ein gellender Pfiff das Zimmer. „Schweig, Satanas!“ Herr Wolfgang schlug mit einem Stäbchen nach dem kleinen Affen, der an eine dünne Silberkette gefesselt war und in gereizter Unruh an einer mit Sprossen versehenen Stange auf und nieder fuhr – ein langschwänziges Krallenäffchen, das aus der neuen Welt gekommen war, und das der Kaiser auf dem Wormser Reichstag dem Propst zu Berchtesgaden geschenkt hatte. Eingeschüchtert duckte sich das Tierchen auf eine Sprosse, ringelte den buschigen Schweif um den Hals, fletschte die Zähne seiner altklugen Teufelsfratze und sah den Propst mit funkelnden Augen an.

„Was rätst du mir, Schöttingen? Was ich in vier Wochen täte, wenn der Frundsberg mit seinen Landsknechten daheim ist, das wüßt ich. Was tu ich heute?“

Der Greis nickte. „Für den Menschen das größte Rätsel ist nicht die Zukunft, sondern die Zeit, in der er lebt.“

„Was meinst du, daß die Zeit von mir begehrt?“

„Daß Ihr handelt als deutscher Mann.“

„Was hat mein Deutschtum mit diesem Bauernrummel zu schaffen? Heut muß ich mich wehren als Herr, muß handeln als Priester, dem die Ketzerei das Tor seiner Kirche niederbrechen will.“

„Dann werdet Ihr das Falsche tun! Ihr seid in dem Irrtum befangen, daß der Inhalt unserer Zeit nur dieser unglückselige Zank um die Kirche ist, nur die Unruh, die in das Volk gefahren, das nach Befreiung von seinen Lasten schreit, nach freiem Acker und freiem Herd. Das allein ist es nicht, um was heut gewürfelt wird. Dieser Kirchenstreit und dieser Bauernrummel, wie Ihr den Sehnsuchtschrei des deutschen Volkes nennt, das sind nur zwei von den vielen Gesichtern, mit denen die Gegenwart dem Kommenden entgegenläuft. Was alle deutschen Seelen aufwühlt in ihren Tiefen, ist die dunkle Sorge eines Volkes um seine Zukunft.“

„Nimm einen Stuhl, Schöttingen! Das Stehen fällt dir schwer, ich sehe, daß du zitterst.“ Die Arme kreuzend, lehnte der Propst sich an die Kante des Tisches. „Erkläre mir, wie du das meinst.“

Mit tastenden Händen suchte der Greis die Lehne eines Sessels und ließ sich nieder. „Wie der einzelne Mensch in den Sorgen der Stunde schon die Gefahren ahnt, die noch kommen sollen, so hat auch ein Volk seine ahnenden Nerven, seinen Gichtschmerz, der das böse Wetter vorausempfindet. Uns Deutschen stehen harte Zeiten bevor. Ist das noch ein Reich? Endlose Bruderkämpfe, endlose Kriege um den blauen Himmel dort unten haben unsere Kraft zerrieben. In hundert Nöten hat man die Bundesverfassung zu einer schalen Suppe zusammengerührt. Kaiser? Das ist nur noch ein Name. In der Wirrnis dieser Zeiten rissen die Landesfürsten an sich, was sie erhaschen konnten. Das Reich ist ein morschgewordenes Haus, mit geborstenen Mauern, mit zerklüftetem Dach!“

„Du siehst zu schwarz! Unser Reich hat hundert Gefahren überstanden und wird sich auch der kommenden erwehren.“

„Diese Gefahr ist größer, als Ihr glaubt. Was unseres Volkes wartet, ist der Kampf um sein Leben. Der Bauch von Frankreich möchte wachsen bis an den Rhein und deutsches Land verschlingen. Im Osten droht uns der Türkenschreck, hinter dem uns kommen wird, ich weiß nicht was. Im Süden kocht der alte Groll aus einer Zeit, in der wir dort unten die Herren waren. Von allen Seiten rückt die Gefahr auf uns ein. Und Deutschland hat keinen Freund in der Welt, nur Feinde. Wir müssen unsere zerfahrenen Kräfte sammeln, wenn uns nicht die kommenden Zeiten zerreiben sollen zu Mehl und Futter für andere Völker. Das Vorgefühl dieser Gefahr ist in allem deutschen Volk. Wer soll uns schützen? Die deutsche Ritterschaft? Sie hat ihre Macht verloren. Das schwarze Körnlein, das den Tod durch Panzer und Mauern wirft, hat ihre Kraft gebrochen. Eine neue Kraft muß heranwachsen, um das Reich zu schützen.“

„Wahr, Schöttingen! Wo ist diese Kraft?“

„Im Volk!“

Herr Wolfgang lachte, obwohl der Ernst dieser Stunde mit fahler Blässe auf seinem Gesichte lag. „Die trunkenen Schreier da drunten? Was kümmert die das Reich!“

„Ein Irrtum, Herr! Was in den Bauern schreit, das schreit nicht nur in den Bauern. Das schreit auch in uns. Daß ein Wandel kommen muß, um das wankende Reich zu stützen? War das nicht auch ein Schlagwort aller Besitzenden im Reich? Und immer die Frage: Wer ist der rechte Mann, um diesen Wandel zu schaffen?“

„Jetzt fehlt nur noch, zu sagen: das wäre der Luther!“

„Tausende glauben daran. Mir ist er nur einer von den vielen Namen für die gleiche Sache. Sagt: Sickingen, und ihr nennt einen Kämpfer für die deutsche Sache, der voreilig war und fallen mußte. Sagt: Hutten, und ihr nennt einen Helden der Seele, den das Feuer der Zeit verbrannte. Sagt: Luther, und ihr nennt einen schaffenden Mann. In ihnen allen wirkte der Geist der Zeit –“

„Diesen Ketzergeist der Unruh und Zerstörung nennst du einen schaffenden Mann?“

„Weil ich Christ und Priester bin? Soll mich das hindern, die Zeit zu erkennen und den Wert eines Menschen zu schätzen? Achtet nicht auch ein Landsknecht den Feind, bei dem er Tapferkeit sieht und Begeisterung für seine Sache?“

„Es gab eine Zeit, in der du eine andere Meinung von diesem Wittenberger hattest!“ sagte der Propst mit Ärger. „Seit wann denkst du so gut von ihm?“

„Seit ich seine Bibel las.“

Herr Wolfgang machte eine Bewegung mit der Hand, wie man ein Käferchen fortstreift.

Langsam hob der Greis die Augen. „Dieses Buch ist eine deutsche Tat! Kommt die Zeit, die unser Reich zu einem starken Ganzen schmiedet, so wird das unüberwindliche Leben unseres Volkes auf der Gemeinschaft aller deutschen Zungen ruhen. Und diese Zukunft wird auf diesem Buche stehen, das uns Deutschen eine neugeborene Sprache gab! Hier liegt der Quell des Erfolges, den dieser Wittenberger gewann.“

„Laß das alles!“ fuhr Herr Wolfgang auf. „Ich habe dich gerufen, um mir zu raten! Und du predigst.“

„Ja, Herr!“ Zitternd erhob sich der Greis. „Ich will Euch in die Ohren schreien, was ich fürchte und was ich hoffe. Dieser ganze Kirchenstreit hat mit dem Himmel nichts zu schaffen und wenig mit den Nöten unseres Volkes. Aber als deutscher Mann hat dieser Wittenberger eine Saite angeschlagen, die das Herz unseres Volkes klingen macht.“

Herr Wolfgang deutete in Zorn nach dem Fenster. „Schöne Klänge! Die da drunten!“

„Was so übel tönt, ist nur der schlechte Geigenboden, auf dem die Herren hundert Jahre kratzten, ohne ihn zu pflegen. Aber die Saite ist gut. Dieser Wittenberger hat's empfunden, daß nur eines unser Volk für den Kampf der Zukunft kräftigt: die Freiheit. Weil er ein Mönch war, schlug er zuerst an die rostige Tür, die seiner Faust am nächsten

lag. Hätten unsere Kirchenfürsten so deutsch empfunden, wie dieser geschmähte Mann, so hätten wir nicht diese unglückselige Spaltung, sondern eine einige Kirche, die frei und deutsch ist. Das hätte sie auch im alten Glauben sein können. Aber frei mußte sie werden – frei von Rom, das immer ein Feind des deutschen Gedankens war. Die Fürsten im Norden haben das verstanden. Eine Fülle von Kraft wird ihnen erwachsen aus dieser freien Gemeinschaft von Thron und Kirche. Wir Herren im Süden sind taub geblieben, unsere Ohren wollten den Ruf der Zeit nicht hören. Drum mußte der Schrei so laut werden, daß ihn das Volk vernahm in aller Dumpfheit seines Lebens.“

Der Propst wollte sprechen. Doch aus der Brust des erregten Greises drängten sich die Worte wie ein heißer Strom:

„Das Volk empfindet nur. Es versteht nicht, was es will, macht ein Zerrbild aus der Schönheit seines großen deutschen Willens und glaubt, es ginge ans Raufen um den vollen Fleischtopf seines Lebens. Das ist Narretei! Um das Leben anders zu machen, müßten erst die Menschen anders werden. Die bleiben sich immer gleich. Sie tragen andere Kleider, stutzen das Haar oder lassen es wachsen. Der Kern ihres Wesens ändert sich so wenig, wie die Sanduhr, die man stürzt. Rinnender Sand füllt die Gläser der Uhr, wie wechselnde Hoffnung das Herz der Menschen. Nicht das Erreichen ist das beste Teil unseres Lebens, sondern die Ewigkeit des Hoffens. Wer ein Leben lang hofft, hat ein Leben lang gewonnen. Glück des Lebens, das ist ein Stern, der immer nur dem Einzelnen in die Hände fällt. Und ein guter Mensch im Glück seines Herzens kann Gutes um sich her verbreiten, wie die Blume ihren Duft. Hunderte, Tausende genießen davon. Und das nennen sie dann eine ‚gute Zeit‘. Die kam für Hunderte, weil einer glücklich und sieghaft war. Jeder Kampf um das Glück der Massen ist Torheit, ist ohne Sieg. Der Schrei nach der goldenen Zeit des Lebens ist so alt, wie die Menschen sind, und wird erst verstummen mit dem letzten Bürger auf Erden.“

„Was soll das mir? Sage das den Schreihälsen da drunten! Beruhige sie!“

„Ich, Herr? Das müßt Ihr tun! Das ist Eure deutsche Herrenpflicht in dieser Stunde. Ihr, als Herr, müßt ihnen sagen: Euer Schrei ist gerecht, auch wenn der Irrtum der Menschen an ihm hängt, auch wenn ihr nur halb versteht, was eure Sehnsucht will. Ihr habt gehungert und schreiet nach Brot. Das soll euch werden. Ihr habt den Acker gedüngt mit eurem Schweiß. Der soll euer eigen sein! Aber was in euch, in Millionen Herzen des deutschen Volkes lebendig wurde, das schreit nach Besserem noch, als nur nach Brot und Acker. Das schreit nach einem Wandel der Zeit für uns Deutsche, nach freiem Wachstum unseres Volkes. Unser Reich soll nicht zerbrechen, unser Reich soll blühen. Das ist die Hoffnung, die euch aufrüttelte aus dem Elend eures Lebens. Gefahr drängt um uns Deutsche her, wie ein Rudel Wölfe um ein einsames Haus im Winter. Und ihr alle fühlt, daß nur eines dieser Gefahr begegnen kann: nicht die müd gewordene Herrenfaust, nur die frische, zum Leben erwachte Kraft des deutschen Volkes. Wollen wir nicht zermalmt werden vom Mühlwerk der Völker, die uns umringen, so müssen die Millionen deutscher Arme werden wie ein einziger Arm. Ein Arm, der in Knechtschaft gebunden ist? Wie soll der schlagen können und ein Heiliges schützen? Das kann nur ein Arm, der seine Kraft in Freiheit braucht. Weil ihr alle das empfunden habt in den Dämmertiefen eures Herzens, im Rollen eures deutschen Blutes – deshalb ist, als ein Wille der Zeit und als eine Ahnung des Kommenden, die Sehnsucht nach der Freiheit in euch entbrannt. Und diese Freiheit soll euch werden!“

„Schöttingen,“ sagte Herr Wolfgang mit halbem Lächeln, „was in deinem Weißkopf wirbelt, ist schöne Torheit! Aber so mit diesen schreienden Lümmeln zu reden? Das wär ein Narrenstreich, der dem Fastnachtspiel der Bauern noch eine bunte Kappe aufsetzen würde.“

„Laßt Euch beschwören Herr! Allzeit wart Ihr ein kaisertreuer Fürst, allzeit ist unser Kloster gegen Rom gestanden. Laßt mich reißen an Eurem deutschen Herzen!“ Mit zitternden Händen faßte der Greis das seidene Kleid

des Fürsten. „Was die Zeit verlangt, das kann das Volk allein nicht schaffen. Wenn die Fürsten und Herren dem Volk nicht helfen, wird der heilsame Aufruhr dieser Zeit zu Fäulnis werden, wie Blut, das in den Sand geflossen.“

„Das wäre zu wünschen!“ Ruhig streifte der Propst die dürrn Hände des Greises von sich ab. „Ich sehe nicht, was du siehst. Deine Furcht ist nicht die meine.“

„Herr!“ Die Erregung, die den Greis erfüllte, war stärker als die müde Kraft seines gebrochenen Körpers. Er schlotterte an allen Gliedern wie ein Frierender, und Tränen rollten ihm über das kleingerunzelte Gesicht. „Wollt Ihr die Pflicht dieser Stunde nicht erkennen – Ihr und Eure fürstlichen Brüder – so begeht Ihr ein Versäumnis, das unser Volk in hundert Jahren nicht wieder einholt, begeht ein Verbrechen, unter dem noch die Kinder und Kindeskinde unseres Volkes leiden werden.“

„Warum soll ich mich um die Enkel der Bauern sorgen? Ich, der ich keine Kinder habe? Dieser tolle Rummel geht meiner Macht an die Haut, vielleicht meinem Leben. Da muß ich mich wehren.“

„Laßt Euch warnen, Herr! Wollt Ihr nicht dazutun, um den Sturm dieser Zeit auf gute Wege zu lenken, so werden Zeiten kommen, vor denen Euch grausen soll! Ich sehe sie voraus mit meinen alten Augen. Ein Schwertstreich geht durch die deutschen Lande, ein blutiger Weherschrei füllt die Lüfte, rote Feuersäulen färben den Himmel und leuchten einer zügellosen Verwüstung. Über Schuld und Unschuld geht das Verderben hin und wird nicht Raum schaffen für neuen Bau, wird nur zerstört und verdorben haben, was Gutes hätte wachsen können.“ Dem Greis zerbrach die Stimme. Von der Schwäche seines Alters überwältigt, fiel er auf den Sessel hin und weinte in die Hände wie ein Kind.

Dieser Anblick schien den Fürsten zu erschüttern. Schweigend trat er auf das Fenster zu und blickte hinunter auf den Anger, von dem der wachsende Lärm heraufschaute wie das Toben eines Wildbaches. Mit roter Stirne schüttelte Herr Wolfgang den Kopf. „Ich darf nicht. Die Pflicht meiner Stellung bindet mir die Hände. Es ist wahr: das Volk hat unter schwerer Bedrückung zu leiden. Aber nicht nur der Bauer ist überlastet. Auch Fürsten und Edle haben Ursach, über Beschwerde zu klagen. Wie sollen wir dem Kaiser geben, wenn wir nicht dem Bauer nehmen. So machen es alle. Ich muß handeln wie die andern.“

„Herr!“ Schöttingen ließ die Hände sinken. „Die Botschaft der Liebe wäre nie in die Welt gekommen, wenn Christus gedacht hätte: ein Pharisäer macht es wie der andere, dagegen komm ich nicht auf, da muß ich schweigen.“

„Das ist ein Gleichnis für die Kanzel, nicht für meine Stube. Und die deutschen Fürsten sind keine Pharisäer, der Propst zu Berchtesgaden kann nicht ein Heiland sein.“

„Kann aber seinem Land und Volk die Gerechtigkeit geben, die nach des Heilands gütigem Geiste ist. Und was dann kommen wird, das kann er als Christ und Priester dem lieben Herrgott anheimstellen.“

„Was dann kommen würde, kann ich mir auch ohne den Herrgott ausrechnen: wir hätten in vier Wochen nichts mehr zu beißen, und die Bauern würden den Spieß umdrehen und uns die Haut über die Ohren ziehen. Kämen mir die Leute mit schicklicher Ehrfurcht entgegen, so ließe ich manches mit mir reden, würde manchen Herrenbrauch abstellen, den ich selbst als ein Unrecht erkenne. Fron und Scharwerk könnte gemildert werden. Aber gleich auf alles verzichten? Die Forderungen der Bauern sind unverschämt.“ Herr Wolfgang lachte. „Den Wald freigeben? Das Wild? Daß ich nimmer durch meine Forste reiten könnte, ohne eine Schlinge zu finden, in der sich ein Hirsch verzappelt? Nein! Der Bauer soll seinem Ochsen den Schwanz drehen, aber meine Hirsche soll er in Ruhe lassen!“

„Herr!“ stammelte der Greis erschrocken. „Gilt das Leben des Volkes und das Wohl des Reiches weniger als ein Hirsch?“

„Schöttingen!“ Das Wort hatte scharfen Klang. „Du scheinst zu vergessen, mit wem du redest!“

„Ich bitt Euch, Herr –“

Da trat der Waffenmeister der Klosterknechte in das Zimmer, klirrend von Eisen. „Gnädigster Fürst! Das Ding auf dem Anger nimmt ein grausliches Wesen an. Ein Späher ist eingelaufen. Der schätzt den Haufen der gewaffneten Bauren auf Anderthalbtausend. Und den Schmiedhannes haben sie zu ihrem Hauptmann gewählt.“

„Den Schmiedhannes?“ unterbrach der Fürst mit lachendem Wort.

„Ja, Herr! Die Göhlbauern und die von der Gern, die wollten den Bruder der roten Maralen zum Hauptmann haben. Aber die Talbauren, die Berchtesgadner Gewerksleut, die Ramsauer und Untersteiner haben den Hannes gewählt. Und der Späher sagt: der Schmiedhannes wär's gewesen, der heut in der Nacht die Feuer hat zünden lassen.“

Herr Wolfgang schüttelte den Kopf, als wäre das eine Nachricht, die ihm nicht glaubhaft schien. „Der Schmiedhannes?“

„Ja, Herr! Man hört ihn schreien wie einen Stier, vom Anger bis zur Mauer herauf. Und auf dem Marktplatz hat sich von den Spindeldrechsler und Löffelschneidern ein Hauf zusammengetan. Der plündert dem Weitenschwaiger sein neues Haus. Soll man auf die Rottierer schießen lassen?“

Der Fürstpropst hieß den Waffenmeister mit einer Handbewegung schweigen und sagte zum Dekan: „Ich habe deinen Rat gehört. Jetzt will ich tun, was ich für nötig halte. Diese Stunde hat dich über deine Kraft erregt. Jetzt gönne dir Ruhe!“ Herr Wolfgang lächelte. „Ich hoffe für den Aufruhr dieses Tages einen Wandel zu schaffen, der die träumerische Muße deiner Zelle nicht allzugröblich verwirren soll.“

Mit traurigen Augen, an deren geröteten Lidern noch die Tränen hingen, betrachtete der Greis den Fürsten. Dann nickte er und ging mit schlurfenden Sohlen zur Tür. Ein schriller Pfiff des kleinen Affen gellte durch das Zimmer. „Schweig, Satanas!“ rief Herr Wolfgang. Dann wandte er sich an den Waffenmeister. „Schießen? Nein! Wir wollen unser Pulver sparen. Laß den guten Leuten auf dem Marktplatz ihr Vergnügen! Der Weitenschwaiger hat reichlich Fett angesetzt. Dem wird's nicht schaden, wenn er ein paar Schoppen schwitzen muß. Und schick einen Mann mit der weißen Fahn hinunter ins Geläger der Bauern. Der soll den Schmiedhannes fragen, ob die Bauern willig sind, friedliche Zwiesprach mit ihrem Fürsten zu halten. Dann komm ich hinunter zum Anger.“

„Herr! Das ist ein gefährliches Fürhaben.“

„Herr Pretschlaiffer und der Sekretarius sollen mich begleiten. Zehn Doppelfässer vom schwersten Wein, den wir im Keller liegen haben, soll man hinunterrollen auf den Anger. Und soll den Bauern sagen: das schickt ein guter Fürst seinen lieben Kindern!“

Der Waffenmeister schmunzelte. Ohne Widerrede ging er, um den Befehl seines Herrn auszuführen. Ein wirrer Lärm empfing ihn im Hof des Stiftes. Kloster und Welt, Männlein und Weiblein waren da bunt durcheinandergewürfelt: Chorherren und die Frauen der Beamten, dienende Brüder und die Weiber und Töchter der reichen Bürger, die sich vor dem Aufruhr hinter die Mauern des Stiftes geflüchtet hatten. Der ehrenfeste Weitenschwaiger stand mit aschfahlem Gesicht an der Seite des Landrichters. In allen Augen war die Angst zu lesen. Nur ein paar jüngere Chorherren hatten ihre übermütige Laune bewahrt und scherzten mit den hübschen Mädchen. Als der Waffenmeister kam, wollten sie alle wissen, was der Fürst beschlossen hätte.

„Die Bauren lustig machen!“

Der Landrichter und der edle Hirschauer zu Hirschberg, der an seinem Bärtchen zwirbelte, mußten zum Propst hinauf. Gleich begann man die Arbeit, um die schweren Fässer aus dem Keller zu heben. Das gab einen Lärm: als die Chorherren erfuhren, daß der alte goldklare Rechberg, der die Tafel des Stiftes nur an hohen Festtagen schmückte, in die Gurgeln der Ackertrappen und Roßmucken rinnen sollte.

Im Laienhof waren die Waffenknechte versammelt, die nicht Dienst auf der Mauer hatten: an die dreißig

Armbruster mit ihren Wehren, Hakeniere mit geladenen Büchsen, Spießknechte und Eisenreiter, deren Pferde gesattelt vor den Stalltüren an die Mauerringe gebunden waren.

Die Spießknechte schützten das Tor, als man den kleinen Ausschlupf für den Waffenmeister öffnete, der mit der weißen Fahne, von zwei Kirchenwächtern begleitet, einen bitteren Weg begann. Kaum waren die Drei auf den Marktplatz hinausgetreten, als sie schon von einem Schwarm erregter Weiber umringt wurden. Ein Regen von Hohn und Schimpfreden ging über die drei Männer nieder. Die Ruefin, die wie eine Irrsinnige aussah, warf den Kirchenwächtern den Straßenkot ins Gesicht und kreischte: „Wildbret! Wildbret! Möget ihr wieder Wildbret fressen, ihr Schandbäuch und Klostersäck!“ Ein Häuflein Männer legte sich ins Mittel und umringte die drei Klosterleute, damit sie ungefährdet zum Hauptmann auf den Anger kämen. Krampfhaft schwenkte der Waffenmeister immer das weiße Fähn.

Je näher die Drei mit ihrer Geleitschaft dem Anger kamen, um so brausender wuchs der Lärm, der ihnen entgegenscholl. Es war das gleiche Bild, wie es der Morgen zu Schellenberg gesehen hatte: ein Gewimmel abenteuerlich bewaffneter Menschen, ein Hopsen und Jauchzen, ein Singen und Schreien, in dem man kaum die Weisen der saftigen Lieder unterschied, die da gesungen wurden.

Gegen die Mitte des Angers war im Gedräng ein freier Raum. Da saß der Schmiedhannes im Glanz seiner Hauptmannswürde auf einem Sessel, über den ein roter Mantel gebreitet lag. Hannes trug einen blank geschauerten Kyrriß, auf dem Kopf eine Stahlhaube, war mit einem Schwert gegürtet und stützte sich mit beiden Händen auf einen Streitkolben, der in die Faust eines Goliath getaucht hätte. Vor dem Sessel waren zwei Speere in die Erde gesteckt, ein dritter war quer darüber gebunden. Jauchzend schritten die Bauern, einer nach dem andern, durch das Tor dieser Speere und schrien: „Ich schwör zur Freiheit, ich schwör zu den heiligen Artikeln, ich schwör zum Hauptmann!“

Seitwärts von den Speeren stand eine Gruppe von Männern, aus deren Gesichtern die Sorge redete. Unter ihnen der alte Witting. Er sprach und sprach, er faßte die Männer an den Schultern, am Wams, als möchte er jeden, zu dem er redete, mit Gewalt aus dem Narrenrausch dieses Morgens aufrütteln. Die Männer gaben ihm recht, aber jeder meinte: der Schmiedhannes hätte die Brüder vom roten Fädl und die Josephsbrüder über die Halbscheid für sich gewonnen, hätte in der Nacht die Feuer angezündet, weil es gestern die Reichenhaller so gemacht hätten, und jetzt wäre der Hannes der von der Bauernschaft gewählte Hauptmann. Wer sich dagegen auflehnte, könne tausend Fäuste über seinem Haardach sehen. Während die Männer noch redeten, hörte man die brüllende Stimme des Schmiedhannes: „Witting! Wo ist der Witting?“

Die Fäuste ballend, richtete der alte Bauer sich auf. „Ich bin, wo ich bin. Was willst du von mir?“

„Vierzehnhundert sind durch die Spieß gegangen. Tu deinen Schwur! Geh durch die Spieß!“

„Ich müßt der Freiheit ein Feind sein, wenn ich's tät.“

In Sorge, daß ein Streit entstehen könnte, zogen der Etmüller und der Meingoz den Alten mit sich fort. Witting sah mit verzweifelterm Blick zum Meingoz auf und keuchte: „Nachbar! Ich könnt noch ein Wörtl reden gegen den Hannes – und tät aus Lieb zu der guten Sach meine Seel verschreiben, wenn ich das Wörtl beweisen könnt!“ Da gewährte er, was ihm die Tränen in die Augen trieb: zu Füßen einer Ulme, durch deren Gezweig die Frühlingssonne ihre Strahlen wob, saß Maralen auf einem Stein, in ihrem ausgefransten Kleid, die Zöpfe ihres schimmernden Haars auf die Schultern niedergerissen, mit dem Gesicht einer Toten. Die zitternden Hände wühlten im Tuch der schwarz-rot-gelben Fahne, die zerknüllt in ihrem Schoße lag. Sie hatte diese Fahne in den vergangenen Nächten umsonst genäht. Jede Gnotschaft, die von Unterstein, von der Schönau, vom Taubensee, von

Ramsau und von der Strub, jede war am Morgen schon mit ihrem eigenen Fähnl angerückt, und jede wollte ihre schönen Farben behalten. Wenn im Gedräng der schreienden Menschen diese Fahnen an der Ulme vorübergetragen wurden, konnte Maralen die bunten Tücher flattern sehen im Morgenwind. Doch sie schien keine Augen zu haben, schien nicht zu hören. Und niemand kümmerte sich um sie. Hunderte, die den Schwur in ihre Hand getan, Hunderte, denen sie das rote Fädl um den Hals gebunden, drängten mit Lachen an ihr vorüber, im gedankenlosen Freiheitsrausch dieses Morgens. Auch den Vater sah sie nicht, als er vor ihr stand. Er mußte die Faust in ihre Schultern klammern, bevor sie aufblickte.

„Lenli! Schau die Narren an! Was sagst du? Und der Hannes ist Hauptmann!“

Da stand sie auf. Mit zuckenden Händen riß sie die Fahne in Fetzen. „Heut hat mein Joseph sterben müssen!“ Ganz heiser war ihre Stimme; so viel hatte sie an diesem Morgen geredet, so viel gemahnt, so laut geschrien in ihrem Zorn. „Heut, Vater! Nit am Kathreinstag! Sein warmes Blut ist in den Kot geronnen, und keine Blum wird wachsen draus!“ Ein hartes Lachen erschütterte ihre Brust. „Joß Friz, wo bist du!“ Dann nahm sie die Hand des Vaters. „Komm! 's ist besser, wir gehen heim und legen der Kuh ihr dürres Futter auf!“

Der Meingoz und der Etmüller wollten die beiden zurückhalten. Witting schüttelte den Kopf, hielt die Hand seiner Tochter umklammert und bahnte sich einen Weg durch das lustige Leutgewühl. Einer, der die Josephsmünze am Hals trug, klatschte lachend die Hand auf Maralens Schulter: „Gelt, Schwester, jetzt haben wir unsere Freiheit!“ Maralen hob die Hand und riß ihm das rote Fädl vom Hals. Am Saum des Angers, als das Gedränge schon dünner wurde, begegnete ihnen der Dürrechner, so vergnügt wie einer, der einen Schoppen über den Durst getrunken hat. „Gelt, Witting? Mit deiner ewigen Fürsicht, du! Merkst du jetzt, wie die Bauern zum Fähnl springen!“

„Ja, das merk ich. Spring, du Karpf!“

Sie kamen ins Tal der Ache. Hinter ihnen war der Lärm wie rauschender Sturm. Geschrei kam über die Straße herunter. Man sah einen Wagen, mit großen Fässern beladen. Hundert Menschen drängten sich um das Gefährt, dessen Räder mit ihrem Gerassel auch den brausenden Stimmenlärm noch übertönten.

Maralen mit starrem Gesicht, Witting mit geballten Fäusten, so folgten die beiden dem Ufer der Ache. Da sahen sie auf der Salzburger Straße einen langen Zug bewaffneter Bauern und Knappen daherkommen. Die vierhundert Schellenberger. Ruhig, in geordneten Rotten, kamen sie anmarschiert. Vor jeder Rotte ging der führende Mann, und dem ganzen Zug voran marschierten zwei: ein graubärtiger Knappe und ein junger Bursch, der vor der Brust ein langes Schwert trug und keine Kappe hatte, so daß sein Blondhaar in der Sonne schimmerte.

„Jesus!“ stammelte Witting. Wie von Sinnen begann er über die Wiesen zu rennen.

Maralen sah dem Vater nach. Langsam schien sie aus ihrer Starrheit zu erwachen. Jetzt folgte sie dem Alten, immer rascher, als wäre in ihrem zerdrückten Herzen eine neue Hoffnung aufgedämmert. Sie kam zur Straße. Es war wie Aufruhr in die Schellenberger gefahren, als sie von Witting vernahmten, daß der Hauptmann schon gewählt wäre. Hundert Stimmen schalten: man dürfe die Wahl nicht gelten lassen, der Hauptmann dürfe nur gewählt werden von der ganzen Landschaft; man hätte auf die Schellenberger warten müssen. Ein altes Bäuerlein kreischte: „Der Hannes reitet uns in des Teufels Brüh. Wir Schellenberger wollen den Buben haben. Des Wittings Buben! Der ist der beste von uns!“

Maralen stand vor dem Bruder und hielt seine Hände umklammert. Wie ein Lächeln der Freude glitt es ihr über das verhärmte Gesicht. Und gläubig nickte sie, als er mit seiner ersten Festigkeit zu ihr sagte: „Tu dich nit sorgen, Lenli! Es ist nichts verloren noch. Schau die Schellenberger an! So können die Leut sein, wenn man ihnen das richtige Wörtl sagt. Und komm, wir müssen zum Anger!“ Er hob die Hand. Da schwiegen alle. Und Juliander rief: „Zum Anger, Leut! In fester Ordnung, gelt!“

Die Rotten setzten sich in Marsch. Juliander, zwischen Maralen und dem Vater, schritt den Schellenbergern voran. Als sie zum Anger kamen, scholl ihnen Jubel und Freudenlärm entgegen, als wäre diesen tausend Menschen die Seligkeit vom Himmel herunter auf die Köpfe gefallen. Der Anger hatte sich verwandelt in die Butterwiese des Schlaraffenlandes. Große Fässer waren aufgestellt. Mit Geschrei und Gelächter balgte man sich um die quellenden Spundlöcher. Aus dem Lammfellmützen und Eisenhüten tranken sie. In die hohlen Hände ließen sie den Wein rinnen und schluckten, was nicht durch die Finger sickerte.

Erschrocken machte Juliander mit den Rottmännern der Schellenberger den Versuch, die Sinnlosen zu einem Gedanken der Überlegung aufzurütteln. Doch kein Wille mehr bändigte das entfesselte Tier dieser tausendköpfigen Trunkenheit.

Als Juliander sich durchgedrängt hatte bis zur Mitte des Angers, fand er eine Szene, die sich ansah wie das glückliche Ende eines lustigen Spiels. Der Fürstpropst, Herr Pretschlaiffer und der Sekretarius – alle drei mit Bauernkappen über den Ohren – standen zwischen dem Schmiedhannes und den Sprechern der Gnotschaften, ließen sich duzen von den Bauern und lachten dazu, obwohl sie kreidebleiche Gesichter hatten. Und Herr Wolfgang litt es, daß ihm der Schmiedhannes unter dem Gelächter der anderen ‚zur Festigkeit des Bundes‘ einen Schmatz auf die Wange drückte.

Juliander hatte sich auf einen Stein geschwungen. Das blitzende Eisen erhebend, rief er mit hallender Stimme in den Lärm: „Ihr Leut! Um Christi Barmherzigkeit! Höret mich an!“ Seine Stimme verhallte im Lärm. Und die ihn hörten, schrien es ihm mit Jubel zu: „Ist alles schon gut! Wir haben die Freiheit, alles ist fest und beschworen!“

Man hatte mit den Herren einen Waffenstillstand auf zwei Monate abgeschlossen. Bis das ‚neue Gesetz der guten Zeit‘ gemacht wäre, sollten die zwölf Artikel der Bauernschaft als einzige Satzung gelten. Weder Fron noch Scharwerk sollte geleistet, weder Zins noch Steuer gezahlt werden. Alle Weide sollte frei sein. Der Fischfang in den

Bächen und die Jagd auf den Feldern sollte den Bauern gehören, die Fische im See und das Wild in den Wäldern sollte den Herren bleiben. Jedem sollte sein Lehen als Eigentum gehören, jeder seinen Acker als festes Recht besitzen. Das hatten die Herren mit heiligem Eid beschworen, und der Hauptmann und alle Sprecher der Bauern hatten den Schwur getan, diesen Frieden redlich zu halten. Der Schmiedhannes war der große Mann, der die Freiheit der Bauern erforchten hatte, ohne Schwertstreich und Blutstropfen. Und da die Freiheit gewonnen war? Sollten sich die Bauern ihrer guten Zeit nicht freuen dürfen? Sie nahmen es dem Buben übel, daß er noch immer nicht schweigen wollte.

Während Hannes und die Sprecher der Gnotschaften den Herren das Geleit gaben, gelang es Juliander, ein paar hundert um sich zu sammeln, die auf ihn hörten. Doch der Ruf, mit dem er an ihren Herzen und Köpfen rüttelte, fand nicht mehr den Boden einer guten Stunde wie am Morgen zu Schellenberg. Juliander fühlte, daß er zu spät gekommen. Und der Schwur, den die Bauern geleistet hatten, war für ihn eine Schranke, über die er nicht hinüberkam. „Leut, das ist füreilig gewesen. Aber ein Schwur muß sein wie Eisen. Gott soll's geben, daß die Herren ihren Schwur so ehrlich achten, wie ich von den Bauren verlang, daß sie ihn halten müssen. Aber schauet, Leut, wir Berchtesgadener sind nit allein auf der Welt. Wir müssen den andern helfen, die noch im Streit mit den Herren sind.“

Eine Stimme kreischte: „Die sollen's machen wie wir! Sollen halt grad so gescheit sein!“ Das Wort fand Beifall und Widerspruch.

„Leut! Habet Vernunft! Wenn wir den Nachbar fallen lassen, das wirft uns einen Prügel vor die eigenen Füß. Die Salzburger streiten gegen den Bischof, der sich mit siebenhundert Knecht in seine Burg geworfen hat. Und eh wir am Morgen fort sind von Schellenberg, ist Botschaft aus Hallein gekommen, daß aus der Steiermark ein Kriegshaufen der Herren von Österreich herzieht. Da müssen wir helfen, solange wir noch Fäust haben und ein Eisen rühren können. Wer ein redlicher Bursch ist und ein richtiges Mannsbild, her zu mir! Und nach Hallein hinüber!“

Wieder wirkte der Klang seiner Stimme, der Glanz seiner Augen. Als sich die Besonnenen um Juliander zu sammeln begannen, kam der Schmiedhannes und hörte, welche Wendung der Tag durch Juliander gewinnen wollte. Den Streitkolben schüttelnd, sprang er auf den roten Sessel und schrie: „Wer hat da ein Maul zu machen? Wer ist der Hauptmann? Wer ist ein solcher Lump, daß er den Treuschwur brechen möchte, den die Baurenschaft ihrem Hauptmann geschworen hat? Der ist ein Feind der guten Landsach! Dem laß ich den Strohwisch vor das Haus stecken.“

Aus dem Lärmgewoge klang die Stimme des alten Witting. „Wie du's mir getan hast? Gelt, Hannes? Selbigsma, wie einer den Joß Friz verraten hat!“

Das Gesicht von Glut überfahren, brüllte Hannes: „Auf Treu und Schwur, ihr Leut! Her zu mir, wer Verstand im Hirn hat! Wo der Hannes steht, ist der Bauren Freiheit, das gute Leben, Klosterwein und Wildbret, Geld und Gut! Her zu mir!“

Und vom Stein her klang die Stimme Julianders: Her zu mir! Da steht der Bauren gutes Recht! Der Frieden und die Kraft im Reich! Wer's redlich meint, der hilft den Brüdern zu Hallein! Zu mir her, Leut! Zu mir!“

Ein wirrer Tumult entstand. Viele drängten zu Juliander. Doch Hannes hatte den großen Schwarm für sich, für Klosterwein und Wildbret, für Gut und Geld. Aus dem Lärm erhob sich die zeternde Stimme des Dürrlechners: „Die Halleiner können uns auf den Buckel steigen. Ich hab mein Recht, jetzt bleib ich daheim und freu mich dran. Man muß die Äcker pflügen und die Wiesen misten. Es spitzelt schon bald das Gras. Wenn da der Mist nimmer faulen kann, so dunget er nimmer.“

Das schrien ihm hundert nach: „Der Mist muß auf die Wiesen! Wenn die Wiesen gemistet sind, wird's allweil noch Zeit sein, daß man raitet, wie's weitergeht!“

Da zog die rote Maralen den Bruder vom Stein herunter. „Laß gut sein, Julei! Das reißt ihnen keiner aus der Seel. Die müssen misten. Das ist ihr Leben.“

Juliander hob das Eisen und rief: „Ich geh vom Anger, Leut! Die zu mir halten, die gehen mit!“

Über fünfhundert waren es, die sich am Ufer der Ache um Juliander sammelten, die Hochbauern vom Göhl, die Schellenberger und hundert aus dem Berchtesgadener Tal. Von der Gern schlossen sich dem alten Witting der Etmüller, der Frauenlob mit seinem Buben und der Meingoz an. Auf der Straße hielten sie kurze Rast, um sich zu ordnen. Dann stiegen sie gegen den Halleiner Paß hinauf.

Maralen ging mit ihnen bis zum leeren Haus des Salzmeisters. Zum Abschied legte sie den Arm um die Schulter des Vaters.

„Gott wird's geben,“ sagte Witting, „daß unser Weg zum Guten ist.“

Mit starrem Lächeln deutete Maralen nach der Wiesenstelle, wo Joß den Schuß in die Schulter empfangen und den Herrenknecht erstochen hatte. „Da ist Blut geronnen im Herbst. Das Fleckl, wo das Gras schon wachsen will, ist gut gemistet!“ Sie wandte sich ab und ging.

Während die Fünfhundert bergwärts stiegen, klang vom Anger herauf das Jauchzen und Singen der ‚Gescheiten‘, die um die Fässer lagen. In Jubel genossen sie die goldene Zeit der Freiheit. Bis zum Abend brauchten sie, um die Fässer leer zu machen. Spät in der Nacht noch hörte man das Johlen der Betrunknen. An die Hundert blieben wie Holzklotze auf dem Anger liegen, im Schlaf des Rausches.

Der Morgen kam. Im Berchtesgadner Land war ‚gute Zeit‘. Die Herren saßen hinter der Mauer und rührten sich nicht. Kein Bauer wurde zur Fron geholt, keiner zum Scharwerk. Kein Zinsbot ließ sich in den Häusern blicken, keine Maut wurde erhoben. Und wieviel der Übermut auch sündigte – Herr Pretschlaiffer drückte die Augen zu. Jeder Bauer tat, was er wollte, jeder, was ihn freute. Mit dem Pflügen der Äcker und mit dem Misten der Wiesen, das hatte Zeit. Sie mußten im Leuthaus sitzen, wo die Maß Wein auf Klosterkosten um einen Heller ausgedenkt wurde, mußten die Forellen aus den Bächen fangen und hinter dem Wildbret herlaufen. Die lachende Rede ging durch das Land: „Jetzt ist der Bauer ein Chorcherr worden!“ Und dem Schmiedhannes, der diese goldene Zeit geschaffen hatte, nahm es keiner übel, daß er vom Kloster zur ‚Ehrung des Hauptmanns‘ Äcker und Wiesen bekam und Knechte eingingte, die für ihn pflügen und säen mußten, während er im Leuthaus zechte oder zur Stillung seines Katzenjammers mit dem Speiß hinter den wilden Sauen herlief.

In manchem regte sich ein besonnener Gedanke, in vielen wurde die Sorge wach. Der Hannes mit seinem großen Maul schrie jede Meinung nieder, die ihm nicht taugte. Und als die Nachricht kam, daß die Reichenhaller sich blutige Köpfe an den Klostermauern des heiligen Zeno geholt hatten, und daß im ganzen Bayerland die Bauern ruhig blieben und sich mit ihren guten Fürsten vertrugen, kam die ‚Gescheitheit‘ des Schmiedhannes erst recht ans Licht. Es wurde ihm leicht, jedem Widerspenstigen zu predigen, daß er das Gute geraten, das Beste gewonnen hätte. Nur ein kleines Häuflein war im Land, das dem Hannes zu schaffen machte. Das waren die Martinischen. Die sahen ein, daß des Wittings Bub auf dem Anger das rechte Wort gesprochen hatte. Einer nach dem andern zog davon, nach Salzburg hinaus, mit dem Speiß oder mit der Sense auf der Schulter.

Die anderen blieben ruhig und hielten ihren Schwur. Keine Nachricht, die von draußen einlief, machte ihnen die Köpfe heiß. Daß in Salzburg Zehntausend versammelt waren, um den Bischof in seiner Burg zu belagern; daß die Gasteiner, die von Hallein und aus dem Pongau, die Raurisser und Schellenberger mit zäher Tapferkeit das überlegene Heer der österreichischen Herren bei Schladming überwunden hatten; daß vom Bodensee bis an den Main hinauf ein Kampf der Verzweiflung geführt wurde; daß der Bayernherzog, weil er keine Plage mit seinen

Bauern hatte, einen Teil seiner Kriegshaufen dem Schwäbischen Bund zur Hilfe schickte und sechstausend Landsknechte unter Frundsberg zum Entsatz der Hohensalzburg ausmarschieren ließ – das alles kümmerte den Schmiedhannes und seine Schwurbrüder nicht. „Die da draußen machen schon alles aus, wir brauchen keinen Blutstropfen hergeben und haben den Nutzen davon.“ Eine ungemütliche Stunde war es, als ein fahrender Krämer die Nachricht von der Niederlage des Leipheimer Haufens ins Leuthaus brachte und erzählte: „Das hat ein Gezappel gegeben, als wär ein Ameishaufen lebendig geworden, und ein Daddera, als wär's ein Haufen Gäns. Bloß vom Hall der Kartaunen sind sie umgefallen, wie die Juden am Ölberg.“ Hörten sie aber die Nachricht eines Sieges, den die Bauern erfochten, so stieg ihnen die Freude heiß in die Köpfe. Die Besonnenen begannen zu schelten, als sie von den Greueln hörten, zu denen die Empörung ausartete, und als die Nachricht von dem blutigen Ostersonntag zu Weinsberg kam. „Haben die Leut ihren Verstand verloren? So was muß doch der guten Sach einen Schaden tun!“ Sie hörten, sie lachten oder schimpften. Aber sie lernten nicht, obwohl sie sahen, daß es überall das gleiche Spiel war: überall die Unvernunft des ersten Rausches, überall der Judas, der die Brüder opferte, überall der schwere Faustschlag der Herren, wo sie die Macht hatten, und überall, wo sich die Herren aus Schwäche ducken mußten, der gleiche Betrug mit beschworenen Verträgen, die so lange gehalten wurden, bis die Landsknechte kamen.

Als eine böse Nachricht nach der andern einlief, wurden sie dennoch stutzig. Der Schmiedhannes bekam einen schweren Stand. Immer hörte er die Frage: „Was ist denn im Kloster? Was schaffen sie da die ganzen Nächt beim Pfannfeuer?“

„Was weiß denn ich?“ schrie er die Neugierigen an. „Geht halt hinein und fragt, was los ist!“

Außen an den Mauern war nichts zu sehen. Es guckten nur durch die Schießscharten die Armbruster und Hakeniere heraus, die auf Wache standen. Doch in den Höfen war ein schaffender Lärm durch Tag und Nacht.

Eines Morgens, in der zweiten Woche nach Pfindingen, als von Salzburg ein reitender Bote ins Kloster gekommen, trat der Fürstpropst heiß erregt in die Zelle des Dekans. „Da, Schöttingen! Lies!“ Er legte ein Flugblatt auf das offene Buch, über das der Greis gebeugt saß. „Mich plagt die Neugier, was du sagst dazu!“ Er lachte.

Schöttingen nahm das Blatt und las den Titel: „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauren.“ Er blickte auf. „Wer hat das geschrieben?“

„Dein schaffender Mann zu Wittenberg! Ein Wort, das nützlicher für die Herren ist, hat keiner noch geredet!“

Der Greis begann zu lesen. Deutlich sprach aus seinen Zügen ein ratloser Schreck. Seine Hände zitterten, und seine zerdrückte Stimme murmelte zögernd ein Wort um andere: „Rechtlos sind sie – man soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann – wie man einen tollen Hund totschiagen muß!“ Mit verstörten Augen sah er auf. Und las wieder: „Steche, schlage, würge sie, wer da kann! Bleibst du darüber tot, wohl dir! Seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen!“ Er legte das Blatt auf den Tisch. Sein Gesicht war so weiß wie die Mauer seiner Zelle.

„Ist das nicht schön geredet?“ höhnte der Fürst. „So recht im Geist des Jüngers, den der Heiland lieb hat!“

„Herr,“ sagte Schöttingen ernst, „das ist nicht die Stunde, um zu spotten! Ich begreife dieses Blatt nicht. Und begreife es doch! Hier hat der rechtliche Mann, der Mensch in Luther geredet, den die Greuel des Aufruhrs, die zügellose Wildheit des Volkes empörte. Einer, der große Zeiten schaffen will, muß einen Geist wie Feuer haben, dazu ein steinernes Herz. Den Geist, den hat er. Sein Herz ist weich. Das Blut, das die Bauern rinnen ließen, zu Weinsberg und an anderen Orten, wider Recht und Menschlichkeit, das hat dem Wittenberger diesen Zornschrei aus dem Herzen gerissen. Das begreif ich. Aber daß er als politischer Mann seine Klugheit von dem Zorn seines redlichen Herzens überrumpeln ließ, das versteh ich

nicht. Und das beklag ich. Dieses Blatt wird für das Reich ein Unglück sein!“

„Meinst du?“ Herr Wolfgang lächelte.

„Alle Halbheit rächt sich im Leben und mehr noch im Gang der Historia. Dieses Blatt wird Ursach werden, daß die große Zeit der Deutschen sich am Wegrand niedersetzt – wer weiß, wie lang – und daß das Werk der Freiheit bloß ein halbes bleibt. Dieses Blatt wird viele unseres Volkes dem Mann entfremden, der die Hoffnung in die Herzen des Volkes warf.“

„Ja, Schöttingen! Drum will ich sorgen, daß dieses Blatt unter die Leute kommt.“ Lachend ging Herr Wolfgang zur Tür. „Weißt du schon, daß wir reiten in dieser Nacht?“ Um die Mettenstunde. Halte dich fertig. Unser Weg geht über Schellenberg auf Salzburg zu. Dort lagert der Herzog von Bayern mit dem Frundsberg und sechstausend Spießern.“

Zitternd richtete der Greis sich auf. „Ich bleibe.“

„Hast du den Verstand verloren?“ Herr Wolfgang kam von der Tür zurück. „Wollt ich deiner Schrulle nachgeben, ich würde dich lebend nicht wiedersehen. Als dein Herr befehl ich dir, daß du mit uns reitest.“

Dünne Röte färbte das Runzelgesicht des Greises. Seine Augen brannten, der Atem kämpfte in seiner eingesunkenen Brust.

„Schöttingen?“ fragte der Fürst erschrocken. „Ist dir nicht wohl?“

Mühsam reckte sich der Greis. „Alles Ungewohnte fällt dem Alter schwer. Zum erstenmal verweigere ich meinem Kirchenherrn und Fürsten den Gehorsam. Wie ihr's haltet mit dem Volk, das ist Betrug und Lüge. Ich will nicht reiten mit euch. Ich bleibe.“

„Schöttingen!“ Der Fürst war bleich geworden. In der ersten Wallung seines Zornes trat er dem Greis entgegen. Der Anblick dieses zerstörten Gesichtes machte ihn schweigen. So stand er eine Weile. Dann ging er, ohne noch ein Wort zu sagen.

Zitternd fiel der Greis auf den Sessel hin, als hätte ihn ein Schwindel überkommen.

Still war's in der Zelle. An dem offenen Buche knisterten die Blätter, die ein Windhauch bewegte, ohne sie wenden zu können.

Am blauen Junihimmel schwammen kleine silberweiße Wolken. Verspätete Apfelblüten hauchten durch das offene Fenster ihren Duft in die weiße Zelle. Und irgendwo da draußen, im grünen Laubwerk, tönte der Schlag eines Finken.

## 17.

Der Tag versank in einen leuchtenden Abend.

Als die Sonne schon verschwunden war, glänzte noch aus einer tiefen Bergscharte des Ramsauer Tales ein breites Strahlenbündel heraus, das mit Geflimmer hinspielte über die Gehänge des Untersberges, über den grünen Buchenwald, über die Felder und Wiesen der Gern.

Von allen Dächern der hinter Laub und Zäunen versunkenen Lehen qualmte der blaue Rauch. Nur über dem Wittinglehen kräuselte sich kein Wölklein in den Glanz des Abends. Am Flechtzaun war das Tor geschlossen, kein Laut des Lebens klang aus dem Gehöft. Ging auf dem Karrenwege jemand vorüber, so schlug hinter dem Zaun der Hund nicht an wie sonst. Der war eines Tages mit den Nachbarn hinter dem Wildbret hergelaufen und war nicht wieder heimgekommen.

Das einsame Leben, das Maralen führte, war still und stumm. Man sah sie manchmal am frühen Morgen, wenn sie auf das Kleeefeld hinausging, um frisches Futter für die Kuh zu mähen. Ihr Tag war Arbeit. Kam der Abend, so kam die einzige Freude ihres Lebens, das träumende Denken an ihr versunkenes Glück.

Als der Glanz der Dämmerung schon erlöschen wollte, trat Maralen aus dem Haus. Sie ließ die aufgesteckte Schürze fallen und strich mit den Händen über das Haar. Noch immer trug sie das mürbe, zerfranste Kleid. Ihre Züge waren unverändert, bleich und ernst. Graue Fäden zogen sich durch den Kupferglanz der Zöpfe.

Sie ging zum Brunnen, sah träumend in den gurgelnden Wasserstrahl und streifte mit der Hand über die Kante des Troges. Hier am Brunnen war der Joseph immer bei ihr gestanden.

Sie ging in den kleinen Hausgarten und rührte mit den Fingern an jede Staupe. Hier im Garten hatte ihr der Joseph immer geholfen, die Blumen pflegen.

Sie ging zur Wiese hinter dem Haus, von Baum zu Baum. Manchmal umschlang sie einen Stamm und drückte die Wange an seine Rinde. Dann ging sie zum Holunder, unter dessen Zweigen eine kleine Holzbank stand. Hier war der Joseph immer bei ihr gesessen.

Der Holunder blühte und goß seinen Duft um die Einsame her, so stark und herb, als wär's der Duft ihrer Schmerzen.

Draußen am Hagtor pochte man.

Maralen hörte nicht. Langsam ging ihr Blick über die tauende Wiese hin, über das Laub der Bäume, hinauf ins dämmernde Blau, in dem die ewigen Lichter zu flimmern begannen. Dort oben hatte sie eine liebe Stelle. Zwei große Sterne glänzten dicht beieinander, und um sie her war's wie ein kleiner bleicher Nebel. Das waren ihres Josephs Augen, das war sein Gesicht.

Draußen am Hagtor pochte man, mit Fäusten wurde an die Bohlen geschlagen, und wie in Sorge schrie eine Stimme: „Lenli! Lenli!“

Da erwachte sie. „Jesus!“ Und rannte zum Tor und riß den Balken zurück.

Der Vater und Juliander waren heimgekommen, jeder mit seinem Eisen, in verbrauchtem Gewand, der Bub in einem blauen Kyrriß und mit einem blauen Stahlhut, auf dem der Widerschein der Sterne wie kleine Funken lag.

Als wären die beiden nur draußen auf dem Acker gewesen, so sagte Maralen: „Jetzt seid ihr wieder daheim.“

„Ja, Lenli!“ nickte der Alte.

„Grüß dich, Schwester!“ sagte Juliander. „Die Halleiner haben uns geschickt, daß wir die Berchtesgadener holen. Draußen ist Not an Mann. Die Halleiner sind heut auf Salzburg zu. Da liegt der Bischof auf seiner Burg und schießt auf die Leut herunter. Und gestern ist der bayrische Herzog mit Sechstausend gekommen.“ Das sagte er mit ruhiger Stimme, die müde klang. „Jetzt brauchen wir Leut. Die zwölfteusend Bauren, die draußen liegen, reichen nit aus.“

„Den Schmiedhannes willst du?“ Maralen lachte.

„Versuchen muß man's. Wir wollen in aller Früh hinunter und die Glocken läuten.“

Sie gingen ins Haus. Maralen schürte ein Feuer an. Während Witting sich auf den Herdrand niederließ, stellte Juliander das Schwert des Thurners, als wär's ein Heiligtum, in den Stubenwinkel, in dem das Kreuz mit den Palmzweigen hing. Dann schnallte er den Kyrriß ab, legte den Eisenhut auf den Tisch und ging zur Tür.

„Wohin denn, Bub?“

„Ein bißl auf meinen Baum hinauf.“

Witting und Maralen sahen ihm nach. Der Alte sagte, wie mit einem Stein auf der Brust: „Dem frißt's am Leben!“

Sie nickte.

Nach einer Weile fragte Witting: „Magst du nit wissen, wie's draußen aussieht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Alles ist umsonst!“ Mit beiden Händen strich er über das Gesicht, wie man nach harter Mühsal den Schweiß von der Stirne wischt. Dann sah er brütend vor sich hin. Bei allem Gram, der in seine welken Züge geschnitten war, begann ein Glanz in seinen Augen zu erwachen. „Den Buben hättest du sehen müssen am Schladminger Tag! Sein Ruf ist wie Feuer gewesen, sein Eisen wie ein Schlag ohne Ruh! Und alles umsonst!“ Während das Herdfeuer krachte und seine Funken auswarf, flüsterte der Alte vor sich hin: „Joß Friz! Wo bist du?“ Langsam hob er die Augen. „In der Pfiingstzeit ist's gewesen, am Abend. Ich bin im Geläger am Feuer gesessen und hab so an alles denken müssen, derweil die andern gesoffen haben beim Knöchelspiel. Da ist mir's auf einmal gewesen, als tät mir einer die Hand auf die Schulter legen und tät mir ins Ohr sagen: Alles isch guet! – Ich schau mich um. Aber alles ist Luft gewesen.“ Er sah nach der Stelle hin, auf welcher Joß die ‚Goldkörnlein des Martin Luther‘ aus dem Zwerchsack genommen hatte. „Und gestern ist Botschaft eingelaufen, daß an Pfiingsten der Tag gewesen, an dem der Florian Geyer hat fallen müssen. Das hat der Joß nit überlebt.“

Maralen bekreuzte das Gesicht.

Dann erzählte Witting, was er wußte seit dem vergangenen Tag. Nur in den Bergländern, in Tirol, im Pongau, im Halleiner Tal und am Salzburg brannte das Feuer noch, in dem man die Freiheit vergolden wollte. Im ebenen Land war alles zertreten und mit Blut gelöscht. Der Truchseß hatte bei Böblingen den ‚hellen christlichen Haufen‘ der Schwaben geschlagen, Münzer war bei Frankenhausen mit achttausend Mann gefallen, und die roten Tage von Lupfstein und Scherweiler, von Königshofen und Sulzdorf, hatten Vierzigtausend still gemacht, die nach der Freiheit geschrien. Berlichingen, den sie zum obersten Hauptmann ausgerufen, hatte das Volksheer vor der Schlacht verlassen. Und Florian Geyer, dem die Bauern in Mißtrauen nur die Führung eines kleinen Haufens anvertrauten, hatte seine ‚schwarze Schar‘ zu einer Truppe von flammender Tapferkeit erzogen, hatte seine Treue mit Blut besiegelt, war für die Freiheit der Deutschen gestorben, als der letzte auf dem Feld, und deckte noch im Tod den reinen ritterlichen Schild über die verlorene Sache des geliebten Volkes.

„Kaiser Florian!“ murmelte Witting, die zitternden Fäuste auf den Knien. „Das ist dem Joß sein schöner Pfiingstglauben gewesen. Und an Pfiingsten haben sie den Geyer verraten und totgeschlagen. Jetzt muß er liegen und faulen, ich weiß nit wo. Und hat ein Krönl von Gold um die deutsche Seel herum!“ Der Alte sprang auf und klammerte die Hand in Maralens Schulter. „Lenli! Schau die Leut an, wie sie's machen! Da ist einer gewesen, für sein Volk wie ein Heiland, ein Mensch wie ein Baum in der Blüt! Und da haben sie mitgeholfen, daß man ihn niederschlagt.“ Erschrocken verstummte er und ging zur offenen Tür. „s ist nur der Brunnen gewesen.“ Er zog die Türe zu und dämpfte die Stimme. „Ich hab gemeint, der Bub tät kommen. Der weiß noch nichts. Wie gestern die schieche Botschaft eingelaufen ist, haben wir Alten den Beschluß getan, man müßt das Elend verhehlen, daß man den Leuten ihren Mut nit nimmt. In Salzburg könnt man es noch erzwingen, daß die Bauren mit heiler Haut davonkommen. Das Große und Schöne? Das ist hin. Mir ist der Mut

zerfallen, mir ist der Glauben vergangen.“ Wie ein Müder, dem das Mark zerschmolz in den Knochen, ließ er sich auf den Herdrand sinken. „Dir hab ich es sagen müssen. Aber tu den Buben nichts merken lassen. Der hat noch allweil den guten Glauben.“

Maralen nickte. „Den müssen wir ihm lassen. Vom Glauben kann man leben. Der ist wie Brot.“

„Und wie die grüne Kraft, die unterm Schnee lebendig bleibt.“ Witting hob das Gesicht, das im Widerschein der Herdflamme leuchtete, als wär es zur Hälfte aus Glut gebildet. „Einmal muß es kommen, daß er springt, der Ferch!“

Maralen hob die Pfanne vom Feuer. „Komm, Vater!“ Sie strich ihm mit der Hand übers Haar. „Jetzt iß ein Brösl!“ Dann ging sie in ihre Kammer. Als sie wieder in die Stube trat, trug sie ein anderes Kleid – ein Kleid, das von ihrer Mutter Zeit her noch im Kasten gehangen.

„Lenli?“ stammelte Witting.

„Die roten Fäden, die heben nimmer!“ sagte sie ruhig. „Wo so viel hat sterben müssen, darf ich nimmer trauern um meinen Joseph. Der ist, wo die guten sind.“ Sie ging zur Tür. „Ich hol den Buben herein. Es nächtet.“

Der Abend war schwarze Finsternis geworden. Die Sterne glitzerten wie damals in jener Winternacht, in welcher Joß und Witting durch den Schnee hinaufgestiegen waren zum Untersberg.

Maralen ging zur Wiese. „Bub? Komm herein!“

Es raschelte droben im Nußbaum. Schweigend stieg Juliander über die Leiter herunter. Die Schwester wollte ihm vorangehen ins Haus. Er nahm sie bei der Hand, zog sie zum Holunder, auf die Bank, und umschlang sie, als möchte er allen Schmerz seines Lebens stumm hineinpresse in die Seele der Schwester.

„Bub?“

Wie ein erwürgter Zornschrei brach es aus ihm heraus: „Die Leut! Die machen es einem so viel hart!“ In seine Stimme kam ein scheuer Klang. „Hat dir's der Vater erzählt? Was sie getan haben? Bei Schladming drüben?“

„Daß man die Herren geworfen hat?“

„Und das ander?“

„Sonst weiß ich nichts.“

„Am Schladminger Tag ist jeder gewesen wie ein richtiges Mannsbild, jeder hat schlagen und sterben können für die gute Sach. Aber wie's gewonnen war, da ist's gewesen, als wär der Teufel in die Leut gefahren. Dreißig Edelherrn, die man gefangen hat in der Schlacht – sieben, die ich selber geworfen hab und die man nach Wort und Kriegsbrauch in ehrlicher Haft hält halten müssen – die hat man am andern Tag auf dem Schindanger geköpft und niedergestochen wie die wilden Säul!“ Er klammerte den Arm um die Schwester. „Lenli, mir ist ein Grausen gekommen. Das will nimmer lassen von mir. Und wär mir der Glauben an unser gute Sach nit eingewachsen in die Seel –“ Seine Stimme erlosch, seine Zähne knirschten.

Schweigend hielt Maralen den Bruder umschlungen.

Er sagte mit zerdrückter Stimme: „Tu den Vater nichts merken lassen! Dem Vater ist der Glauben noch allweil gut und ganz.“

„Ja, Bub!“ Sie lachte leis. „Den Glauben muß man ihm lassen.“

Sie traten in die Stube.

Der Brunnen murmelte. Und vom Karrenweg hörte man den Ruf eines Wächters, der die Runde machte. Daß jede Nacht ein Wächter seinen Umgang tun mußte, das hatte der Rat der freien Bauern so eingerichtet. Seit die Lehen durch den Schwur des Propstes ihr Eigen geworden, hatten sie Sorge um ihre Dächer.

Deutlich hörte man in der windstillen Nacht vom schwarzen Tal herauf das Rauschen der Ache. Gegen Mitternacht war da drunten ein Lärm zu hören, wie von vielen Hufen auf harter Straße. Das währte eine Weile, dann erlosch es.

Der Wächter wanderte gegen das Dürrlehen hinauf. Als er droben war beim Flechtzaun, hörte er aus dem Tal den Hall von schreienden Stimmen. Das waren Rufe wie bei einem Feuerlärm. Die Glocken schlugen nicht an. Man sah auch keine Helle, nur schwarze Nacht. Aber das Geschrei

verstärkte sich, und der Wächter schlug an das Hagtor, um den Dürrlechner zu wecken. Der kam. „Was ist denn?“

„Lus, Nachbar!“

Der Dürrlechner brummte: „Was soll denn sein? Rauschige Leut, die gesoffen haben die ganze Nacht. Tāt was Wichtigs aufliegen, so hätt man die Glocken gezogen. Ich leg mich schlafen.“

„Hast recht! Schlafen ist eh das Best.“

„Wenn einen die Flöh nit beißen.“

Der Wächter begann seine Runde wieder, ohne sich weiter um das Geschrei da drunten zu kümmern. Das wurde immer lauter, als wäre zu Berchtesgaden der ganze Markt lebendig geworden. Bei Beginn der Dämmerung sah der Wächter einen Bauer durch den Wald heraufsteigen. Der kreischte: „Weck alle Leut! Ein jeder soll kommen mit Wehr und Spieß!“ Erst wollte der Wächter wissen, was los wäre. Da hörte er's: daß die Bauern betrogen und verraten wären; die Herren hätten ihren Schwur gebrochen und wären in der Nacht mit allen Klosterleuten auf und davon; damit man die Glocken nicht ziehen könnte, hätten sie in beiden Kirchen die Glockenseile zerschnitten und die Turmböden ausgebrochen; und draußen in Salzburg stünden die bayrischen Landsknechte. „Die kommen! Und drunt ist der Teufel los. Weck alle Leut! Ein jeder soll springen mit Spieß und Wehr!“

Der Bauer, der die Nachricht gebracht hatte, rannte wieder hinunter durch den Wald. Immer lauter scholl ihm das Geschrei des empörten Haufens entgegen.

Um alle Mauern des Stiftes zitterte ein rötlicher Widerglanz der Pfannenfeuer, und aus dem Hof schlug eine Flammensäule gegen die Dächer empor. Ein paar mutige Buben hatten die Türme erklommen, aus denen die Böden und Stiegen herausgebrochen waren. Alle Glocken fingen zu läuten an, und die hallenden Erzstimmen verschmolzen mit dem Geschrei der Menschen. Die Erkenntnis, daß sie betrogen waren, schürte in ihnen den maßlosen Zorn der Getäuschten. In der Torstube fanden sie den Wärtel, der nicht fliehen konnte, weil er krank war; in ihrer Wut erschlugen sie den wehrlosen Mann. Den fünfzehnjährigen Buben, den Ruppert, der bei dem Kranken zurückgeblieben, wollte der Schmiedhannes, der im Eisenhut und mit dem Kyrriß gekommen war, an den Schandpfahl hängen. „Kein Ämtl ist so klein, daß es nit wert wär, gehangen zu werden!“ Der Zawinger schwur: der Ruppert wäre Martinisch und hätte den evangelischen Brüdern schon manche Botschaft heimlich zugetragen. Das rettete dem Buben das Leben. Mit käsigem Gesicht, die Augen aufgerissen, stand er zitternd im Klosterhof, starrte immer den Schmiedhannes an und lallte: „Der! Der!“

Ein schreiender Strom von Menschen wälzte sich an dem Buben vorüber. Zu Hunderten kamen sie gelaufen. Ganz von Sinnen waren sie, und die Freude am Vernichten faßte ihre Köpfe, wie Feuer das Stroh. An den Vorrathshäusern zerbrachen sie die Türen und zerstörten mit Gejohl, was sie selbst gezinst und gesteuert hatten. In den Ställen erstachen sie die Schafe und Schweine, und im Hof des Stiftes zündeten sie ein Feuer an, um den ‚Herrenbraten‘ am Spieß zu drehen. Unter allen Türen des Stiftes erbrachen sie zuerst die Tür der Kellerstube. Die Gebinde, die sie schleppen konnten, trugen sie auf den Schultern heraus. Den Wein der großen Fässer ließen sie in die Krüge rinnen und in die Spülschäffer, die im Keller standen. So gierig sofften sie, daß der Rausch sie packte, wie einen der Sonnenstich an glühendem Tag überfällt. Vor einer halben Stunde hatten sie noch gemordet in ihrem Zorn. Jetzt jubelten sie und sangen, schlugen das Tor des Münsters ein, verwüsteten die Altäre, zerschmetterten die gemalten Fenster und rissen aus dem Orgelwerk die Pfeifen heraus, mit denen sie ein Blasen und Tuten begannen, als wäre der wilde Jäger im Kloster eingekehrt. Sie suchten nach goldenen Monstranzen und fanden nur Meßgewänder und alte Rauchmäntel. Das gab unter Gelächter eine Maskerade, eine Prozession zum Feuer, das mit zerschlagenen Betstühlen, mit Meßbüchern und Altartrümmern geschürt wurde. Dann begann ein Rennen und Jagen von Zimmer zu Zimmer, ein Suchen nach Silber und Juwelen. Alles, was Wert hatte, war verschwunden.

Nur das zinnerne Geschirr und das hölzerne Gerät stand noch umher. Als sie das Archiv und den Büchersaal entdeckten, suchten sie die Steuerbücher. Mit den Zinsrollen wanderte die ganze kostbare Bücherei des Klosters in die Feuerstöße, die im Hofe brannten. Das gab einen Rauch, der zum Husten reizte. Jeder, der dieses Kratzen im Hals verspürte, half sich mit der weingefüllten Kanne.

Als der Tag kam, schlugen die Flammen, die so fleißig geschürt wurden, hoch über die Dächer hinaus, und ihre flackernde Röte kämpfte mit dem gelben Frühschein und warf ein zuckendes Licht in alle Korridore des Stiftes, in alle Stuben und Zellen.

Da klang von einem Fenster in diesen balgenden Lärm der Schrei: „Ein Chorherr, Leut! Ein Chorherr ist da! Von den Herren einer!“ Ein Haufe der Halbberauschten drängte mit Tumult in das Treppenhaus des Stiftes und hinauf in den Korridor, wo das Fürstenzimmer und die kleine weiße Zelle lag, in der man den Chorherrn gefunden hatte. Ruhig saß er in seinem weißen Habit auf dem Lehnstuhl, vor einem aufgeschlagenen Buch, an dem der Lufthauch des offenen Fensters die Blätter wendete. Das greise Haupt war gegen die Schulter geneigt, und aus dem bleichen, kleingerunzelten Gesichte sahen die halbgeöffneten Augen mit starrer Ruhe auf die schmähenden Menschen, die sich in die Zelle schoben. Ein kreischender Schwall von unflätigen Schimpfreden ging über den ‚meineidigen Pfaffen‘ nieder, der sich geduldig schmähen ließ, ohne die Lippen zu einem Widerspruch zu öffnen. Als sie ihn ergreifen wollten, fuhren sie erschrocken zurück. Es war ein Toter, den sie beschimpft hatten. Die Augen, die so ruhig zu ihnen aufblickten, waren gebrochen. Aus dem Schweigen, das der erste Schreck erzwungen hatte, klang eine schrillende Weiberstimme: „Ins Feuer den toten Hund! Die falsch geschworen haben, die müssen brennen.“ Als sie schon die Fäuste nach dem Toten streckten, erhob sich im Korridor ein zeterndes Geschrei: „Der Teufel! Der Teufel!“

Aus dem Fürstenzimmer, das sie aufgebrochen hatten, war's mit gellendem Pfiff herausgefahren und mitten hinein in den dicht gedrängten Knäuel der Menschen: ein kleines Scheusal mit buschigem Schweif und grinsender Satansfratze, deren Maul die spitzigen Zähne fletschte. Das geängstigte Tier, das in dem mit Menschen angepropften Korridor keinen Ausweg fand, flog wie ein elastischer Ball mit verzweifelten Sprüngen über die Schultern und Köpfe der kreischenden Leute, fuhr einem Buben ins Gesicht, einem Weib in die Zöpfe, biß und kratzte und schoß wie der Blitz umher, bis es die offene Tür der weißen Zelle und einen Menschen fand, den es kannte. „Der Teufel!“ schrien die einen. Und die andern: „Das ist dem Toten seine verfluchte Seel!“ Einer erkannte das Tierchen und rief in das Gezeter der Abergläubischen: „Ihr Narren, ihr dummen, das ist dem Propst sein kolumbischer Aff!“ Aller Schreck des Aberglaubens löste sich in schallendes Gelächter. Die bei der Tür der Zelle standen, betrachteten mit Neugier und doch mit Grauen den kleinen Affen, der auf der Schulter des Toten saß und in Angst und Erschöpfung so hurtig atmete wie ein lechzendes Hündchen.

In das halbe Schweigen, das dem Gelächter folgte, klang vom Hof, von den lodernnden Feuerstößen her, eine zornige Stimme: „Seid ihr alle von Sinnen? Ist das die Freiheit, für die man fechten hätt sollen? Ist das die gute Sach, die das Blut von so viel tausend Menschen gekostet hat?“

Die Leute, die um die Tür der weißen Zelle standen, drängten sich an die Fenster des Korridors und sahen im Gewühl, das den Hof erfüllte, den Buben des alten Witting beim Feuer stehen, mit seinem Vater und mit der roten Maralen, umzittert vom Flammenschein, dessen Röte mit dem weißen Licht des erwachten Tages kämpfte.

„Leut! Leut!“ Die Stimme Julianders wuchs in der Glut seines Zornes. „In mir ist ein Schreck über euch! Der Bauren gerechte Sach ist aufgestanden wider die schlechten Herren, und in uns allen ist der Glauben gewesen, daß Gott mit uns ist, weil wir Unrecht leiden. Die erste Stund der Freiheit hat euren Verstand zerschlagen,

und wie ihr's teribet, Leut, das ist noch schlechter, als wie's die Herren getrieben!“

Zornige Rufe unterbrachen ihn, und Schimpfworte, in die sich das Lachen der Berauschten mischte.

„Ja! Und tausendmal! Viel schlechter als die Herren seid ihr! Leut, mir ist, als müßt ich euch anspeien! Eine große und schöne Sach hat der Herrgott auf euren Weg gelegt. Ihr hättet die Händ bloß strecken brauchen. Und seid darauf herumgetreten mit dreckigem Schuh und habt sie versaut und verlästert!“

Das schob sich der Schmiedhannes durch das lärmende Gedräng der Menschen. „Wer redet da? Wer reißt seinen Brotladen auf?“

„Der Bub hat recht!“ klang's aus dem Lärm der Menge. Und der Schmiedhannes schrie: „Wer darf zur Baurenschaft reden außer mir?“

„Einer, der gefochten hat für die Sach der Bauren,“ scholl ihm die Stimme der Maralen entgegen, „einer, der seine Fäust gerührt hat, derweil du hocken bist geblieben auf deinem Mist!“ Und die Stimme Wittings: „Einer, der für uns sein Liebstes hat geben müssen, derweil du geschachert hast für deinen Sack, derweil du Tausend hineingeritten hast ins Elend! Du! Ja, du! Und tät ich's beweisen können, ich tät dir noch ein anderes Wörtl sagen! Dir!“

Ein ohrenbetäubendes Brausen erhob sich und der Hannes brüllte, mit der Hand am Eisen: „Das traust du dir sagen?“

„Der sagt, was wahr ist!“ fuhr eine schrille Knabenstimme in den Lärm. Und Ruppert, der Laufbub des erschlagenen Torwärtels, sprang vor den Hannes hin. „Ich sag dir's ins Gesicht: der im Anderherbst, in einer Sonntagnacht, den schwäbischen Joß Friz ans Kloster verrate hat, bist du gewesen! Du!“

Mit einem Fluch war Hannes dem Buben an den Hals gefahren. Witting stieß ihn zurück und riß den Buben an sich. „Judas!“

Keuchend zerrte Hannes das Eisen aus dem Leder. „Du –“ Und wollte schlagen. Da zuckte es wie ein Blitz auf ihn nieder. Das Schwert des Thurners fuhr dem Schmiedhannes durch den Eisenhut bis hinunter in den Kyriß.

Ein Schrei aus hundert Kehlen. Auch die Berauschten waren nüchtern geworden im Schreck. Dann eine Stille, in der man an den Feuerstößen die Flammen rauschen hörte.

Juliander reckte sich auf. „Leut! Das ist Gericht gewesen. Ich laß mir den Vater nit erschlagen von einem, der mitgeholfen hat, der Bauren gute Sach ermorden.“ Er bohrte das Eisen in die Asche eines Feuerstoßes, und die rote Klinge wurde rein. „Jetzt noch ein Wörtl zu euch! Mich haben die Halleiner geschickt, weil Not an Mann ist. Vor Salzburg liegen sechstausend bayrische Landsknecht. Unsere Brüder sind bedroht. Ich muß hinaus. Wer geht mit mir?“

Zwanzig, dreißig, vierzig drängten sich dem Buben entgegen. Als es auf den Mittag zuging, hatte Juliander an die Vierhundert um sich versammelt. Jeden, dem der Wein aus den Augen glänzte, wies er aus der Rotte und schickte die Weibsleute heim, die den Ausziehenden folgen wollten. Nur Maralen durfte mit. „In dir ist Mannsmut,“ sagte Juliander, „such dir ein Eisen!“

In der Mittagsstunde marschierten sie ab. Witting sagte zum Buben des Dürrelechners, der neben ihm in der Rotte ging: „Wär's am ersten Tag auf dem Anger so geschehen, wie heut, so tät's mit der Bauren Freiheit anders ausschauen!“ Seufzend ließ er den weißen Kopf auf die Brust sinken. Er wußte, daß sie auszogen für eine verlorene Sache, für ein Werk, das schon in Trümmern lag, kaum daß es begonnen war.

Bei dem Eilmarsch, den sie angeschlagen, brauchten sie zwei Stunden bis Schellenberg.

Auf dem Hügel hinter der Brücke ließ Juliander die Rotten halten. Sein Gesicht war bleich, ein unruhiges Feuer brannte in seinen Augen. „Wartet, Leut! Eh wir einen Umweg um die Burghut suchen und Zeit verlieren, will ich schauen, daß ich uns freien Durchzug ausmach.“

Während Maralen, an den Arm des Vaters geklammert, mit schwimmenden Augen hinaufblickte zu dem grün

umlaubten, von der Sonne umspiegelten Hügel, der das Wiesengütl getragen, wanderte Juliander die Straße hinaus und der Burghut entgegen, deren Mauern er besetzt sah mit einer großen Zahl von Bewaffneten. Neben den Leuten des Thurners gewahrte er Waffenknechte des Klosters und fremde Söldner. Von weitem erkannte er auf der Plattform des Torwerks, zwischen den beiden Mauerschlangen, den Thurner im sonnblinkenden Harnisch. Und neben dem Thurner sah er einen Ritter stehen: eine breitgeschulterte, schwerfällige Gestalt, in einem gewichtigen und schmucklosen Panzer, auf einen Zweihänder gestützt, den klobigen Kopf mit einem schweren Helm bedeckt, aus dessen zerzausten Straußenfedern rote Korallenklunkern auf das Helmdach fielen. Unter dem aufgeschlagenen Stirnblatt sah man das derbe, sonnverbrannte Gesicht eines Fünfzigjährigen, mit großen gutmütigen Augen und breiter Nase, mit einem wulstigen Mund, auf dessen Oberlippe ein kurzgeschnittenes Bärtchen saß, während ein dicker Bart, wie eine aus Flachs gewulstete Sichel, von den Ohren herumhing um das Kinn.

Herr Lenhard sagte was zu diesem Ritter, und da lachte der Fremde mit einer fetten, behaglichen Stimme.

Dem Buben auf der Straße schoß das Blut ins Gesicht. Seine Augen huschten über alle Zinnen der Mauer. Daß er, was er zu sehen fürchtete, nicht sah, das schien ihm seine Ruhe wiederzugeben. Das lange Schwert gegen die Brust rückend, trat er bis dicht vor die Straßenhalle hin.

Herr Lenhard hatte sich mit den Armen über den Mauerkranz gelehnt und guckte lachend herunter. „Jetzt bin ich neugierig, was der Baurenlackel will! Corpo di cane! Der schaut mir aus, als möcht er das Tor gleich niederbeißen!“ Jetzt wurde der Thurner ernst. „He, du, wer bist du?“

„Wenn mich der Thurner nit kennen mag, so bin ich der Fürsprech der freien Bauren von Berchtesgaden.“

„Soooo?“ Herr Lenhard tat einen langen Pfiff. „Was will der Fürsprech der freien Bauren von mir?“

„Friedlichen Durchzug für meine Rotten. Wir müssen auf Salzburg.“

„Freilich, da draußen geht den Bauren das Wasser bis an die Gurgel. Da muß schon einer kommen, wie du einer bist! Aber sag, du Fürsprech der freien Bauren? Wenn ich den Durchzug verwehr? Rennst du mir dann die Mauer nieder?“

Zuckenden Schmerz um die Lippen, sah Juliander zum Thurner hinauf. „Dann muß ich mich besinnen, daß auch ein Weg durchs Wasser geht. Das hat mir einer gesagt, der Euch heimgebracht hat, was Euch lieb ist.“

„Soooo? Durchs Wasser? Du, da werden deine freien Bauren naß! Wår schad um ihre speckigen Hosenböden. Freilich, da muß ich ein Einsehen haben! So komm halt herein in den Burghof, daß wir den freien Durchzug ausmachen.“

Juliander zögerte mit der Antwort. „Besser wår's, der Thurner tät auf die Straß herunterkommen.“

Da brauste Herr Lenhard auf. „Du meinst wohl, ich lauf dir nach, du Bock, du schwellköpfiger! Per amor maledetto!“ Der welsche Fluch schien den Thurner beruhigt zu haben. Er schmunzelte. „Ich will dir was sagen, du Fürsprech der freien Bauren! Ich merk schon, daß nit Ruh wird im Land, eh nit Herr und Bauer einander entgegenkommen auf halbem Weg. Ich steig auf die Bruck hinunter, und du kommst zu mir. Das ist halb auf der Straß und halb in der Burghut! Gilt's?“

Juliander atmete so schwer, als wäre das eine harte Bedingung. „In Gottesnamen!“

Der Thurner flüsterte dem Torwart ein paar Worte zu und rannte so hastig die steile Treppe hinunter, daß es ein Klirren gab, als wäre ein Küchenschrank mit eisernem Geschirr ins Rumpeln gekommen.

Im Hof waren Zelte aufgeschlagen, an die zwanzig gesattelte Pferde waren angepflöckt, und geharnischte Reiter saßen umher. Überall in den Fensterluken der Wehrgänge sah man Köpfe mit Eisenhüten.

„He, Räßpl!“ überschrie der Thurner den Lärm des Hofes. Auf der steinernen Altane des Wohnhauses erschien was Rotes. „Spring, du Narrenvogel! Dein Bub ist da.“

Man hörte da droben einen leisen Schrei, während am Tor schon die Flügel aufgingen.

Mit rasselnden Ketten sank die Brücke über den Wassergraben, und Herr Lenhard trat hinaus. Er streckte die Hand. „Schlag ein, Bub! Zum guten Frieden! Weil du's bist!“

Langsam, wie gewarnt von einer ahnenden Scheu, setzte Juliander den Fuß auf die Bohlen. „Herr Thurner –“

„Nur näher ein biß! Ich beiß nit!“ sagte Herr Lenhard, zog den Buben an sich und rief in die Höhe: „Hopp!“

Die Brücke stieg.

Erbleichend wollte Juliander sich mit einem Sprung auf die Straße retten. Der Thurner hielt fest. Die Brücke hob sich, und auf den steigenden Bohlen glitten die beiden hinunter in den Burghof, wie auf einer Rutschbahn.

Vom Torwerk hörte man ein fettes, behagliches Lachen, während Herr Lenhard rief: „He, Räßpl! Flink! Da ist er! Den hab ich hereingelupft, wie man einen Ferch aus dem Gumpen schöpft.“

Dem Buben brannte der Zorn auf der Stirn. Er wollte nach dem Eisen greifen. Da kam was Rotes zwischen den Zelten hergeflattert. Ratlos, mit Augen, wie sie ein Bettler im tiefsten Elend macht, sah Juliander den Thurner an. „Herr, ich muß auf Salzburg hinaus –“ Morella stand vor dem Zitternden, in dem dünnen, scharlachroten Fähnchen, in dem sie hinter dem flüchtenden Eichhörnchen durch den Schnee gesprungen war. Das Gewirr der schwarzbraunen Locken gaukelte um das schmal gewordene, vor Freude strahlende Mädchengesicht, während die leuchtenden Augen an dem Buben hingen. Der sah nur immer den Thurner an. Und bettelte: „Herr, ich muß auf Salzburg hinaus –“

„Du!“ sagte Morella. Vor Ärger, weil er sie nicht sehen wollte, zuckte ihr das Hasenmäulchen. Sie puffte ihm die kleine Faust an den blauen Kyrriß. „Ich bin auch da!“

Zögernd wandte er die verstörten Augen, wollte die Hand strecken, zog sie wieder zurück und stammelte: „Herr, ich muß –“

Von der Straße klang der näherkommende Lärm erregter Stimmen, und der Wärtel schrie von der Bastei herunter: „Die Bauren ziehen gegen die Mauer an!“

Der Thurner hörte nicht und lachte. „Räßpl, dem mußt du ein Wörtl sagen! Das ist ein Baurenschädel. Das dauert eine Weil, bis der was merkt.“

Morella faßte die Hand des Buben. Juliander riß sich los, als hätte er glühendes Eisen berührt. Seien Faust griff nach dem Kreuz des Schwertes, die Klinge fuhr aus dem Leder, und mit dem Blick eines Verzweifelten trat er auf den Thurner zu: „Herr! Da treibt Ihr einen Possen mit mir. Der geht mir ans Leben. Lasset mich hinaus in Fried! Ich muß auf Salzburg. Da draußen stehen meine Brüder. Herr, ich hab was gelernt in Eurer Schul. Tut man das Tor nit gutwillig auf, so schaff ich mir durch Eure Knecht einen Weg zur Mauer und spring hinunter.“

Zu Tod erschrocken war Morella vor dem zuckenden Stahl zurückgewichen. Und während draußen der wachsende Stimmenlärm der Bauern immer näher tönte, fing Herr Lenhard zu brüllen an: „Du Narr! Hast du denn keine Augen? So schau doch das Mädal an!“

Da legte der fremde Ritter, der vom Torwerk heruntergestiegen war, dem Thurner die Hand auf die Schulter. „Den Buben mußt du fortlassen, Lenhard!“ sagte er, mit schwäbischem Klang in der Sprache. Er winkte dem Torwart zu: „Die Bruck herunter!“ Und wandte sich wieder an den Thurner: „Der Bub muß nach Salzburg. Den bindet von seiner Pflicht kein Tod und Teufel los, kein roter Mädlesmund und kein zuckriges Glück.“ Er ging auf Juliander zu. „Steck ein, Bub! Wåren alle wie du, so tät's im deutschen Land heut ausschauen, wie's mir taugen möcht! Sollst freien Paß haben. Für dich und deine Bauren. Unter der Bedingnis, daß du mich mitnimmst in euer Gelåger. Ich hab für den obersten Hauptmann der Bauren gute Botschaft. Willst du bürgen für meinen Weg?“

„Herr,“ stammelte Juliander, „ich bürg mit meinem Leben.“ Als er sah, daß die Brücke gefallen war, tat er flink einen Sprung ins Freie. Mitten auf der Brücke drängte sich was Lebendiges unter leisem Lachen an seine Brust, zwei

kleine Hände klammerten sich an die Stahlborte seines blauen Eisenhutes, zwei heiße Lippen schlossen ihm den stammelnden Mund. Dann klang's ihm in die Ohren, ins Herz, in die Seele, mit der flüsternden Stimme des Glücks: „Du dummer Kerl! Ich hab dich ja lieb!“ Lachend huschte das rote Glück ins Tor der Burghut hinein: „Babbo, ich glaub, jetzt hat er was gemerkt.“

Juliander kam auf die Straße, er wußte nicht wie. Als ihn die Seinen umringten, brachte er kein Wort heraus. Herr Lenhard mußte kommen, um es den Bauern zu sagen: der freie Durchzug wäre bewilligt, unter der Bedingung, daß sie einen Ritter mit ins Geläger nähmen, der Botschaft hätte für den obersten Hauptmann der Bauernschaft. Da erschien auch schon der schwäbische Ritter unter dem Tor, nicht auf einem edlen Roß, sondern auf einem zottigen, taubengrauen Maultier, das mehr einem Esel als einem Pferde glich. „Hü, Grauerle!“ mahnte er das Tier, das auf der Brücke scheuen wollte. Die eisengeschienten Beine hingen dem Reiter fast bis auf die Erde nieder. Vor der Brust hatte er den langen Zweihänder, und am Armriemen trug er einen kurzen Spieß mit langer Klinge und mit weißem Fähnl dran. „Bis zum Abend wird Fried sein!“ flüsterte er dem Thurner zu. „Da kannst du mit deinem Mädle kommen, ohne Sorg! Meine Reiter sollen dir Geleit geben. Mein Zelt, das kennst du. Grüß dich, Lenhard!“ Er lachte mit seiner behaglichen Stimme. „Und sag deinem Mädle, daß sie gute Augen hat! Der Bub geht für ein Schock von unseren Junkern. Und wie gesünder ein Glück, um so besser schmeckt's!“

In der Straßenhalle hob sich das Fallgitter, und die Berchtesgadner zogen auf Salzburg zu. Trotz der Erregung, die in den Köpfen und Herzen der Bauern kämpfte, erweckte der Anblick des schwäbischen Ritters auf seinem Maulesel ihre Spottlust. Sie verglichen ihn mit einer Bratwurst, die auf eine Maus gefallen. Hörte der Ritter solche Reden, dann drehte er sich um und lachte gutmütig. Unter dem schweren Panzer machte ihm die heiße Sonne so warm, daß ihm der Schweiß in dicken Perlen über die Nase rann. Im gemächlichen Schritt des Maulesels trappelte er neben Juliander her, den er immer wieder von der Seite betrachtete. Stellte der Ritter eine Frage, so mußte Juliander erst erwachen. Dem Buben war die Kehle zugeschnürt, daß er kaum ein Wort herausbrachte. Wie ein Trunkener schritt er die Straße dahin.

## 18.

Als die Berchtesgadener das Grödiger Moos erreichten, blinkten im Glanz der Nachmittagssonne die Mauern und Türme von Salzburg, halb eingehüllt in Rauchwolken brennender Häuser und in den Dampf des Pulvers, das sie von der Hohensalzburg gegen das Lager der Bauern verschossen hatten. Zur Rechten, hinter dem Dorfe Anif draußen, sah man dieses Lager: ein weitgedehntes und schlecht geschütztes Gewirre von windschiefen Zelten, Bretterschuppen und Strohütten. Links in der Ebene, gegen Maxglan, konnte man das festumwallte Lager des bayrischen Heeres erkennen, mit tausend Zeltspitzen, wie ein braunes Feld mit zahllosen weißen Blümchen. In diesem Lager war alles ruhig, kein Schuß krachte, außerhalb der Umwallung waren die Felder leer, nur auf der braunen Linie der Schanzen sah man es manchmal aufblitzen wie den Schimmer von Harnischen, in denen sich die Sonne spiegelte. Im Lager der Bauern herrschte ein summender Lärm; auch außerhalb der Wälle war ein Gerenne von Menschen, ein Geschrei an allen Ecken und Enden.

Als man dem Lager der Bauern so nah gekommen war, daß man schon die Stimmen der Wallposten unterscheiden konnte, hielt der Ritter den Maulesel an. „Da will ich warten, Bub!“ sagte er zu Juliander. „Ich bin den Bauren gut, aber man steckt nit gern die Nas in einen Ameishaufen, über den ein Ochs gegangen. Nimm von deinen Leuten ein paar Dutzend. Mit denen bleibst du bei mir, zur Bürgschaft für dein Wort auf friedlichen Weg für mich. Einen verlässlichen Menschen schick ins Lager mit der Botschaft, daß ich den Bauren ein redliches Wort vom bayrischen Herzog bring. Die Hauptleut und ein Sprecher von jeder Gemein, die sollen herauskommen zu mir, daß wir verhandeln können auf freiem Anger. Wollen sie guten Frieden haben, so sollen sie nit ausbleiben. Wollen sie morgen zum Abend geworfen und geschlagen sein, so können sie mich warten lassen.“

Juliander, noch immer wie ein Träumender, rief fünfzig junge Burschen aus der Rotte und ließ sie schwören, dem Ritter freies Geleit zu sichern. Dem Vater trug er die Botschaft an den Hauptmann der Bauern auf und schickte ihn mit den andern ins Lager. Maralen, ehe sie dem Vater folgte, nahm den Bruder bei der Hand: „Julei, was hast du?“

„Ich weiß nit, will mich die Höll verschlucken oder ist der Himmel über mich hergefallen?“

Der Ritter lenkte den Maulesel einem nahen Gehöfte zu, vor dem eine bucklige, von alten Birnbäumen umzogene Wiese lag. Schwerfällig hob er sich aus dem Sattel, band den Esel an einen Baum, daß er grasen konnte, und legte sich in den Schatten. „Komm, Bub, hock dich her zu mir!“

Juliander schüttelte den Kopf und blieb bei seinen Leuten.

Da lachte der Ritter. „Wirst schon noch zutraulicher werden!“ Er nahm den schweren Helm ab, wischte sich mit der Feldbinde den perlenden Schweiß von der Stirn, auf die der Helmrand einen roten Streif gedrückt hatte, streckte die eisengeschienten Beine auseinander und lümmelte sich behaglich ins Gras.

Eine Stunde verging, und der sonnenschöne Junitag wollte sich zu leuchtendem Abend wenden. Da sagte Juliander: „Herr, die Hauptleut kommen!“

Der Ritter erhob sich, stülpte den Helm über den Kopf, machte den Esel fertig und stieg in den Sattel.

An die sechzig Leute waren es, die vom Lager kamen, junge und bejahrte Männer, alle gut gerüstet, mit den Waffenstücken, die sie am Schladminger Tag den adeligen Herren abgenommen hatten. An der Spitze der Leute ging ein schwarzbärtiger Mann mit bleichem Gesicht, mit ersten Augen, aus denen die Sorge redete. Das war der oberste Hauptmann der Bauern, Michel Gruber von Bramberg, der Seiger des Schladminger Tages. Noch andere Hauptleute kamen mit ihm, die Vorstände der

Gewerkschaften, des evangelischen Knappenbundes, und die Sprecher von fünfundvierzig Gemeinden.

Juliander ging auf den Hauptmann zu und bot ihm die Hand. „Was ist beschlossen, Gruber?“

„Allweil schreien sie noch, daß man losschlagen muß. Und die Leut haben recht!“ Ein bitteres Lächeln zuckte dem Mann um die bärtigen Lippen. „Gleich wenn ich heimkomm, muß ich losschlagen – meine letzte Kuh an den Metzger. Daß ich mit Weib und Kinder fortziehen kann in evangelisches Land.“

Erschrocken sah Juliander den Hauptmann an. „Gruber!“  
„Du und ich und hundert dazu, die machen es nimmer. Alles ist hin. Müssen wir halt schauen, daß wir den Leuten noch das Leben heraus schlagen. Wer ist der Ritter, der uns Botschaft bringt?“

„Ich weiß nit.“

Gruber ging auf den Ritter zu. „Herr, ich bin der Michel Gruber. Und wer bist du?“

„Das wird sich weisen!“ Mit forschendem Blick betrachtete der Ritter den Führer der Bauern.

Der fragte: „Was willst du von uns?“

„Bürgst du für redlichen Frieden, so lang wir reden?“

„Ich bürg! Wann kommt der Mann, der im Namen des Herzogs mit uns verhandeln soll?“

„Der wird gleich da sein!“ Der Ritter stieg aus dem Sattel. „Deine Leut sollen sich niederhocken. Und schick in das Haus da um einen Sessel! Der Mann des Herzogs hat einen schweren Hinter und sitzt lieber, als daß er steht.“

Die Leute lagerten sich in der roten Sonne auf dem Anger. Als man den Sessel brachte, hängte der Ritter den Zaum des Maulesels über die Lehne und ließ sich nieder. „So, Leut! Des Herzogs Mann ist da!“

Sie guckten ihn verwundert an. Einer, der aussah wie ein Quartiermeister der Landsknechte, sollte der herzogliche Sendmann sein, der über Krieg und Frieden zu entscheiden hatte? Michel Gruber meinte: da müßte der Ritter schon erst eine Vollmacht vorweisen, eh man ans Unterhandeln ginge.

Der Ritter lachte, nahm den Zweihänder zwischen die Knie und sagte: „Ich halt dafür, daß mein Namen Vollmacht genug ist. Ich bin der Jörgi Frundsberg.“

Da gab's einen Aufruhr unter den Leuten. Juliander, dem es heiß ins Gesicht fuhr, stammelte: „Der Meister Jörg? Der seid Ihr!“

„Ja, Bub! Und du sollst vom Meister noch was lernen!“ Schmunzelnd nickte Frundsberg dem Buben zu, während die Bauern laut durcheinanderschrien. Daß der Feldhauptmann des bayrischen Heeres so zu ihnen käme, allein, im Landsknechtkyrriß, auf einem Esel? Das wollten sie nicht glauben. Ein langer Bursch in schwerem Harnisch meinte: „Da könnt ich auch sagen, daß ich der Frundsberg bin.“ Herr Jörg trat lächelnd auf ihn zu, packte den langen Kerl mit der linken Faust an der Bauchschale des Panzers, hob ihn in die Luft, stellte ihn wieder zu Boden und sagte: „So, mein Bruder Thomas, jetzt mach mir's nach, und dann sollst du sagen dürfen, daß du der Frundsberg bist!“

Ein heiteres Geschrei erhob sich. Kraft ist für den Bauer eine heilige Sache, ein Beweis, der überzeugt. Man hörte aus dem Lärm eine Stimme: „Der ist's! Daß er einen Mann mitsamt dem Panzer lupft, das steht in einem Lied!“ Eine andere lachende Stimme: „Teufel, ist das einer! Mit dem möcht ich nit fingerhakeln!“ Und ein Dritter verstand das nicht: „So ein fürnehmer Herr? Und reitet auf einem Esel?“

Herr Jörg hörte dieses Wort und drehte das Gesicht. „Warum denn nit? Ich mach es nit anders, als die tausend Herren im Land, von denen jeder auf seinen Bauren herumreitet.“

Jetzt lachten sie alle und nickten mit den Köpfen. Sie verstanden: das war nur halb ein Scherz. Und fühlten: der meint es gut mit uns. Ein lautes Reden begann.

Als Herr Frundsberg zu seinem Sessel kam, trat ein graubärtiger Mann auf ihn zu, der unter den Eisenschienen das schwarze Kleid eines Knappen trug. „Herr?“ sagte er leis, mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte. „Ist eine Frag erlaubt?“

Frundsberg nickte.

„Es geht unter den Evangelischen die Red, daß Ihr vom Bruder Martin eine gute Meinung habt.“ Der Mann zog aus seinem Wams ein zerknülltes Blatt hervor – das Flugblatt wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern. „Herr! Schauet das Blättl an! Man hat viel Falsches unter die Bauren geworfen, daß man dem neuen Wesen einen Possen und schaden anhängt. Gelt, Herr, das da – das ist auch falsch?“ Der Mann hatte die Augen eines Dürstenden.

„Das da?“ Herr Frundsberg runzelte die Stirn und sagte kurz: „Das ist wahr und echt.“

Der Mann zerdrückte das Blatt in der Faust. „So weiß ich, was ich tun muß!“ Er wollte gehen.

Frundsberg klammerte die Hand um den Arm des Mannes. „Mensch? Was willst du?“

„Heimgehen. Zweitausend evangelische Knappen gehen mit mir. Das kleine Blättl hat unser große Hoffnung zerschlagen.“

Herr Jörg schien in Erregung nach einem Wort zu suchen. Noch immer hielt er den Arm des Mannes fest. Dann sagte er: „Geh oder bleib! Ich weiß dir keinen Rat. Aber was du tust, das tu mit Schweigen. Um der anderen willen.“

Ohne Antwort löste der Mann seinen Arm und ging davon.

Frundsberg ließ sich auf den Sessel nieder und nahm den Zweihänder zwischen die Knie. Er brauchte eine Weile, um der Bewegung Herr zu werden, die in ihm zu stürmen schien. Dann lachte er trocken vor sich hin, blickte auf, guckte die Bauern an und rief mit einer Stimme, die lustig klingen sollte: „Also, Leut, jetzt sind wir beinander, als hätten uns die Tauben zusammengetragen! Jetzt können wir das Maul aufreißen. Ich mein', das versteht ihr. Seit drei Monaten haben neunzig von hundert Bauren nichts andres getan. Und haben gemeint, sie brauchen nur fleißig den Rachen aufsperrn, und die gebratenen Gäns der Freiheit fliegen ihnen hinein. Ist's wahr oder nit?“

Michel Gruber nickte mit trübem Lächeln. „Ja, Gott sei's geklagt, das ist wahr!“

„Hättet ihr flinker die Fäust gehoben und langsamer mit dem Maul geklappert, so tätet ihr heut den Herren den Frieden bieten. Das wär gesünder fürs Reich, als für den Fisch das frische Wasser. Jetzt ist es, wie es ist. Und daß wir vom Fleck kommen – loset, Leut! Gestern ist Kriegsrat gewesen, und wie der Gesandte des Bischofs geraten hat, man soll euch heut aus dem Lager werfen, hat ein anderer gemeint, daß des Herren- und Baurenbluts in unserem armen Land schon genug vergossen wär. Und hat gemeint, man soll's mit den Bauren in der Güt versuchen, zum ersten, weil die Wurst zwei Zipfel hat, und zum andern, weil der Bauer auch ein Mensch ist und mit gutem Recht von seinem Herrn ein menschliches Leben verlangen kann.“

„Herr,“ sagte Michel Gruber, „den Fürschlag habt Ihr getan!“

„So? Meinst du?“ Frundsberg lachte. „Also, der Fürschlag, vom Herzog von Bayern hilfreich unterstrichen, ist durchgegangen. Ich hab mir's ausgebeten, daß ich mit den Bauren reden darf. Morgen hätt ich kommen sollen. Heut hab ich mir gedacht: ein gutes Werk wird um so besser, je geschwinder man's tut. Drum bin ich da. Ich bin allein gekommen, weil ich den Bauren gut bin und weil ich denk, daß wir leichter den Speck von den Schwarten schneiden, wenn zwischen euch und mir kein Pfaff und Hofrat steht. Hab ich recht, Leut?“

In ihrer Freude drängten sie auf ihn zu, als möchte jeder seine Hand fassen. Es dauerte eine Weile, bis es so ruhig wurde, daß Herr Frundsberg wieder reden konnte.

„Loset, Leut! Weil euer Anspruch auf menschliche Freiheit und auf mindere Beschwerung mit Lasten ein gerechter ist, und weil neben schreienden Narren auch Leut unter euch sind, feste und redliche, wie man sie braucht im Reich, wenn es seinen schweren Binkel Not vom Buckel schütteln will, drum soll euch der Frieden so gegeben werden, wie ihr ihn haben wollt. Was ihr verlangt habt in euren Artikeln, das will man euch bieten. Alles!“

Dem Michel Gruber schoß das Wasser in die Augen, als er stotterte: „Herr! Jetzt lügst du aber!“

„So? Meinst du?“ Frundsberg schmunzelte. „Laß mich nur weiterreden! Ich bin noch nit fertig. Mit meiner Red ist's wie mit den Immen, die einen süßen Schnabel und einen sauren Stachel haben. Das Süße habt ihr geschmeckt, jetzt kommt das Bittere. Gerechtigkeit muß sein auf der Welt. Oder alles geht drunter und drüber. Der Bauer ist ein Mensch, drum muß man ihm Gerechtigkeit geben! Ist das wahr?“

Alle Stimmen schrien das Ja.

„Aber ein Herr ist auch ein Mensch. Drum muß man auch Gerechtigkeit geben für die Herren! – Schau nur, da schreit jetzt keiner mehr!“ In dieser Stille erhob sich Frundsberg vom Sessel, und scharf klang seine Stimme. „Am Schladminger Tag, da habt ihr euch geschlagen wie die Bären. Am andern Morgen seid ihr Wölf geworden und habt den wehrlosen Hammeln die blutigen Köpfe vom Leib gerissen. Pfui Teufel, Bauren! Ihr habt euch aufgeführt, daß Schand und Grausen hängen geblieben ist an eurer guten Sach. Das sollt ihr büßen nach Gerechtigkeit!“

Es erhob sich ein wirrer Lärm, aus dem man Julianders klingende Stimme hörte: „Luset, Leut! Wie ich geschrien hab zu Schladming, hat keiner mich hören mögen. Jetzt müßt ihr's hören von einem, der euer Wohl und Weh in der Hand hat!“

Frundsberg – mit einer Stimme, wie sie die Landsknechte an ihm kannten in der Schlacht – rief in das kreischende Gewirbel: „Euren Frieden sollt ihr haben. Das ist Gerechtigkeit für die Bauren. Jetzt her mit den Schuldigen von Schladming! Das ist Gerechtigkeit für die Herren. Der die meiste Schuld hat, soll büßen mit seinem Kopf, und seine ganze Gemeind soll büßen mit ihm. Die anderen sollen ihr volle Freiheit haben.“

Da schrillte eine Stimme: „Die Meinigen sind ohne Schuld. Der Bichler-Andrä von Golling ist's gewesen, der den Fürschlag getan hat, daß man die Herren köpfen soll. Die Gollinger müssen büßen.“ Einer der Männer fuhr wütend auf den Sprecher zu: „Du Lump! Das lügst du! Der Andrä ist bloß das Mannndl gewesen, an dem man gezogen hat. Der lange Seppel von Puch hat ihn aufgehetzt. Die Pucher sollen büßen.“ Gleich war ein Dritter da, der mit allen Eiden schwor: das wär' gelogen, und der zu Schladming am ärgsten für die Schandtat geschrien hätte, das wäre der Hofmeier von Kuchl gewesen. Drum müßten die Kuchler büßen, und die Pucher müßten ihre Freiheit haben.

Immer heißer wirrte sich das Geschrei ineinander, jeder schob die Schuld auf den Nachbar, jeder wollte seine Freiheit haben und den anderen büßen lassen. Schon waren sich zwei in ihrem Zorn mit den Fäusten an die Gurgel gefahren; schon hatten sich viere bei den Haaren gefaßt; und ehe man noch herausbrachte, wer der Schuldige wäre, hatte sich die ganze Friedensversammlung verwandelt in einen raufenden Menschenknäuel, in dem die Fäuste niederdrochen auf die Helme und Harnische der zu Schladming ermordeten Ritter. Das tat den dreschenden Fäusten weher, als den Köpfen und Schultern, die unter dem schützenden Eisen staken.

Michel Gruber, Juliander und ein paar andere machten vergebliche Versuche, die Ruhe herzustellen und diese klopfenden Schreier zur Besinnung zu bringen. Die hörten auf keine gütliche Mahnung, auf kein Wort des Zornes. Sie kamen erst zur Besinnung, als sie ein Lachen hörten, das mit seinem saftigen Klang den zeternden Lärm übertönte.

Dieser Lachende war Herr Jörg von Frundsberg. Er lachte, daß ihm auf seinem hüpfenden Bauch der Harnisch klapperte und daß ihm aus den klein gewordenen Augen die Tränen über die breiten Nasenflügel kollerten. Und dieses Lachen machte die Bauern still. Erschrocken sahen sie einander an. Und manchem, dem das Blut ins Gesicht fuhr, war es anzumerken, daß die Scham in ihm erwachte.

Meister Jörg wischte sich die Tränen von den Wangen. Es fiel ihm schwer, sein Lachen zu bezwingen, als er zu sprechen begann: „Bauren! Bauren! O ihr armen, unverständigen Hammel! Wie die Gimpel auf den Leimruten, so seid ihr mir aufgesessen. Ich mein' es gut mit euch. Aber zeigen hab ich euch müssen, wie ihr seid. Mein

Wort von der Freiheit für die Bauren und von der Buß für die Herren ist Speck gewesen für die Mäus in euren Seelen. Wahr ist's: die deutschen Bauren sind, wie Pfaffen und schlechte Herren sie gemacht haben. Drum müßt ihr euch selber erst zu Menschen erziehen, wenn ihr menschliche Freiheit im Reich genießen wollt und dem Reich das Volk sein, das es braucht. Aus den Tagdieben, die mir zulaufen, muß ich, eh ich die Schlacht gewinnen kann, erst brave Landsknecht machen, die leben und sterben füreinander. Jetzt gehet heim, schreiet und saufet nit wieder, wie es euer altes Wesen ist, sondern haltet Einkehr in euren Köpfen und Herzen. Kommt euch wieder einmal die heilige Zeit, in der unser Volk zur Freiheit und unser Reich zu stolzer Mächtigkeit genesen könnt, so lernet von eurem Schaden! Und merket: daß man über schönem Haus ein sicheres Dach nit spreizen kann, wenn nit jeder Balken ein Schutz für den Nachbar ist. Den Bruder fallen lassen und sagen: büß nur du, ich will's gut haben? Pfui Teufel, Leut! So baut man das Elend, nit das große, feste und schöne Haus für ein Volk.“

Herr Frundsberg, der mit Lachen begonnen, hatte sich den heißen Zorn ins Gesicht geredet. Er nahm den Zügel des Maulesels von der Stuhllehne und bot dem Hauptmann der Bauern die Hand hin.

„Michel Gruber! Komm her und schlag ein! Ich weiß, du bist ein tüchtiger Mann. Dir gilt nit, was ich den andern hab in die Ohren schreien müssen. Dir sag ich, daß ich beim bayrischen Herzog einen guten Frieden für die Bauren ausgewirkt hab. Allen Schuldigen will man Pardon geben. Den Bauren, die in Ruh zu ihrer Arbeit heimkehren, soll das Leben erleichtert werden. Alle Lasten, die nach Urkund nit zurückgehen über fünfzig Jahr, der kleine Zehent, der Todfall, die Dorfmaut, der Bubenzens und die Basensteuer sollen aufgehoben sein. Und sind der Luthrischen hundert Köpfe in einem Dorf, so sollen sie das Recht haben, einen Pfarrer zu wählen, der ihnen Gottes Wort ohne menschlichen Zusatz predigt. Das ist alles, was ich erwirken hab können.“

„Das ist viel, Herr!“

„Komm zum Abend mit drei Fürmännern der Bauerschaft zum Herzog ins Geläger, daß man die Urkund festmacht und siegelt. Bleibst du aus, so habt ihr morgen den Sturm. Mir tät das Herz weh, wenn es sein müßt. Aber ich bin ein Kriegsmann und steh mit treuem Eid in meines Herren Dienst. Und laß dir noch sagen, Gruber –“ Herr Frundsberg legte dem Hauptmann die Hand auf die Schulter. „Draußen in Schwaben, im Rheinland und am Main, ist durch der Herren Einmut und durch der Bauren Zwietracht alles niedergeschlagen, was schön in die Halm hätt schießen können. Da steht kein Bauer mehr im Feld. Auf Beistand von da draußen darfst du nit hoffen.“

Schwer atmend nickte der Hauptmann.

„Und daß ich weiß, wie's in deinem Geläger ausschaut, dafür hat ein Bruder Judas unter deinen Bauern gesorgt. So ein Lump! Wie er das Geld hat haben wollen, hab ich ihn hängen lassen. Vier Tag noch habt ihr zu leben. Dritthalb Zentner Pulver liegen noch in euren Kisten. Von den fünf Falkonetten, die der Bub da drüben und seine Schellenberger bei Schladming erobert haben, sind drei zersprungen, weil ihr das Laden nit verstanden habt. Die Hälfte von deinen Bauern ist des Elends müd und will heim zu den Wiesen, die man heuen muß. Und bis du ins Geläger kommst, sind zweitausend evangelische Knappen davongezogen. Die haben recht. Kommt die Hoffnung ins Brechen, auf die man gebaut hat, so bricht das Leben. So ist's bei dir, Gruber. Und bei mir drüben liegen sechstausend Landsknecht zäh am Spieß, viertausend bayrische Söldner sind gestern eingerückt, und dreißig Feldschlangen warten drauf, daß sie den Tod in eure Herzen werfen. Sei gescheit, Gruber! Um der armen Leut willen, die mich erbarmen. Und Gottes Gruß! Ich denk, ich seh dich am Abend.“

Herr Frundsberg stieg in den Sattel. Da brauchte er sich nicht hoch zu schwingen. Er brauchte nur das Bein zu heben. Alle Erregung schien in ihm erloschen, als sein Blick auf Juliander fiel. Er lächelte. „Bub! Geh her da! Heut am Abend kommst du zu mir ins Zelt. Da hast du meinen

Ring. Den brauchst du nur fürweisen am Walltor, und jeder Landsknecht führt dich. Und bring deine Heimleut mit! – Hü, Grauerle!“ Er wandte sich noch im Sattel und rief den Bauern freundlich zu: „Guten Abend, Leut! Morgen ist Frieden, hoff ich!“ Dann ritt er davon, quer über die buckligen Wiesen. Wie der kleine Maulesel in leichtem Trab über die Furchen des Grundes auf und nieder tauchte, und wie der schwerfällige Mann mit seinem festen Hintern auf dem niederen Tiere locker und sanft gerüttelt wurde, das war so drollig anzusehen, daß die Bauern wieder zu lachen begannen.

Auf dem Anger, auf dem sie standen, rief Michel Gruber die Leute zur Entscheidung zusammen. Er sagte ihnen, was der Rat der Ältesten schon seit drei Tagen wußte: daß zu Würzburg alles verloren, Berlichingen geflohen und Florian Geyer gefallen war. Er hielt ihnen vor, was sie von einem redlichen Frieden zu hoffen, von einem unvernünftigen Kampf zu befürchten hätten. Da gab es kein langes Besinnen.

Am Abend, als der rote Glanz hinüberblaute in die Nacht, wanderte Michel Gruber mit fünf Friedenszeugen zum Lager des Herzogs, alle in ihren Bauernkleidern, ohne Harnisch, die kurze Wehr am Gürtel. Nur Juliander, der ihnen mit Witting und Maralen folgte, trug noch das blinkende Eisen und die Klinge des Thurners.

Als sie bei sinkender Dämmerung zum Walltor kamen, ging mit rasselndem Trommelschlag der Zapfenstreich durch die Lagergassen. Ein Leutnant, der mit zwölf gerüsteten Hellebardieren beim Tor schon gewartet hatte, geleitete den Michel Gruber und die Friedensboten zum Zelt des Herzogs. Ein Landsknecht führte Juliander und die beiden, die mit ihm gekommen waren, zum Zelt des Frundsberg.

Während Maralen keinen Blick von der Erde hob, musterte Witting das bunte Leben des Lagers, die Gestalten an den Feuerstätten, die singenden Landsknechte und die blinkenden Waffenpyramiden vor den Zelten, deren weiße Tücher im Abendwinde rauschten. Auch Julianders Augen irrten überall umher; sie schienen nicht zu sehen, nur immer zu suchen. In dem Buben war ein Aufruhr, daß sein Atem ging wie nach hastigem Lauf.

Da kamen sie zu einem freien Platz, auf dem sich ein großes Zelt gesondert von den andern erhob. Sechs mächtige Fahnen, mit deren zeretzten Seidentüchern der Wind spielte, waren vor dem Eingang des Zeltes aufgepflanzt, und stämmige Landsknechte mit ihren Langspießen hielten die Wache.

Witting faßte Maralen am Arm und hielt sie zurück, während der Bub, das Schwert des Thurners an die Brust geklammert, durch das Spalier der Wache ging. Der Landsknecht, der ihn führte, schob das Zeltuch beiseite. Juliander, obwohl der Eingang des Zeltes zwei Mannshöhen hatte, bückte sich wie vor einer niederen Tür. Er sah nur, daß im Zelt eine Wachsfackel brannte. Alles andere schwamm vor seinen Augen. Ein leiser Schrei in Freude, ein welscher Fluch wie ein Lachen. Und da flog ihm sein Glück entgegen mit offenen Armen, und wieder war es dem Buben wie am Morgen auf der Brücke der Burghut, so heiß auf den Lippen, so brennend im Herzen.

„Fräulen,“ stammelte er mit versagendem Atem, „Herr du mein! Das ist ja doch Narretei!“

„Der Babbo sagt's auch! Aber Lieb, die nit närrisch sein kann, ist nit die rechte!“ Weil er noch immer wie versteinert stand, griff sie mit beiden Händen in die Armschalen seines Panzers und rüttelte ihn. „He! Du! Wach auf! Ich bin's!“ Das Mädal lachte. „Oder magst du mich nit?“

Da sah er sie an, so leuchtend, als wäre ihm aller Himmel des Lebens in die Augen gefallen. „Du Not – du Glück –“ Und umschlang sie und drückte sie an das blaue Eisen seiner Brust, daß sie stöhnen mußte und dennoch lächelte.

„Bub! Diavolo scatenato!“ fuhr Herr Lenhard dazwischen. „Druck mir das Räßl nit zu einem Butterfladen zusammen! Ein bißl was muß mir auch noch bleiben von ihr!“

Erschrocken öffnete Juliander die Arme. Morella, sich dehnend, sagte ernst zu ihrem Vater: „Babbo, jetzt hab ich's auch gemerkt, was für einen starken Arm mein Bub hat! Morgen wirst du mir von deinem Balsam geben

müssen, der für die blauen Flecken hilft.“ Sie lachte wieder und faßte Julianders Hand.

Wie ein Schwindel überkam es ihn. Er fiel auf eine Truhe, daß Morella erschrocken fragte: „Herzlieber, was hast du denn? Du wirst mir doch in dem dummen Krieg nit krank geworden sein? Was hast du, Bub?“

„Was soll er haben?“ brummte Herr Lenhard. „Das besoffene Elend vom Rausch seiner Lieb!“ Er schob die Hände hinter den Gürtel und wanderte pfeifend zum Zelt hinaus.

Morella hatte sich zu Juliander auf die Truhe gesetzt. „Du Lieber! So red doch ein Wört!“

Er sah sie an in aller Freude seines Glückes, in allem drückenden Schmerz der Gedanken, die ihn durchwühlten: „So viel Tausend müssen ihr Elend leiden! Und ich allein soll das Glück haben?“

„Du allein? Ich bin doch auch dabei!“ Sie schmiegte sich an seine Brust und spürte eine harte Kante seines Panzers. „Allweil das dumme Eisen!“ murrte sie und suchte den Riemen, mit dem der Panzer geschnallt war. „So tu doch das herunter! Das tu tmir ja weh, wenn ich dich lieb hab.“

Mit seinen zitternden Händen half er ihr, die Riemen zu lösen. Das blaue Eisen klirrte, als es zu Boden fiel. Dann nahm er scheu ihr brennendes Gesicht zwischen die Hände. „Kann's denn wahr sein?“

Sie küßte ihn auf den Mund. „Wenn das gelogen ist?“

Da fiel ihm der Glaube in seine zitternde Freude.

Während die beiden dürstend aus dem roten, heißen Kelch ihres Glückes tranken, wurde das Zeltuch gehoben und Herr Lenhard schob den alten Witting und die Maralen herein. „Da, Bauer, schau, was dein Lümmel von Bub meinem Herrenleben abgefochten hat! Jetzt kann ich die Kriegskosten zahlen und mein bissel Silberzeug verkitschen, daß wir Geld auf Leinwand kriegen!“

Maralen schwieg. Witting strich mit der Hand das weiße Haar in die Stirne. „So? Mein Bub? Freilich, mein Bub –“ Es glänzte in seinen Augen.

Morella ging auf den Alten zu. Schweigend, ein wenig verlegen, reichte sie ihm die Hand. Als sie sich zu Maralen wandte, konnte sie sprechen. „Schwester!“ Zögernd faßte Maralen die Hand des Fräuleins.

Klirrende Schritte klangen. Herr Frundsberg trat in das Zelt. Jetzt trug er das bunte, kostbare Hofkleid und um die Brust einen leichten Prunkpanzer, dem die flackernde Kerzenflamme hundert funkelnde Sterne auf die silberplattierten Schalen streute. „Lenhard,“ rief er lachend, während er die gelben Handschuhe von den Fäusten zerrte, „der Frieden ist ausgebachen. Grad haben wir ihn aus dem Ofenrohr gezogen, wie er noch geraucht hat. Beim Siegel ist mir ein heißer Wachstropfen auf die Hand gefallen. Gottlob, ich hab mir wenigstens das Maul nit verbrannt. Und hab doch alles herausgeschlagen für die Bauren. Aber Beißen hat's gekostet!“

Da sah er das junge Paar und blieb eine Weile stumm. Dann ging er auf die beiden zu und legte ihnen die Hände auf die Schultern.

„Recht so, Kinder! Ihr löset den Krieg zwischen Herr und Bauer auf eure Weis. Fast mein' ich, als wär's von aller Weis die beste. Das Land braucht wieder Leben. Euer Glück ist ein gesundes. Das wird feste Buben geben. Der erste soll Jörgel heißen. Den heb ich über die Schüssel. Gilt's? Und kann ich für euch was tun, Kinder, ich tu's. Das lautere Glück zweier Menschen ist ein heilig Ding. Das sollt man ins Tabernakel stellen.“ Herr Frundsberg lachte. „Eine Kirch kann ich euch freilich nit bauen. Aber willst du dein Leben an das meinige binden, so komm mit mir, Bub! Sollt eine Burghut haben und drei Meierhöf als Lehen dazu.“

„Herr!“ stammelte Juliander, ohne die Hand zu rühren.

Da versetzte ihm Herr Lenhard einen Puff. „So greif doch zu! In meinem Ratzenloch kann ich dich eh nit haben. Du mußt hinaus ins Leben. Und das Räßl soll mit. In Gottesnamen! Das Mädal kann doch nit zu seinem haarigen Eichkatzl in den Käfig heuern!“

Wieder lachte Meister Jörg. „Besinn dich, Bub! Dann reden wir drüber. Und der Bauer da? Das ist dein Vater?“

„Ja, Herr!“

Frundsberg reichte dem Alten die Hand. „Bauer, ich kenn dich nit. Aber dein Bub ist eine gute Red für dich. Und das junge Weib da?“

Herr Lenhard murmelte dem Meister Jörg ein paar Worte ins Ohr.

„Die mit den roten Fäden?“ Ernst betrachtete Frundsberg das vergränte Gesicht der Maralen und strich ihr mit der Hand über die Zöpfe. „Da seh ich Fäden – die sind grau geworden. Was sagst du zu deines Bruders Glück?“

„Daß mein Leben wieder eine Freud hat.“

„Und Freud, die möchte man allweil sehen, gell? Was meinst du, Alter? Der Truchseß hat mir in Schwaben draußén so viel gute Bauren totgeschlagen, daß mir ein paar fleißige Schaffer wie gewünschen kämen. Magst du mit?“

Witting schüttelte den weißen Kopf. „Soll der Bub sein Glück haben. Für mich zahlt sich's nimmer aus, die paar Jähren! Das Lenli und ich, wir kommen schon aus miteinander. Gelt?“

„Ja, Vater!“ sagte Maralen ruhig. „Und daheim, da hab ich den Brunnen, hab mein Gärtl, hab den Holunder und unser Bänkl dabei.“

Frundsberg nickte. „Heimat ist ein Ding, das eiserne Klammern hat. Soll einer auf neuen Boden steigen, so muß er ein neues Leben finden wie der Bub da!“ Er wandte sich zu Juliander und lachte. „Ein Leben wie im Honigtiegel wird's nit werden. Bei mir wirst du Arbeit kriegen!“

Juliander reckte sich. „Herr, ich bin der Eurig auf Treu und Leben!“

Der Thurner, in der heißen Neugier seines Landsknechtherzens, fuhr mit der Frage dazwischen: „Jörg? Was meinst du mit deiner Red? Geht's irgendwo schon wieder los?“

„Glaubst du, Lenhard, daß der Frieden geschaffen ist, weil wir heut ein Quentl Wachs auf Pergament getropft haben?“ Furchen gruben sich in die Stirn des Ritters. „Wo das erste Feuer aufschlagen wird, das weiß ich nit. Aber brennen wird's! Ins Reich ist ein Zwiespalt geworfen, aus dem der Hader auffliegen wird wie Staub von dem Mehlsack, den man klopft. Aus unserer blutigen Zeit hätt ein großes Ding herauswachsen können, ein starkes Volk mit freier Kirch. Das ist verloren und vergeudet, wer weiß wie lang? Alles Gute ist in Verruf gekommen, und Dreck ist in die Räder des deutschen Wagens geronnen, statt daß man sie geschmiert hätt mit frischem Öl. Der Bauren Versuch, die Freiheit aufzurichten, hat scheitern müssen, weil ihnen der eigene Löffel mehr gegolten hat als die Schüssel der Gemeinschaft. Und weil sie versäumt haben, über sich selber zu wachen und des Bruders Leben so wert zu halten wie das eigene.“

„Lenli!“ flüsterte Witting und klammerte die Hand um Maralens Arm. „So redet ein Herr!“

„Ja, Bauer! Nit die Fäust der Herren haben das Volk über den Haufen geworfen, sondern die eigene Torheit.“ Herr Frundsberg begann die Schnallen des silbernen Panzers zu lösen, als wäre seiner mächtigen Brust unter dem starren Metall das Atmen schwer geworden. „Aber der deutsche Acker ist aufgewühlt. Furchen sind gezogen und gute Keim sind dreingeworfen. Die Zeit wird kommen, in der sie aufgehen. Unter den Menschen ist viel Geschmeiß. Aber im Volk sind Leut wie der Bub da, und unter den Herren sind Männer wie der Geyer einer gewesen ist. In uns Deutschen ist das Gefühl der Mündigkeit erwacht, die Ahnung was wir sein könnten in freier Einigkeit. Mögen die Bauren ihre blutigen Köpfe zur Kühlung in den Mist stecken, mögen die Herren in ihrem Unverstand und Hochmut so tun oder so – alles wird kommen, wie es muß! Der Völker Historia ist ein lebendig Ding, das ewige Dauer hat und ein unverbrüchlich Gesetz. Und steigt den Deutschen das Wasser bis an den Hals – gib acht, Lenhard, dann besinnen sie sich auf das Rechte. Und sammeln mit festem Hornruf um das Reich, was deutsches Blut hat. Und werfen hinaus aus dem Land und aus ihren Seelen, was undeutsch ist. – Tun sie es nit, so werden sie aufgefressen von der Zeit und vom eigenen Unfried.“

Draußen ging mit Trommelgerassel der zweite Zapfenstreich durch die Lagergassen.

Im Zelt war's still eine Weile. Und in diesem Schweigen war etwas heilig Ernstes. Sechs Menschen, vom Leben zusammengeführt aus Burg und Hütte – sechs Menschen in Macht und Armut, in Elend und Glück – und in ihnen allen das gleiche Gefühl, der Ernst der Stunde an einer Wende der Zeit, zwischen dem Alten und Neuen, zwischen dem Abgelebten und dem Kommenden.

„Es hat zum anderenmal umgeschlagen,“ sagte Herr Frundsberg und löste die Feldbinde von den Hüften, „ich muß dich heimschicken, Lenhard. Nach dem zweiten Streich darf keiner bei den Zelten bleiben, der nit zum Fähnl gehört. Das ist Lagergesetz.“ Er reichte allen die Hand und sagte zum Thurner: „Komm morgen mit dem Buben! Dann reden wir weiter.“

Die Nacht war finster geworden, als sie das Lager verließen. Kaum schied man noch das ebene Land von den Gehängen des Untersberges, kaum noch die Berge von der dunklen Höhe. Man wußte nur: dort, wo so klein die Sterne funkelten, das war der Himmel – alles andere war Erde. Nur gegen Norden lag eine falbe Röte in der Finsternis, wie der Schein einer Brandstätte, auf der die Gluten erlöschen wollen. Das war die Nachtröte der Stadt mit den glimmenden Fenstern der Hohensalzburg.

Bei Anif drüben, wo sich das Lager der Bauern dehnte, sah man keinen Feuerschein. Da war alles schwarz. Ein summender Lärm quoll über die Felder, halb verweht von dem frischen Hauch, der über die Berge niederstrich und auf dem ebenen Moorland die schwüle Luft erfrischte.

Schweigend folgten die Fünf, die das Lager verlassen hatten, ihrem Wege durch die Nacht. Herr Lenhard ritt voraus. Witting und Maralen schritten hinter ihm. Neben dem Braunen, der im Sattel das Fräulein schaukelte, ging Juliander. Er hatte den Zügel des Tieres um den Arm gewunden und hielt die Hand der Geliebten umschlossen. Mit seinen Falkenaugen sah er in der Finsternis jeden Stein auf der Straße, jede Furche, jede schlammige Stelle. Dann drängte er mit dem Arm das Tier auf besseren Weg.

Leute trafen mit ihnen zusammen, immer wieder, schritten in Hast vor ihnen her oder blieben müd auf der Straße zurück. Bald in größerem Trupp, bald einzeln und wieder paarweis, die meisten stumm und eifertig, manche mit erregten Stimmen schwatzend, tauchten sie aus der Finsternis auf, folgten der Straße oder kreuzten sie und verschwanden wieder im Dunkel.

Noch am Abend, als Michel Gruber den Frieden ins Lager brachte, war die ganze Heerschar der Bauern auseinandergelaufen. Zwölftausend rannten in der Nacht davon, mit seufzender Hast, der eine da hin, der andere dort hin, jeder zu Weib und Kind – ob sie noch lebten? – zu seiner Hütte – ob sie noch stand? – zu seinen Wiesen, die man mähen mußte, zu seiner Kuh, die am Kälbern war, zu seinen Äckern, auf denen er in diesem Jahr den Samen nicht ausgeworfen hatte.

Als Herr Lenhard, umgeben von einem hastenden Menschenschwarm, mit den Seinen in das enge Tal der Burghut einritt, klang über das Grödiger Moor ein dumpfes Dröhnen und wirres Klingen. Die Bürger von Salzburg läuteten mit allen Glocken den Frieden ein; und der hochwürdigste Kirchenfürst Matthäus schoß Viktoria mit seinen Mauerschlangen und Kartaunen.

Am andern Tag wurde auf der Hohensalzburg große Tafel im Fürstensaal gehalten. Man schwatzte bei rauschender Musik, begoß den jungen Frieden mit altem Wein, und Herr Matthäus, der vom Papste mit dem Lorbeer gekörnte Dichter, sprühte von Geist und Laune, sang zur laute eine Hymne auf die schönen Frauen und machte so witzige Epigramme über die Bauern und ihren Krieg, daß ihn die lachenden Domprälaten mit Beifall überschütteten.

Nach den Festtagen blieben tausend Waffenknechte in dem friedlichen Land zurück, fünfhundert für Burg und Stadt, vierhundert für Hallein und das Pongauer Tal, hundert für Berchtesgaden, um Herrn Wolfgang von Liebenberg und seine Chorherren in das verwüstete Kloster zurückzuführen.

Schon nach vier Wochen hatten die Bürger und Bauern des Salzburger Landes alle Ursach, eine Gesandtschaft an den Herzog von Bayern zu senden, mit Beschwerden wider

den Bischof, der den beschworenen Frieden nicht gelten ließ.

„Den Frieden hat der Frundsberg mit den Bauren gemacht. Der und die Bauren sollen ihn halten. Ich habe den Frieden nicht unterschrieben.“ So erklärte Herr Matthäus und zwackte den Bauern von den Bestimmungen des Vertrages ab, was sich biegen und brechen ließ.

Dennoch hatten die Bauern in den Bergen mit diesem Frieden noch das bessere Los gezogen, als die Bauern am Neckar draußen, am Rhein und am Main. Da würgte die Rache der Herren ohne Schonung. Des Blutes, das man über die Schafotte rinnen ließ, wurde so viel, daß sich die Wirkung dieser grausamen Strenge in das Gegenteil verkehrte, und daß sich der zitternde Schreck des Volkes in lachenden Galgenhumor verwandelte. Den Henker nannte man den ‚Meister O weh‘ und den ‚roten Bruder Überall‘. Sogar die Verurteilten, die das rote Brett besteigen mußten, wurden von dieser grauenvollen Lustigkeit der Zeit befallen. Einer, dem man zu Kitzingen die Augen austach, sagte lachend: „Gottlob, jetzt brauch ich keinen Herrn mehr sehen!“ Ein anderer, zu Bamberg, als der ‚Meister O weh‘ schon das breite Eisen hob, fragte schmunzelnd: „Wenn du mir das Köpfl heruntertust, wo soll ich denn meinen Hut hinsetzen?“ Ein Dritter, ehe der Streich fiel, sagte: „So löst man Steuern ab!“ Und ein junger Bauer, den sie vor dem Ulmer Dom auf das Rad flochten, sang mit heller Stimme:

„Als ich auf dem Wacholder saß,  
Da tranken wir all aus dem großen Faß,  
Wie bekam uns das?  
Wie dem Hund das Gras.  
Und wenn der Wacholder wieder blüht,  
Da klopft man das Eisen, so lang wie's glüht!  
Das bekommt der Welt,  
Wie der Regen dem Feld!“

Die das Lied gehört hatten, trugen es weiter. Viele, die es sangen, dichteten neue Verse dazu. So sprang es mit seinen hundert Reimen von Dorf zu Dorf und wanderte vom Rhein bis an die Moldau und bis zur Muhr. Wenn die Bauern durch Wald und Felder gingen, wenn sie daheim saßen am Herd, wenn sie schwitzten in ihrer Mühsal, und wenn die Buben im Mondschein am Fenster ihres Mädels vorübergingen, überall sangen sie:

„Und wenn der Wacholder wieder blüht –“

Die Hoffnung des Volkes war zerschlagen. Das deutsche Volk fing wieder zu hoffen an.